A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

39. JAHRGANG, SEPTEMBER 2003, HEFT 3

WALTER SCHMIDT: Friedrich Wilhelm Müller (1801–1868). Ein Burschenschafter, protestantischer Geistlicher und achtundvierziger Demokrat aus Schlesien

RUDI BECKERT: Max Fechner. Vom Sozialdemokraten zum SED-Funktionär

JÜRG ULRICH: Trotzkis „Wiener Pravda". Eine Anwendung der Fleckschen Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv

DIRK H. MÜLLER: Lese-Biographie oder Forschungsstand? Anmerkungen zu Thomas Welskopp

KLAUS WEINHAUER: Polizeigeschichte vom Zweiten Weltkrieg bis in die Bundesrepublik. Anmerkungen zu einigen Neuerscheinungen

TAGUNGSBERICHT • NEUE LITERATUR
WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN

Archiv

für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Germinal Verlag

Heft 17 **849 S.** **ISBN-88663-417-5** **€ 22,–**

Peter Kuckuk, Vorwort zu Karl Plättners Broschüre „Der organisierte rote Schrecken!"
Karl Plättner, Der organisierte rote Schrecken! Kommunistische Parade-Armeen oder organisierter Bandenkampf im Bürgerkrieg
Joachim Tautz, Vorwort zu Ernst Schneiders Broschüre „Die Wilhelmshavener Revolte"
Ernst Schneider (Icarus), Die Wilhelmshavener Revolte. Ein Kapitel aus der revolutionären Bewegung in der deutschen Marine 1918/19
Hartmut Rübner, Interklub, Bordzelle, revolutionärer Seeleutestreik: Die „Revolutionäre Gewerkschaftsoppostion" in der Seeschiffahrt während der Weltwirtschaftskrise
Hartmut Rübner, Das Bordzellenbuch des Dampfers BOCKENHEIM
Giovanni Borgognone, Max Nomad zwischen Anarchismus und Elitentheorie
Max Nomad, Kapitalismus ohne Kapitalisten
Paul Mattick, Diktatur der Intellektuellen? (Kritische Anmerkungen zu den Überlegungen von Max Nomad)
Max Nomad, Die Herren von Morgen
Paul Mattick, Max Nomads „Die Herren von Morgen"
Antonio Donno, Anarchismus und amerikanische politische Tradition in den Vereinigten Staaten des neunzehnten Jahrhunderts
Giuliana Iurlano, Theodore Schroeder und der Free Speech Fight im progressistischen Amerika
Francis Shor, Jüdischer Anarchismus und jüdische Siedlungsgemeinschaften in den Vereinigten Staaten: Von Stelton nach Sunrise
Ettore Cinella, Machno in der ukrainischen Revolution von 1917 bis 1921
Philippe Bourrinet, Victor Serge: Totalitarismus und Staatskapitalismus. Sozialistische Dekonstruktion und kollektivistischer Humanismus
Charles Jacquier, *„Finstere Tage":* Boris Souvarine und die Machtübernahme Hitlers
Boris Souvarine, *„Schreckliche Lektion":* Artikel aus „Le Travailleur"
Birgit Schmidt, Die Schwester Ramm. Zum Briefwechsel zwischen Nadja Strasser und Rudolf Rocker
Rüdiger Reinecke, Zeitgenössische Literatur über nationalsozialistische Konzentrationslager 1933 bis 1939. Ein Forschungsbericht
Jacques Wajnsztejn, Teilbewegungen und ihre Folgen
Eleftherios Carayannis, Studenten gegen Diktatoren. Autonomie und Widerstand in Griechenland 1972/73
Egon Günther, Der beredte Fund. Eine Anekdote
Günther Gerstenberg, Bewegung, eingefroren. Die bayerische Revolution im Fernsehen
Die Frau als Anarchistin
Rezensionen und Hinweise

Abbonnements (20 % billiger) und Bestellungen (erhältlich sind die Hefte 1–7, 9–16) über die Redaktion: Wolfgang Braunschädel, Hustadtring 33, 44801 Bochum.

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 3/03

WALTER SCHMIDT: Friedrich Wilhelm Müller (1801–1868). Ein Burschenschafter, protestantischer Geistlicher und achtundvierziger Demokrat aus Schlesien 281

RUDI BECKERT: Max Fechner. Vom Sozialdemokraten zum SED-Funktionär 314

JÜRG ULRICH: Trotzkis „Wiener Pravda". Eine Anwendung der Fleckschen Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv 342

BERND FLORATH: Karl Korschs Wirkung in der Bundesrepublik. Kolloquium aus Anlaß des 60. Geburtstages von Michael Buckmiller, Hannover, 20. Juni 2003 360

DIRK H. MÜLLER: Lese-Biographie oder Forschungsstand? Anmerkungen zu Thomas Welskopp 363

KLAUS WEINHAUER: Polizeigeschichte vom Zweiten Weltkrieg bis in die Bundesrepublik. Anmerkungen zu einigen Neuerscheinungen 378

NEUE LITERATUR

Enciclopedia della sinistra europea nel XX secolo. Hrsg. von Aldo Agosti, Roma 2000 *(Gerd-Rainer Horn)* 384

Findbuch zum „Archivbestand 2: Allgemeine Sachablage" des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR, Münster u. a. 2001 *(Matthias Wagner)* 388

Uwe Timm, Gesammelte Schriften. Veröffentlichungen 1955 bis 2002, Hamburg 2002 *(Ulrich Klemm)* 390

Rudi Dutschke, Jeder hat sein Leben ganz zu leben. Die Tagebücher 1963 bis 1979. Hrsg. von Gretchen Dutschke, Köln 2003 *(Volker Gransow)* 391

Gian Mario Bravo, Democrazia, socialismo e partito repubblicano. Il tedesco-americano August Becker (1814–1871), Rom 2002 *(Joachim Höppner)* 395

Bernie Taft, Diesseits von Gut und Böse. Erinnerungen eines roten Weltbürgers, Berlin 2002 *(Frank Paschen)* 396

Rainer Kalbitz, Die Ära Otto Brenner in der IG Metall, Frankfurt a. M. 2001 *(Karl Lauschke)* 397

A nemzetközi munkásmozgalom történetéből. Évkönyv 2004 (XXX. Évfolyam). [Aus der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung. Jahrbuch 2004 (Bd. 30)], Budapest 2003 *(Dagmar Goldbeck)* 398

Wolfgang König, Geschichte der Konsumgesellschaft, Stuttgart 2000 *(Ina Merkel)* 398

Konservative Zeitschriften zwischen Kaiserreich und Diktatur. Fünf Fallstudien. Hrsg. von Hans-Christof Kraus, Berlin 2003 *(Gideon Botsch)* 400

Andreas Schwab, Monte Verità – Sanatorium der Sehnsucht, Zürich 2003 *(Ulrich Linse)* 402

Wohnen in Berlin. 100 Jahre Wohnungsbau in Berlin. Katalog zur Ausstellung vom 21. April bis zum 13. Juli 1999 in der Investitionsbank Berlin, Berlin 1999 *(Felix Escher)* 403

Michael Salewski, Der Erste Weltkrieg, Paderborn u. a. 2003 *(Konrad Canis)* 404

Steffen Bruendel, Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die „Ideen von 1914" und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg, Berlin 2003 *(Gerhard Engel)* 405

Werner Müller, Fred Mrotzek und Johannes Köllner, Die Geschichte der SPD in Mecklenburg und Vorpommern, Bonn 2002 *(Ingo Materna)* 407

Beatrix Herlemann, „Wir sind geblieben, was wir immer waren, Sozialdemokraten". Das Widerstandsverhalten der SPD im Parteibezirk Magdeburg-Anhalt gegen den Nationalsozialismus 1930–1945, Halle (Saale) 2001 *(Matthias Loeding)* 409

René Geoffroy, Ungarn als Zufluchtsort und Wirkungsstätte deutschsprachiger Emigranten (1933 bis 1938/39), Frankfurt a. M. u. a. 2001 *(Dagmar Goldbeck)* 412

Janet Anschütz und Irmtraud Heike, „Man hörte auf, ein Mensch zu sein ...". Überlebende aus den Frauen-Konzentrationslagern in Langenhagen und Limmer berichten, Hamburg 2003 *(Manfred Warnecke)* 413

Social Outsiders in Nazi Germany. Hrsg. von Robert Gellately und Nathan Stoltzfus, Princeton und Oxford 2001 *(Sven Steinacker)* 414

Norbert Frei, Karrieren im Zwielicht. Hitlers Eliten nach 1945, Frankfurt a. M. und New York 2001;
NS-Täter in der deutschen Gesellschaft. Hrsg. von Joachim Perels und Rolf Pohl, Hannover 2002 *(Christoph Kopke)* 415

Peter Graf Kielmansegg, Nach der Katastrophe. Eine Geschichte des geteilten Deutschland, Berlin 2000 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 417

Nachkrieg in Deutschland. Hrsg. von Klaus Naumann, Hamburg 2001 *(Beate Ihme-Tuchel)* 418

Friedhelm Boll, Sprechen als Last und Befreiung. Holocaust-Überlebende und politisch Verfolgte zweier Diktaturen. Ein Beitrag zur deutsch-deutschen Erinnerungskultur, Bonn 2001;
Gedenkstättenarbeit und Oral History. Lebensgeschichtlichte Beiträge zur Verfolgung in zwei Diktaturen. Hrsg. von Friedhelm Boll und Annette Kaminsky, Berlin 1999 *(Dieter Nelles)* 420

Exil und Neuordnung. Beiträge zur verfassungspolitischen Entwicklung in Deutschland nach 1945. Hrsg. von Claus-Dieter Krohn und Martin Schumacher, Düsseldorf 2000 *(Manfred Warnecke)* 422

Kristina Schulz, Der lange Atem der Provokation. Die Frauenbewegung in der Bundesrepublik und in Frankreich 1968–1976, Frankfurt a. M. und New York 2002 *(Gerd-Rainer Horn)* 423

Zwischen Autonomie und Anpassung. Universitäten in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von John Connelly und Michael Grüttner, Paderborn u. a. 2003 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 425

Detlef Schmiechen-Ackermann, Diktaturen im Vergleich, Darmstadt 2002 *(Gerd Dietrich)* 428

Erinnerungskulturen im Dialog. Europäische Perspektiven auf die NS-Vergangenheit. Hrsg. von Claudia Lenz, Jens Schmidt und Oliver von Wrochem, Hamburg und Münster 2002 *(Petra Haustein)* 429

Klaus Hornung, Die offene Flanke der Freiheit. Studien zum Totalitarismus im 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. u. a. 2001 *(Lars Rensmann)* 431

Die Praxis der Zivilgesellschaft. Akteure, Handeln und Strukturen im internationalen Vergleich. Hrsg. von Arnd Bauerkämper, Frankfurt a. M. und New York 2003 *(Gideon Botsch)* 433

Lars-Broder Keil und Sven Felix Kellerhoff, Deutsche Legenden. Vom „Dolchstoß" und anderen Mythen der Geschichte, Berlin 2002 (Gideon Botsch) 434

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION

Zur Rezension von Ralf Zwengel *(Wladislaw Hedeler)* 435

An: Edition Nautilus, Dezember 2003 *(Walter Fähnders)* 436

Die IWK im Internet

Die IWK ist auch im Internet zu erreichen.

Auf unserer Webseite `http://www.hth-berlin.de/iwk/` finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der letzten IWK-Hefte, Leseproben einzelner Beiträge sowie eine Onlineversion des Projektfragebogens.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie auch per E-Mail an unsere Adresse `iwk@hth-berlin.de` schicken.

Autoren dieses Heftes:

Rudi Beckert, Schillerstraße 13, 13158 Berlin, E-Mail: rudibeckert@hotmail.com

Dr. Bernd Florath, Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Stauffenbergstraße 13/14,10785 Berlin, E-Mail: florath@gdw-berlin.de

PD Dr. Dirk H. Müller, Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig, Luppenstraße 1 b, 04177 Leipzig, E-Mail: Dirk.H.Mueller@t-online.de

Prof. Dr. Walter Schmidt, Paul-Junius-Straße 58, 10369 Berlin, E-Mail: SchmidtWBerlin@aol.com

Prof. Dr. med. emeritus Jürg Ulrich, Grellingerstrasse 65, 4052 Basel, Schweiz, E-Mail: juerg.ulrich@unibas.ch

PD Dr. Klaus Weinhauer, E-Mail: weinhauer@uni-hamburg.de

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gideon Botsch, Andreas Graf (verantw.), Christoph Kopke

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
Telefon: 030/26398937 (A. Graf); Telefax: 030/26995010
Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-Mail: graf@gdw-berlin.de; iwk@hth-berlin.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Redaktionsschluß des Heftes: 1. März 2004

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 2,56 €, Ausland: 6,14 €). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 10010010). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1.9.1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, D-12487 Berlin

Friedrich Wilhelm Müller (1801–1868)

Ein Burschenschafter, protestantischer Geistlicher und achtundvierziger Demokrat aus Schlesien

Von Walter Schmidt

Herkunft, Theologiestudium, Vorsteher bei den Breslauer Arminen

Friedrich Wilhelm Müller entstammte einem preußischen Pastorengeschlecht.[1] Geboren wurde er am 13. Januar 1801 im Dorf Riemberg, wo sein Vater Johann Friedrich Müller, ein geborener Stettiner, seit 1795 das geistliche Amt innehatte. Der Vater hatte im Schindlerschen Waisenhaus in Berlin seine Schulbildung erfahren und dann in Halle Theologie studiert. 1793 war er in Breslau zum Generalsubstituten ordiniert worden. Kurz nach seiner Amtseinführung in Riemberg hatte er Susanne Elisabeth Stienauer geheiratet. Diese war 30 Jahre alt, als sie ihren Sohn Wilhelm gebar; über ihre Herkunft und ihr Leben ist nichts bekannt. Sie starb Ende Dezember 1840, der Vater überlebte sie um neun Jahre, er starb 1849 in Domslau bei Breslau.

Obwohl Riemberg mehr als 30 km von Breslau entfernt liegt, war seine evangelische Kirche eine von vier „zur Haupt und Residenzstadt Breslau gehörigen Rural-Kirchen",[2] unterstand also nicht dem Kirchenkreis Wohlau, sondern der schlesischen Kapitale direkt. Diese besonderen kirchlichen Beziehungen mit Breslau ergaben sich daraus, daß Riemberg, ein wahrscheinlich zu Beginn des 13. Jahrhunderts entstandenes Kolonistendorf, das 1268 erstmals erwähnt wurde,[3] 1550 von der Stadt Breslau gekauft worden war.[4] Das Kirchensiegel der Riemberger Gemeinde zeigte seitdem auch das Stadtwappen von Breslau.[5] Müllers Großvater war Seelsorger des preußischen Prinzen und späteren Königs Friedrich II., des Großen, gewesen und hatte als Küstriner Festungsgeistlicher den Prinzenvertrauten Katte, der um Friedrichs Fluchtpläne gewußt und sie begünstigt

1 Zur Biographie siehe: Nekrolog, in: *Schlesische Provinzialblätter* [künftig zitiert: *SPB*]. *Neue Folge* [künftig zitiert: *NF*], Bd. 8 (1869), S. 85; Julius Kirschke, Geschichtliche Mitteilungen über Riemberg und seine Kirche zur Feier des 300jährigen Kirchenjubiläums am 2. September 1879, Wohlau 1879, S. 13 f.; Elfriede Hoppe und Brigitte Stürmer, Beiträge zu einer Chronik des Dorfes Riemberg im Kreis Wohlau (Niederschlesien), Wiesbaden und Stuttgart 1989, S. 21 f.; Manuskript: Schlesisches Pfarrerbuch (Auskünfte von Pastor em. Mag. phil. et theol. Dietmar Neß). Eine Kurzbiographie: Walter Schmidt, Friedrich Wilhelm Müller. Ein Burschenschafter, Pastor und Achtundvierziger Demokrat aus Riemberg, in: *Wohlau-Steinauer Heimatblatt,* Jg. 5, (2003), Nr. 4, S. 15 f.

2 Vgl. Schlesische Instanzien-Notiz. Verzeichnis der Königlichen Militär-, Civil-, Geistlichen-, Schulen- und übrigen Verwaltungsbehörden, der öffentlichen Anstalten sowie der Rittergutsbesitzer, Kaufleute, Fabrikanten etc. in der Provinz Schlesien, dem dazugehörigen Teil der Lausitz und der Grafschaft Glatz, Breslau 1841, S. 49.

3 Kirschke (Anm. 1), S. 3 f.

4 Gerhard Hultsch, Schlesische Dorf- und Stadtkirchen, Lübeck 1977; aus: *Wohlau-Steinauer Heimatblatt,* Jg. 5 (2003), Nr. 6, S. 13.

5 Kirschke (Anm. 1), S. 4; Hoppe und Stürmer, S. 13, 18.

hatte, 1730 zum Schafott begleiten müssen.[6] In Riemberg und in Herrnprotsch, einer zweiten Breslauer Ruralkirche, wohin der Vater 1809 versetzt wurde, verlebte Friedrich Wilhelm, vom Vater in den Elementarfächern unterrichtet und so auf den Gymnasiumsbesuch vorbereitet, eine unbeschwerte Kindheit. 1814 übernahm der Vater die Pfarrstelle in Domslau, das schon zum Stadtkreis Breslau gehörte und wo sich eine dritte Ruralkirche befand. Von hier aus bezog Wilhelm im gleichen Jahr, mit 13 Jahren, das altehrwürdige Breslauer Gymnasium Elisabethaneum, das er im Herbst 1819 mit dem zum Universitätsbesuch berechtigenden Reifezeugnis Nr. II, sogar mit Auszeichnung, abschloß.[7]

Am 29. September 1819 nahm er das Studium der evangelischen Theologie an der Breslauer Universität auf.[8] Die Breslauer Alma mater war erst acht Jahre zuvor, 1811, mit der Umwandlung der alten, 1702 vom österreichischen Kaiser gegründeten Leopoldina und der gleichzeitigen Verlagerung der Frankfurter Viadrina nach Breslau neu geschaffen worden. Ihre evangelisch-theologische Fakultät, der sieben bis acht Lehrkräfte angehörten, brachte zwar keine eigene theologische Schule hervor, übte gleichwohl einen starken Einfluß auf die Entwicklung der schlesischen Kirche aus.[9] Dominierend war der Rationalismus, den vor allem David Schulz, ein schlesischer Bauernsohn, vertrat, der aus der Schule des Hallenser Friedrich August Wolff kam und mit philologischen Mitteln das Neue Testament in Übereinstimmung mit der Vernunft zu bringen suchte. Seine Vorlesungen waren die mit Abstand am zahlreichsten besuchten. Seine Lehre beeinflußte Müller in starkem Maße und prägte seine theologisch-liberale, rationalistische Weltanschauung wie seine humanistische Gesinnung.

In den Berichten der Universität ans Berliner Kultusministerium taucht Müller weder unter den bestraften noch unter den wegen besonderen Fleißes zu nennenden Studenten auf.[10] Ausgelassener studentischer Geselligkeit hat er sich dennoch nicht verweigert, und unter dem Eindruck der Befreiungskriege stand er politischen Fragen ausgesprochen aufgeschlossen gegenüber. Beides führte ihn sogleich in die just 1819 gegründete Breslauer Burschenschaft Arminia, die zumal nach den Karlsbader Beschlüssen vom gleichen Jahr nur im geheimen wirken konnte.[11] Müller gehörte zu den Gründungsmitgliedern der Arminia und übernahm von Herbst 1820 bis Herbst 1821 sogar das verantwortungsvolle Amt des Vorstehers.[12] Welche Rolle er in der Arminia im einzelnen gespielt hat, verraten die wenigen überlieferten Quellen leider nicht. In der

6 *SPB. NF,* Bd. 8 (1869), S. 85.

7 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin [künftig zitiert: GStAPK], I. HA Rep. 76-Va Sekt. 4, Tit. 13, Nr. 1: Acta betr. die von der Universität zu Breslau halbjährlich eingereichten Tabellen, Bd. 1, Bl. 138 ff., Nr. 266.

8 Ebd.

9 Ebd., Bd. 2, Bl. 43 ff.; Franklin Arnold, Die evangelisch-theologische Fakultät, in: Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Breslau. Hrsg. von Georg Kaufmann, 2. Teil, Breslau 1911, S. 175 ff.

10 GStAPK, I. HA Rep. 76-Va Sekt. 4, Tit. 13, Nr. 1, Bd. 1, Bl. 150 ff.

11 Walter Nicolai, Die Breslauer Burschenschaft bis zum Ende der Demagogenverfolgungen 1817–1835, Berlin 1935, S. 62 ff.

12 Hierzu und zum folgenden: GStAPK, I. HA Rep. 77, Tit. 13, Nr. 17: Die auf der Universität zu Breslau unter dem Namen Arminia, Borussia und Silesia bestehenden geheimen Verbindungen, Bd. 1, Bl. 76 ff., 197 ff., 225, 279 ff., und Bd. 2, Bl. 42 ff., 87 ff.

Arminia lernte er aber Carl Adolph Suckow kennen, einen hochbegabten Theologiestudenten und späteren Breslauer Theologieprofessor, an dessen liberal geführter und bei der Zensur gefürchteter Monatsschrift „Der Prophet" er in den 1840er Jahren mitarbeitete.

1822 wurde die Breslauer studentische Geheimorganisation von der preußischen Polizei aufgedeckt. Das Universitätsgericht verurteilte rund 80 ihrer Mitglieder zur Relegation, was sie nach den Karlsbader Festlegungen von allen deutschen Universitäten ausschloß, und sprach zugleich die sogenannte Anstellungsunfähigkeit aus, was faktisch Berufsverbot für alle öffentlichen Ämter, also auch für jegliche Pfarrstellen, bedeutete. Zwar wurden beide Strafen auf ein Gnadengesuch des Breslauer Rektors hin vom König bald aufgehoben. Dennoch mußte Müller, weil er wie viele andere Burschenschafter 1821 fälschlich erklärt hatte, keiner Studentenverbindung anzugehören, und überdies noch Beamter der Burschenschaft gewesen war, für acht Wochen in einen „polizeilichen Festungsarrest", den er 1823 in Schweidnitz absaß. Leider besitzen wir keinerlei briefliche Zeugnisse Müllers, so daß sich über seine politische Einstellung in dieser Zeit nichts aussagen läßt. Doch gehörte er nachweislich zu jenen, die auch später den freiheitlichen Ideen der Burschenschaft nicht abschworen, sondern sich ihnen verpflichtet fühlten und ihnen – freilich zunächst ganz im verborgenen – auch treu blieben.

Nach Abschluß des Studiums wurde Wilhelm Müller – wie fast alle Kandidaten der Theologie in jener Zeit – zunächst mehrere Jahre Hauslehrer beim Major von Alvensleben in Piesteritz,[13] legte in dieser Zeit aber die beiden theologischen Examina ab, deren Bestehen erst zu einer Anstellung als Pfarrer berechtigte. Am 12. Dezember 1828 wurde er in Breslau ordiniert und zunächst als Lektor, d. h. Hilfsgeistlicher, an der Breslauer St.-Maria-Magdalena-Kirche eingestellt.[14] Schon zwei Jahre später erfolgte im Herbst 1830 seine Berufung zum Pfarrer der Kirchgemeinde Riemberg,[15] die einschließlich mehrerer Patengemeinden rund 1500 Seelen umfaßte. Müller war nun Herr einer zwar schlichten, aber – wegen des beim Umbau zu Beginn des 18. Jahrhunderts mit Freskogemälden ausgestatteten Innenraums – kulturgeschichtlich nicht ganz unbedeutenden Dorfkirche.[16]

Erst ein Jahrzehnt nach der Amtsübernahme heiratete er, von seinem Vater in Domslau getraut, am 13. Juli 1841 Ernestine Herring, die er bereits sieben Jahre später, am 22. Mai 1849, verlor.[17] Über sie wissen wir nichts. Ob Kinder aus dieser Ehe hervorgingen, ist ebensowenig bekannt. Nochmals geheiratet hat er, soviel die überlieferten Quellen aussagen, nicht.

13 Ebd., Bl. 47.

14 F. G. E. Anders, Statistik der Evangelischen Kirche in Schlesien, Glogau 1848, S. 70; ders., Statistik der Evangelischen Kirche in Schlesien, Glogau 1867, S. 157; Matrikel der evangelischen Pfarrstellen und der Geistlichen in der Provinz Schlesien zu Anfang des Jahres 1856 mit Angabe des Pfarr- und nächsten Poststationsortes sowie des Lebens- und Dienstalters der Geistlichen; Hoppe und Stürmer (Anm. 1), S. 22; Manuskript: Schlesisches Pfarrerbuch (Anm. 1).

15 *SPB*, Bd. 102 (1830), S. 448 (Chronik).

16 Kirschke (Anm. 1), S. 5 f.

17 Anders, Statistik 1867 (Anm. 14), S. 157; Hoppe und Stürmer (Anm. 1), S. 22.

Attacken gegen den Großgrundbesitz[18]

Mit der Amtsübernahme kamen auf den neu eingesetzten Pfarrer größere Aufgaben zu. Wilhelm Müller hatte als Seelenhirte einer relativ großen Kirchgemeinde nun erstmals umfangreiche Verpflichtungen in alleiniger Verantwortung wahrzunehmen, die ihm in den ersten Jahren der Einarbeitung sichtlich einiges abverlangten und ihn voll ausfüllten. Nach rund einem Jahrzehnt als Gymnasiast, Student und Hilfsgeistlicher in der zweitgrößten preußischen Großstadt bekam er auch wieder hautnahen Kontakt zum Leben auf dem Lande. Und es bedurfte sicher einiger Zeit, bis er als gebildeter und reifer knapp Dreißiger sich mit den sozialen Verhältnisse auf den Dörfern seines Sprengels vertraut gemacht hatte. Er war jetzt direkt konfrontiert mit den Stimmungen und Haltungen der verschiedenen sozialen Schichten des Landvolks, lernte die Interessen und Bedürfnisse der immer noch feudal unterdrückten Bauern kennen, stieß auf wachsendes Elend und Rechtlosigkeit namentlich der Besitzlosen und Armen im Dorfe, der Tagelöhner wie des Gesindes auf den Guts- und Bauernhöfen. Sehr bald mußte er feststellen, daß Einstellung und Verhalten der Mächtigen auf dem Lande, der meist adligen Gutsherren und Rittergutsbesitzer, mitnichten dem entsprach, was ihnen als angeblich wichtigstem Stand im Staate offiziell zugesprochen wurde.

Das alles führte dazu, daß er sich nach einiger Zeit nicht bloß als geistlicher Seelsorger verstand, sondern sich auch um außerkirchliche Belange zu kümmern begann. Nun zeigte sich, daß er den Oppositionsgeist des einstmaligen engagierten Burschenschafters nicht einfach beiseite gelegt hatte. Seine tief verwurzelte humanistische Gesinnung zwang ihn geradezu, Stellung zu beziehen zu dem, was ihm im sozialen Leben um ihn herum begegnete. Und er begann, diese Erfahrungen zu verarbeiten und über die Medien in die schlesische Öffentlichkeit zu tragen. Namentlich in den provinzweit beliebten „Schlesischen Provinzialblättern" erörterte er in Abständen nicht vorrangig Probleme des kirchlichen Lebens, sondern die brennenden sozialen Bedürfnisse der Bevölkerung. Kein Wunder, daß es nicht lange währte, bis er bei den kirchlichen wie staatlichen Behörden als ein unruhiger Geist galt.[19]

Müller zählte zu jenen protestantischen Geistlichen, die sich nicht vornehmlich auf die politisch Herrschenden und ökonomisch Mächtigen orientierten, sondern als engagierte praktische Humanisten ihrer Zeit sich der Sorgen und Nöte der einfachen Leute in ihrem Sprengel und im Lande annahmen, der Bauern und Handwerker, der Häusler und Einlieger, nicht zuletzt der „unangesessenen Arbeiter", wie es hieß, und der Gesindeleute. Sein Einsatz für das einfache Volk war in erster Linie sicher religiös motiviert; sein Humanismus war vorrangig religiös verwurzelt. Als überzeugter Protestant, der seinen

18 Über die Vormärzzeit findet sich eine gekürzte Fassung aus meiner Feder in: Der schlesische Burschenschafter und protestantische Geistliche Friedrich Wilhelm Müller (1801–1868). Verfechter von Landvolkinteressen im schlesischen Vormärz, in: Vom mühseligen Suchen und glückhaften Finden. Rückblicke und Erinnerungen von Marx-Engels-Forschern und Historikern der Arbeiterbewegung, Berlin 2003, S. 5–14.

19 1848 erinnerte ein königstreuer Pfarrer aus Kreis Wohlau ausdrücklich daran, daß Müller schon im Vormärz als ein „Redner-Nörgler" von sich reden gemacht hatte. GSTAPK, I. HA Rep. 77, Tit. 507, Nr. 2: Die gegen Volksaufstände und Tumulte im Breslauer Regierungsbezirke zu nehmenden Sicherheitsmaßregeln, Bd. 4, Bl. 413.

Glauben vor allem aus der Schrift schöpfte, nahm er ernst, was über das Verhältnis von Arm und Reich in den Evangelien stand. Aus seinen theologischen Erörterungen wissen wir, daß er sich vor allem auf die Zeugnisse des Urchristentums berief, als das Prinzip der sozialen Gleichheit in den Gemeinden noch einen zentralen Stellenwert besaß. Davon auch ging seine Kritik an der Privilegierung der Wohlhabenden und an der Ausgrenzung der Armen in den Kirchenverbänden aus. Die sozial sensible Sicht verband sich bei ihm mit Einsichten des theologischen Rationalismus, der den Glauben in Übereinstimmung mit dem realen Leben zu bringen suchte, stärker aufklärerische Elemente zur Geltung brachte und eine Höherentwicklung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts für unabdingbar hielt.

Im zweiten Halbjahr 1837 reichte Müller bei der Breslauer Redaktion der „Provinzialblätter" einen umfangreichen Artikel unter dem schon vom Thema her aufregenden Titel ein: „Durch die Mehrzahl der größeren Grundbesitzer wird die aufblühende Kultur der Provinz aufgehalten".[20] Es war sein Debüt als Publizist. Seine Polemik galt den stets als Führungseliten ausgegebenen großen Gutsherren in Schlesien. Wiewohl er am Schluß erklärte, nicht den Stand als Ganzes, sondern nur mehrere Standesgenossen anklagen zu wollen,[21] war sein Pamphlet ein konzentrierter Frontalangriff auf die herrschende Grundbesitzerklasse. Deren Anspruch auf Führung der Gesellschaft stellte er radikal in Frage, indem er ihr Versagen bei der Bewältigung der gesellschaftlichen Probleme im Lande im einzelnen nachwies.

Er stellte die Mehrzahl der schlesischen Rittergutsbesitzer als Leute von „Halbbildung" an den Pranger, bar jeder „echten wahren christlichen Geistes- und Herzensbildung", die nicht nur ihr Gesinde brutal verprügeln, sondern sich auch liebend gern unter ihresgleichen noch dessen rühmen.[22] Die Kultur der Provinz zu fördern sei nicht ihr eigentliches Anliegen; gegenüber Kirche und Schule verhielten sie sich gleichgültig, ja oft geradezu feindselig; sie hielten die Kinder mit Zwangsarbeiten vom Schulbesuch ab, verhinderten den Neubau von Wohngebäuden in ihrem Bereich, um den Zuzug von besitzlosen Wohnungssuchenden, für deren Unterstützung sie bei Arbeitslosigkeit aufkommen müßten, zu unterbinden. Nicht minder läßt der Großgrundbesitz das Gesindewesen verkommen, so daß sich „Irlands Elend in Schlesiens Gesindestuben" eingenistet hat.[23] Schließlich weigerten sich die Rittergutsbesitzer hartnäckig, die ihnen obliegenden Verpflichtungen als erste Polizeiverantwortliche in ihrem Gutsbezirk wahrzunehmen, suchten diese Funktion vielmehr nur zu ihrem Vorteil auszubeuten. Ja, nicht einmal in ihrem Beruf als Landwirte habe die Mehrzahl von ihnen die notwendige fachliche Bildung sich angeeignet; man lege nur alles darauf an, seinen Besitz durch Aufkauf kleiner Stellen zu erweitern und aus reinen Profitgründen die Schafzucht auf Kosten anderer

20 Wilhelm Müller, Durch die Mehrzahl der größeren Grundbesitzer Schlesiens wird die aufstrebende Kultur der Provinz aufgehalten. Ein Beitrag aus der Vergangenheit zur Erklärung der Gegenwart, Wohlau 1848. – Eine Kopie dieser Broschüre, die sich in der Universitätsbibliothek Wrocław befindet, verdanke ich Helmut Bleiber, der in der historischen Literatur auch als erster auf das Wirken Müllers aufmerksam machte.

21 Ebd., S. 21.

22 Ebd., S. 3–6.

23 Ebd., S. 10.

Zweige der Landwirtschaft zu entwickeln.[24] Angesichts solchen Umgangs mit den Dorfbewohnern sei es „ein wahrer Greuel, daß fast überall Gutsherrn und Dorfinsassen wie Feinde einander gegenüberstehen; zu beklagen bleibt es, daß die sonst wohltätigen Dienstablösungen vorübergehend die Feindschaft noch höher steigern".[25] Gegen die weitere Stärkung des Großgrundbesitzes im Gefolge der Ablösungen favorisierte Müller die Einrichtung und Förderung kleiner Bauernstellen mit sechs bis acht Morgen Landbesitz. Der kleine Grundbesitz bilde „recht eigentlich den gesunden Kern der Nation".[26]

Dieses Pamphlet war – zumindest für Schlesien – die in dieser Zeit schärfste und umfassendste Kritik an der Gutsbesitzerklasse. Trotz zahlreicher moderater Formulierungen im einzelnen verließ dieser Text bereits strikt liberale Positionen, atmete vor allem durch das Eintreten für die einfachen Leute demokratischen Geist. Kein Wunder, daß es 1838 das Licht der Öffentlichkeit nicht erblickte. Das Oberzensurkollegium verweigerte mit 48 Einwänden die Drucklegung. Und der Oberpräsident, an den sich Müller beschwerdeführend gewandt hatte, schloß sich dem vorbehaltlos an.[27] Erst nach der Märzrevolution brachte Müller das Manuskript mit der Bemerkung heraus: „[...] im Ganzen [...] fand die große Staatsumwälzung die ländlichen Verhältnisse noch so, wie sie vor 10 Jahren *nicht* geschildert werden durften." Und die auch bei den schlesischen Demokraten weit verbreitete Distanz gegenüber den in diesen Wochen die Provinz erschütternden Landvolkaufständen ebenso wie auch ein gewisses Verständnis dafür erkennen lassend, setzte er hinzu: „Die stürmischem Gewalttaten der letzten Tage, die sich die Gedrückten gegen die Drückenden zuschulden kommen ließen, sollen damit erklärt, aber nicht entschuldigt werden."[28]

Publizistik für die einfachen Leute

Nach diesen ernüchternden Erfahrungen mit der Zensur änderte Müller die Taktik. Er verlegte sich darauf, nicht so leicht abzulehnende Vorschläge zur Verbesserung der sozialen Lage auf dem Lande zu unterbreiten. Darunter war manch gutgemeinte Illusion, aber auch praktisch Realisierbares, sofern man politische und soziale Strukturen zu ändern bereit war. Dabei knüpfte er durchweg an Überlegungen in dem verbotenen Aufsatz an.

Müllers Darlegungen können die Profession des Autors freilich nicht verleugnen; sie spiegeln nicht nur die Denkweise eines überzeugten gläubigen Protestanten, der im christlichen Glauben fest verwurzelt war, sondern erinnern nicht selten an den Stil von Predigten. Die Texte bezogen sich wiederholt auf die Verantwortung vor Gott und auf die Pflichten, die aus dem Christentum erwachsen. Pastoral belehrende Weitschweifigkeit vermischt sich immer wieder mit blumigen Umschreibungen der Realität. Allegorien sind an der Tagesordnung. Lakonische, wissenschaftlich präzise Kürze ist ihm fremd.

24 Ebd., S. 13, 18 f.
25 Ebd., S. 15.
26 Ebd., S. 12.
27 Ebd., S. 21 f.
28 Ebd., S. 21.

All das erleichtert es einem Leser aus dem 21. Jahrhundert nicht gerade, immer den realen Kern seiner Aussagen herauszufiltern. Als Mann in Kirchen- und also auch in Staatsdiensten gab er sich, sicher nicht nur aus taktischen Gründen – aber dies wohl auch –, überzeugt staatstreu und weiß dann und wann den preußischen Staat auch mal als besten unter allen Staaten zu preisen. Doch hindert ihn dies keineswegs, Unzulänglichkeiten, Schwächen, ja Fehler dieses Staates zur Sprache zu bringen.

Um den Bestrebungen der Großgrundbesitzer nach Vernichtung von Bauernstellen zur Erweiterung ihres Landbesitzes zu begegnen, plädierte er weiterhin für die Schaffung einer starken Schicht von kleinen Grundbesitzern. Zu diesem Zweck sollte durch Aktiengesellschaften, die nicht nach von ihm scharf kritisiertem Profit streben, sondern dem Gemeinwohl dienten, Grund und Boden aufgekauft und an landlose Dorfbewohner weitervermittelt werden.[29] Damit wollte er die verhängnisvolle Dominanz des Großgrundbesitzes schrittweise einschränken.

Das Wohl der kleinen Leute stand gleichermaßen im Mittelpunkt seiner Vorstellung von einem „für die große Masse des Volkes wünschenswerten neuen Geldinstitut".[30] Es sollte anders als die Banken und Sparkassen, die nur an größeren Summen interessiert waren, die von den weniger wohlhabenden Dorfbewohnern in der Regel im Hause gehorteten und vor Diebereien nicht sicheren kleinen Geldsummen gegen geringe Zinssätze aufnehmen und dem Sparer jederzeit zur Verfügung stellen. Es gehe darum, „daß man den Ärmeren die Benutzung des erworbenen Geldes möglichst sichern und vorsorgend vermitteln müsse".[31] Sympathie und Hilfe für Benachteiligte stand auch im Vordergrund eines Berichts über ein vornehmlich kirchlich determiniertes Thema, die „Zwietracht in größeren Parochien".[32] Hier verlangte er, die enormen Unterschiede zwischen den reichen, mit Grund und Boden versehenen Pfarrstellen und den armen, die sich nur mit 120 Talern Pastoratsfixum begnügen mußten, schrittweise abzubauen.

Um das Schicksal der ländlichen Proletarier

Am deutlichsten tritt die freilich gemäßigt-demokratische Grundorientierung in Müllers Publizistik zur Proletariatsfrage zutage. Im Januar 1842 löste der Beitrag des erzkonservativen Rittergutsbesitzers und Justitiars Johann Joseph Dittrich in den Spalten der „Provinzialblätter"[33] eine bis Ende 1843 anhaltende Debatte über die Proletarier, ihre Lage und Rolle in der Gesellschaft aus. Sie verlief noch in einer teils konservativ, ja reaktionär, teils liberal bis demokratisch geprägten Vorstellungswelt, war – anders als die Ende 1843 durch Wolffs „Kasemattenartikel" angeschobene und durch den

29 M[üller], Actien-Gesellschaften zum Aufkauf von Landgütern behufs deren Dismembration, in: *SPB*, Bd. 108 (1838), S. 507 ff., und Bd. 109, (1839), S. 20 ff.

30 M[üller], Ein für die große Masse des Volkes wünschenswertes neues Geldinstitut, in: *SPB*, Bd. 111 (1840), S. 575 ff.; Bd. 112 (1840), S. 24 ff.

31 *SPB*, Bd. 111 (1840), S. 577.

32 Pastor M[ülle]r, Die fortdauernde Veranlassung zur Zwietracht in größern Parochien, in: *SPB*, Bd. 114 (1841), S. 208 ff.

33 J[ohann] J[oseph] Dittrich, Die Proletarier, in: *SPB*, Bd. 115 (1842), S. 40 ff. Zu Dittrich siehe Michael Rüdiger Gerber, Die Schlesischen Provinzialblätter 1785–1849, Sigmaringen 1995, S. 154.

Weberaufstand endgültig auf sozialistische Positionen gebrachte, zweite schlesische Debatte um das Proletariat – weit entfernt von sozialistischen Anflügen.

Der Initiator dieser ersten schlesischen Proletariats-Diskussion, Johann Joseph Dittrich, auch noch Major der Bürgergarde und Kommandant des Landsturms in Schweidnitz, trauerte der „alten herrschaftlichen Kontrolle" vor der Aufhebung der Erbuntertänigkeit nach. Für ihn waren die Arbeiter als Basis aller höheren Klassen nur eine „freikräftige Maschine". In dieser tiefsten Klasse lägen indes die Wurzeln aller Verbrechen. Philanthropie ihr gegenüber sei selbst ein „Verbrechen an der Sozietät". Deshalb müsse man hart durchgreifen. Nur „durch polizeiliche Überwachung" und schärfste Kontrollen der Arbeiter in allen Lebensbereichen könne man der Gefahren Herr werden.

Dieser brutalen Stigmatisierung der Arbeiter, der ein anderer Gutsbesitzer lauthals applaudierte,[34] trat Müller sofort und mit aller Entschiedenheit entgegen.[35] Er stellte sich demonstrativ auf die Seite der Arbeiter, indem er seine Replik in die Antwort eines Arbeiters kleidete. Für ihn war es ein Skandal, „eine ganze Klasse von Mitmenschen, Mitchristen und Vaterlandsgenossen" schlankweg als Verbrecher zu verleumden. Die Arbeiter bilden „einen ehrenwerten Stand", den übrigen Ständen unentbehrlich. Ausgeschlossen von allen Bildungsmöglichkeiten, mit niedrigsten Löhnen abgespeist, nicht selten ganz ohne Arbeit, zwinge sie oft genug ihre katastrophale Lage zu Ungesetzlichkeiten, um nicht zu verhungern. „Es ist eine neue Hörigkeit, eine viel schlimmere als es je gegeben hat."[36] Gegen den Vorschlag des Justitiars, die Arbeiter nicht aus ihren Wohnorten herauszulassen, setzte er deren unbedingte Freizügigkeit, denn: Wie die Ökonomen ihre Ware stets zum höchsten Preis verkaufen wollen, muß es auch Arbeitern erlaubt sein, „unsere Arbeitskraft auch dem zu verkaufen, der uns den besten Preis bietet; das sind wir uns und unseren Familien schuldig".[37]

Die folgenden Beiträge bieten wenig Neues. Der Justitiar[38] blieb, unterstützt sogar von einem Amtsbruder Müllers, bei seinen Verleumdungen der Arbeiter, denen man in der Schule nur Lesen und Schreiben und Moral beizubringen habe: „Mehr aber bedarf der Proletarier nicht", und er warf Müller vor, die Gefährdungen zu übersehen, die in der Vergangenheit bereits – so in Frankreich – vom „tiefen Demos" ausgegangen seien. Müller[39] bekräftigte seinerseits den Standpunkt, daß er als Geistlicher die „niedrigsten Proletarier" ebenso wie den König zur „Gemeinde der Christen" zählt.[40] Aber er wies erstmals auch in die Richtung, in der er eine Lösung der Proletariatsfrage für möglich hielt: „Organisation bedarf die große Masse der Besitzlosen; alles Empfohlene

34 *SPB*, Bd. 115 (1842), S. 225 ff.: „Die Proletarier im Anklagezustande".

35 Die Proletarier, gegen Dittrich offen vertreten von Pastor Müller aus Riemberg, in: *SPB*, Bd. 115 (1842), S. 233 ff. Moderate Schützenhilfe leistete ihm der Rittergutsbesitzer Carl von Koschützki aus Groß-Wilkowitz, Mitglied der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Cultur. Siehe ebd., S. 228 ff.

36 Ebd., S. 234.

37 Ebd., S. 235.

38 J[ohann] J[oseph] Dittrich, Der Proletarier. Bedeutung, Sinn und Streben, in: *SPB*, Bd. 115 (1842), S. 467 ff.

39 Die Proletarier, weiter vertreten vom Pastor Müller in Riemberg, in: *SPB*, Bd. 116 (1842), S. 43 ff.; Schlußworte in proletarischer Sache, in: ebd., S. 160 ff.

40 Ebd., S. 47.

desorganisiert sie. Verbindung unter sich – und mit den übrigen Volksklassen ist den Besitzlosen und der ganzen Gesellschaft noth und wünschenswerth. D. empfiehlt statt dessen bloß Zwang."[41] Natürlich visierte Müller mit dieser Organisationsforderung nicht die Bildung proletarischer Widerstandsvereinigungen zur Durchsetzung besserer Lebensverhältnisse an. Sein Anliegen bestand lediglich darin, die Arbeiter nicht mehr auszugrenzen und zu stigmatisieren, sondern in die gesellschaftlichen Beziehungen der sich formierenden bürgerlichen Gesellschaft einzubinden, sie zu gleichberechtigten Staatsbürgern zu machen. Aber das war in der konservativen schlesischen Öffentlichkeits-Atmosphäre der frühen vierziger Jahre schon eine bemerkenswerte, auffallende Stellungnahme.

Dieses damals sowohl von linken Liberalen als auch und vor allem von Demokraten verfochtene Konzept einer politischen und sozialen Integration der Arbeiter in die bestehende Gesellschaft lag dann auch Müllers umfangreicher Artikelserie von 1843 zugrunde,[42] mit der die Proletariatsdebatte der frühen 1840er Jahre in Schlesien ihren Höhepunkt und Abschluß fand, aber auch Müllers Mitarbeit an den „Provinzialblättern" schloß. Er unterbreitete darin „eine Reihe von Vorschlägen, um auf teils philanthropischen, aber auch legislativen Wegen die materielle und sittliche Lage der Besitzlosen zu heben", wobei er sich auf die ländlichen Arbeiter beschränkte, über deren Lage er Bescheid wisse.

Die meisten seiner Palliative unterscheiden sich nicht von denen, die damals massenhaft in verschiedenen Variationen erörtert wurden und keinerlei Veränderung der sozialen und politischen Verhältnisse zur Voraussetzung hatten. Sie waren oft entwaffnend naiv und durchweg illusionär. So verlangte Müller nicht etwa die Abschaffung des Gesindewesens, sondern lediglich seine bessere Organisation unter rückwärtsgewandter patriarchalischer Zielsetzung. Der Gutsherr müsse sich nur als Hausherr und Patron wirklich um das Wohl und Wehe seiner Hausgenossen kümmern. Dann gehe schon alles in Ordnung. In Frage stellte er auch die gutsherrliche Polizeiverwaltung nicht, sondern verlangte nur deren strengere Kontrolle durch den Staat, womit er allerdings dem tiefen Mißtrauen der Dorfbewohner gegenüber der gutsherrlichen Polizei Ausdruck gab. Dem Branntweinmißbrauch wollte er nicht – wie andere – durch Mäßigkeitsvereine, sondern durch höhere staatlich sanktionierte Alkoholsteuern beikommen. Auch sein Vorschlag, die Löhne um ein Drittel zu erhöhen, sollte vom Staat durchgesetzt werden. Und für die gewünschte Arbeit für Frauen und Kinder zu sorgen, freilich ohne daß deren Schulbesuch behindert werde, sei ebenfalls Sache des Staates.

Was Müller jedoch vor vielen anderen auszeichnete, war zunächst und vor allem seine offene Parteinahme für die Proletarier. Scharf rechnete er mit all denen ab, die sich nur aus Furcht vor ihnen mit deren Schicksal befaßten.[43] Und in drei Punkten liefen seine Vorschläge auf nachdrückliche Änderungen im Verhalten des Staates, ja durchaus auf gesellschaftliche Reformen hinaus.

41 Ebd., S. 46.

42 [Wilhelm] Müller, Eine Reihe von Vorschlägen, auf teils philanthropischen, aber auch auf legislativen Wegen die materielle und sittliche Lage zunächst der auf dem Lande wohnenden Besitzlosen zu heben, in: *SPB*, Bd. 117 (1843), S. 10 ff., 199 ff., 297 ff., 395 ff., 542 ff.; Bd. 118 (1843), S. 219 ff.

43 *SPB*, Bd. 117 (1843), S. 203.

Erstens fällt in seinen Darlegungen eine deutliche Orientierung auf den Staat als eigentlich entscheidendem Instrument zur Steuerung gesellschaftlicher Prozesse ins Auge. Mit liberalem „laissez faire" hatte er absolut nichts im Sinn. Dabei spielte die Frage nach dem Charakter des Staates für ihn im Grunde zunächst keine Rolle. Er stellte einfach Ansprüche an den bestehenden Staat. Es sei Aufgabe staatlicher Organisation, entstehende gesellschaftliche Probleme und so auch die aufkommende soziale Frage des Proletariats ernst zu nehmen und zu lösen. Offenbar ging er dabei vom Beispiel der Reformzeit aus, als gesellschaftliche Umgestaltungen „von oben", vom bestehenden Staat in Gang gesetzt wurden.

Die Einleitung zu seiner Artikelserie handelt nur davon;[44] sie macht aber auch schon auf einen Grundmangel des bestehenden Staates aufmerksam: Der bisherige Staat würde ausschließlich von den Besitzenden gebildet, könnte wohl, wie er meinte, zunächst auch nur so determiniert sein. Daher würden von diesem Staat aber auch nur die Interessen der Besitzenden berücksichtigt, zu denen er auch die Intellektuellen, also das Bildungsbürgertum und die in staatlichen und kirchlichen Ämtern Versorgten, also das Beamtentum, rechnet, „während die Interessen und Verhältnisse der Besitzlosen noch so gut wie unbeachtet blieben".[45] Dahinter verbirgt sich ohne Frage, zunächst noch unausgesprochen, eine Kritik am Ausschluß der Arbeiter an der gesellschaftlichen Mitwirkung und die später auch aufgestellte Forderung nach deren politischer Partizipation.

Blumig konstatiert er, daß mit den preußischen Reformen zwar „die mehr freigelassenen Kräfte dem Vaterlande zu schneller Blüte" emporhalfen, doch damit zugleich eine Pauperisierung der arbeitenden Menschen einsetzte, ein Anwachsen der Masse der Besitzlosen vor sich ging. Deshalb gehe es jetzt darum, daß die „versorgte Hälfte" der Gesellschaft der „unversorgten aufhelfen" müsse.[46] Bislang hätten sich lediglich „Wohlmeinende", also Privatleute, „Vereine und wohltätige Anstalten" des proletarischen Elends angenommen. Aber das könne weder ausreichen noch eine Lösung des Problems bringen. Nur energische Eingriffe des Staates könnten zum Erfolg führen. Es gehe, so meinte er, um dreierlei: die Errichtung entsprechender sozialer Einrichtungen, die lohnende Arbeit herbeischaffen, die Nötigung von Arbeitsscheuen und die Versorgung der Arbeitsunfähigen. „Staatsweisheit hat die erste zu lösen, Staatsgewalt die zweite auszuführen, Staatsfürsorge die letzte zu übernehmen, soweit die allgemeine christliche Liebe ihr das Werk nicht abnimmt."[47] Insbesondere beim Ausbau der Infrastruktur, beim Straßen- und Wegebau sieht Müller den Staat in der Verantwortung, um eine Vielzahl von Arbeitslosen in Lohn und Brot zu bringen. Das umfangreiche Schlußkapitel seiner Artikelserie widmet er allein diesem Problem: „Der Wegebau in größter Ausdehnung und durch den Staat betrieben, kann die große Gesamtmasse aller Tagelöhner dem Elend des Pauperismus entrücken."[48]

Zweitens verlangte Müller, die Arbeiter aus ihrer Isolation zu reißen, ihre faktische Rechtlosigkeit zu überwinden, sie in allen Lebensbereichen, in der Gemeinde, im Kreis

44 Ebd., S. 10–17.
45 Ebd., S. 11.
46 Ebd., S. 12.
47 Ebd., S. 13.
48 *SPB*, Bd. 118 (1843), S. 199.

wie in der Provinz zu gleichberechtigten, wahlfähigen Bürgern zu erklären, ihnen die gleiche Rechtsstellung zu verschaffen wie den Besitzenden, ihnen in den Gemeindeversammlungen einen Platz zuzuweisen, ja sogar Arbeiter als Abgeordnete in die Landstände zu wählen.[49] Dies war der zentrale Punkt seines Konzepts: Es sei darüber nachzudenken, „was von der bürgerlichen Gesellschaft in dieser Beziehung ausgehen soll".[50] Will man die Lage der arbeitenden Massen positiv verändern, muß man „etwas tiefer, inniger, harmonischer die gegenwärtige gesellschaftliche Organisation umgestalten", die „Besitzlosen in bürgerliche gesellschaftlichen Verbindungen" eingliedern.[51] Blieben sie ausgeschlossen, dann werde sich unter den Arbeitern „der Geist der absoluten Opposition und eines bösen Mißtrauens ausbilden".[52] Diese Forderung zielte auf eine beträchtliche bürgerlich-demokratische Aus- und Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Daß es sich dabei um ein Element der Demokratie handelt, wird sofort klar, wenn man Müllers Zielsetzung mit den Forderungen der Liberalen vergleicht, die allesamt nur Eigentümern die angestrebten politischen Rechte zugestehen wollten, die arbeitenden Massen jedoch von jeder politischen Partizipation ausschlossen.

Drittens setzte Müller ebenso wie zahlreiche andere Publizisten des Vormärz auf eine deutliche Einschränkung der ökonomisch-sozialen Vormachtstellung des Großgrundbesitzes.[53] Er wollte keineswegs deren Enteignung, schon gar nicht auf revolutionärem Wege, den er wie die Liberalen und nicht wenige Demokraten geradezu verabscheute. Als einzig gangbarer Weg erschien ihm die Förderung von kleinbäuerlichem Grundbesitz durch Dismembration von Großgrundeigentum auf friedlichem, reformerischem Wege.[54] Auf diese Weise glaubte er die soziale Frage auf dem Lande entschärfen, wenn nicht gar lösen zu können. Aber diese Vorschläge bewegten sich – bei aller Illusion – gleichwohl in eine fortschrittliche bürgerliche Richtung, zielten ab auf eine Veränderung der ländlichen Sozialstruktur, stärkten objektiv die ökonomisch-soziale Basis des demokratischen Elements auf dem Dorfe.

Als Geistlicher in theologischen Kontroversen

Auch auf theologischem Felde wurde Müller Anfang der vierziger Jahre aktiv. Als sein alter Bundesbruder von den Breslauer Arminen und Freund Carl Adolph Suckow,[55] wie Müller 1824 zu mehrwöchiger Festungshaft verurteilt, inzwischen renommierter

49 *SPB*, Bd. 117 (1843), S. 385–391.
50 Ebd., S. 386.
51 Ebd., S. 387.
52 Ebd., S. 391.
53 Ebd., S. 303 f.
54 Erstmals erörterte Müllers Einsatz für die Arbeiter im Sinne ihrer Integration und die Bestrebungen nach Bodenparzellierung zur Lösung der sozialen Frage Helmut Bleiber, Zwischen Reform und Revolution, Berlin 1966, S. 191.
55 Zu Suckow siehe: Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums (GV) 1700–1910, Bd. 142, München, New York, London und Paris 1985, S. 197 f.; Allgemeine Deutsche Biographie, 37. Bd., 2. Aufl., Berlin 1971, S. 107 (Franz Brümmer); Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon. Hrsg. von Friedrich Wilhelm Bautz, Bd. 11, Herzberg 1996, S. 165.

außerordentlicher Breslauer Theologieprofessor und kirchenpolitischer Führer des schlesischen Liberalismus, dessen Hauptthese „Theologia nisi philosophia nulla est" lautete, 1842 unter dem Titel „Der Prophet" eine eigene theologische Zeitschrift herausbrachte,[56] war Müller sofort zu Stelle und gehörte zu den ersten Mitarbeitern dieses Periodikums.

Sein Debüt galt einem aktuellen Problem theologischer Auseinandersetzungen, war eine kritische Erörterung der auch in Schlesien aufbrandenden Konflikte zwischen den Rationalisten und den orthodoxen, vom preußischen Staat nachdrücklich unterstützten Anhängern der konservativen bibelgläubigen Offenbarungslehre.[57] Als Anhänger eines geläuterten, eher gemäßigten theologischen Rationalismus, der sich ausdrücklich auf den von ihm verehrten Schleiermacher berief, hielt er selbstverständlich diese Strömung für die „seit der Reformation bei weitem bedeutendste und wahrscheinlich auch folgenreichste Erscheinung in der Kirche",[58] da sie Bewegung in die Theologie brachte und wesentlich zur Verinnerlichung beitrug. Doch wandte er sich entschieden gegen Tendenzen, aus diesem Streit ein Kirchenschisma im Protestantismus werden zu lassen. Wie in allen seinen Schriften eher zu Harmonisierung als zu Polarisierung neigend, entwickelte er theologische Argumente, die diese Konflikte lediglich als produktives Element für eine lebendigere Kirche geltend machen sollten, weil beide Richtungen ja am evangelischen Grundprinzip festhielten, das nur die Schrift höchste Glaubensquelle ist. Zugleich nutzte er die Polemik, um auch Mißstände in der Kirche anzuprangern: Mängel bei der „Wahl und Berufung von Geistlichen von Seiten der Patrone und noch mehr der Gemeinden" und Ausschluß der Besitzlosen aus der Gemeindeverfassung: „Fast wie im Staate nur die Besitzenden Rechte genießen, ist es zu Unrecht auch in der Kirche geworden: wer nichts oder wenig besitzt, zählt und wählt nicht mit."[59]

Von dem Bemühen, gegensätzliche Standpunkte auf theologischem Gebiet eher als belebendes Element evangelischer Religiosität zu akzeptieren denn schlankweg zu verwerfen und zugleich drohenden Kirchenspaltungen vorzubeugen, war auch Müllers Auseinandersetzung mit der zentralen Schrift eines Führers der Lichtfreunde, Gustav Adolph Wislicenus, „Ob Schrift? ob Geist?" getragen.[60] Wie „Der Prophet" sich generell mit den konfessionellen Dissidentenbewegungen des Vormärz zwar kritisch, aber doch mit bemerkenswertem Verständnis auseinandersetzte,[61] so zollte auch Müller

56 *Der Prophet. Eine Monatsschrift für die evangelische Kirche.* Hg. von C[arl] A[dolph] Suckow, Prediger an der Hofkirche, Licentiat der Theologie und außerordentlicher Professor an der Universität, Bd. 1–9, Breslau 1842–1847. Leider konnten bisher nur die Bände 1–5 (1842–1844) und 7–9 (1845–1847) eingesehen werden.

57 Wilhelm Müller, Dem Streit der Theologen in der evangelischen Kirche darf eine kirchliche Trennung nicht folgen, in: *Der Prophet,* Bd. 1 (1842), S. 399 ff.

58 Ebd., S. 399.

59 Ebd., S. 411.

60 Wilhelm Müller, Vom Irrtum des Wislicenus und dem größeren derer, die ihn aus der Kirche drängen wollen, in: *Der Prophet,* Bd. 7 (1845), S. 1–21. – Zu Wislicenus siehe Allgemeine Deutsche Biographie, 43. Bd., 2. Aufl., Berlin 1971, S. 542 ff. (G. Frank), und Martin Friedrich, Wislicenus, Gustav Adolph, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Hrsg. von Friedrich Wilhelm Bautz, Bd. XIII, Herzberg 1998, S. 1424 f.

61 Ein Blick in den Bau der christkatholischen Kirche, namentlich in Schlesien, in: *Der Prophet,* Bd. 9 (1847), S. 201 ff.

Wislicenus zunächst großen Respekt wegen seiner „edlen Haltung" und Klarheit und tadelte, daß er bisher nur ungerechte Gegner gehabt hätte. Zwar distanzierte auch er sich von Wislicenus' Gegenüberstellung von Geist und Schrift, der in Abkehr vom reformatorischen Schriftprinzip die Anerkennung des in den Menschen selbst „innewohnenden lebendigen Geistes der Wahrheit" zur Norm des Christentums erklärt hatte,[62] verteidigte sogar – gegen Wislicenus' Kritik des rational nicht nachvollziehbaren Wunderglaubens – Wunder als Ausdruck göttlicher Offenbarung, die „der gläubigen Seele einen großen Dienst" leisten würden, wandte sich jedoch entschieden gegen seinen Ausschluß aus der Kirche, ja gestand dem lichtfreundlichen Rationalismus sogar zu, in mancher Beziehung zu einer mehr schriftlichen Begründung des Glaubens zurückzukehren.[63] Nur wenn man in einem Kirchenverband verbleibe, „bleiben die Gegensätze in der Lehre flüssig, die Trennung macht sie stabil".[64]

Müller verfocht konsequent die lutherische Glaubensbezogenheit auf die Schrift. Doch verlangte er, sich in erster Linie auf die frühen urchristlichen Zeugnisse zu berufen, und verwarf die Einbeziehung späterer, unter Papstherrschaft fixierter Glaubenssätze. Daher erklärte er auch den ersten Artikel der Augsburger Konfession, die auf die erst auf dem Konzil von Nicaea (325) sanktionierte sogenannte Dreifaltigkeitslehre zurückging, für im Kern unevangelisch, weil sie „einer Zeit und Vorstellungsweise angehört, in welcher trübende Einflüsse einer heidnischen Welt der ewigen Wahrheit des Christentums sich beimischen".[65] Auf soziale Aspekte des Urchristentums kam er zwar nirgendwo direkt zu sprechen. Gleichwohl läßt der hohe Stellenwert, den er dem Urchristentum im Glaubensgebäude des Protestantismus beimaß, vermuten, daß diese Sicht auch seine Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit in der diesseitigen Welt beeinflußten. Darauf deutet auch seine bereits erwähnte Kritik an der Vorherrschaft der Besitzenden in der Gemeindeordnung hin.

Ein Kabinettstück besonderer Art war seine, von Suckow für veröffentlichungswürdig befundene, Predigt von August 1843, die er dem Millenium des Vertrags von Verdun 843 gewidmet hatte.[66] Er nutzte dieses Ereignis, mit dem die Herausbildung eines selbständigen deutschen Staates und Volkes eingeleitet wurde, zu einem patriotischen Hohelied auf Leistungen und Verdienste des deutschen Volkes: Vom Kampf gegen die Römer, als die Deutschen noch in der „Nacht des Heidentums" steckten, sie aber schon „eine lebendige und innige Ahnung des einigen Gottes durchdrang",[67] über die Missionierung durch Bonifatius, die Abwehr der Hunnen, Mongolen und Türken, die Reformation, durch die „von Deutschland aus in viele Länder das evangelische Licht" leuchtete,[68] die Erfindung des Buchdrucks durch Gutenberg bis hin zum Befreiungskrieg von 1813. Die deutsche Geschichte bezeugte in seinem Verständnis ein

62 Friedrich (Anm. 60).
63 *Der Prophet*, Bd. 7 (1845), S. 19.
64 Ebd., S. 18.
65 *Der Prophet*, Bd. 9 (1847), S. 157–166, hier S. 165 f.
66 Wilhelm Müller, Predigt, gehalten in der Kirche zu Riemberg, den 6. August 1843: Von den großen Taten Gottes im deutschen Volk, wie sie offenbar wurden in dem verflossenen Jahrtausend seines selbständigen Bestehens, in: *Der Prophet*, Bd. 2 (1843), S. 385 ff.
67 Ebd., S. 391.
68 Ebd., S. 393.

permanentes Ringen um Unabhängigkeit und Freiheit, das Gott zu danken sei: „Nun, meine Geliebten, vom Anfang bis hierher ist Gott offenbar als ein Vater in der Geschichte der Deutschen."[69] Doch vergaß er darüber nicht, auch die Unterdrückung anderer Völker durch die Deutschen an den Pranger zu stellen: „So oft die Deutschen der eitlen und unevangelischen Kampflust in den 1000 Jahren, auf welche wir heute zurückblicken, nachgaben und ihre Macht mißbrauchten zur Unterdrückung fremder Volksstämme, blieb es ein Greuel vor Gott, und vielfach strafte Gott ihren Frevel durch nachfolgendes Verderben." Und er beschwor seine Landsleute pathetisch: „Fern bleibe ihnen also jede eitle Kampflust, als der mächtige Hort des Friedens werde das deutsche Land erfunden, und die deutschen Männer als des Friedens Herolde und Wächter."[70]

Schließlich mühte sich Müller zweimal, die Branntweingefahr auch unter theologischem Aspekt zu erörtern.[71] Dabei warnte er vor einer absoluten Stigmatisierung des Alkohols, was ihm sofort die Kritik von Amtsbrüdern einbrachte; und er lehnte die Mäßigkeitsbewegung nun aus theologischen Gründen, wegen des angeblichen Gelübdes zur Enthaltsamkeit als Einschränkung der evangelischen Willensfreiheit, rigoros ab und schob wiederum dem Staat die Hauptverantwortung für eine Einschränkung des Alkoholverbrauchs mittels Erhöhung der Branntweinsteuer zu.

Müllers Intervention in die theologischen Diskussionen in Schlesien machte ihn bald über die Grenzen seines Kreises bekannt. Dies um so eher, als er als Vorsteher einer der vier Ruralkirchen Breslaus stets in enger Verbindung zur schlesischen Hauptstadt stand. Immerhin war er inzwischen in den führenden Kreisen des schlesischen Protestantismus so bekannt geworden, daß man ihn 1844 als Mitglied in die schlesische Provinzialsynode aufnahm.[72]

Auftakt der Revolutionsbewegung im Kreis Wohlau

Die Berliner Märzrevolution mit den von ihr für Preußen erkämpften demokratischen Freiräumen eröffnete für Wilhelm Müller gänzlich neue Chancen gesellschaftspolitischen Engagements. Die Revolution von 1848 wurde zum Höhepunkt seines politischen Wirkens. Wie zahlreiche andere ehemalige Burschenschafter, die schon im Vormärz politisch und sozial Farbe bekannt hatten, stürzte er sich nun ins öffentliche politische Leben und suchte unter den neuen Bedingungen offen seine alten Ideale durchzusetzen. Wie manch anderer geistlicher Amtsbruder gehörte er weder zu den total Angepaßten noch zu denen, die das hart angeschlagene, in seiner Sicht bereits gestürzte halbfeudale Regime verteidigten, sondern stellte sich der nun möglich erscheinenden Neugestaltung der politischen und sozialen Verhältnisse zur Verfügung. Er verließ sein stilles schlesisches Dörfchen und stieg in die große Politik ein.

69 Ebd., S. 391.
70 Ebd., S. 397 f.
71 W[ilhelm] Müller, Vom Branntwein und dem, was zur Beschränkung seines Genusses geschehen darf. Ein Wort aus dem Standpunkte der evangelischen Kirche, in: *Der Prophet*, Bd. 4 (1844), S. 336 ff.; ders., Zur Besprechung der Enthaltsamkeitssache, in: ebd., S. 223.
72 Hoppe und Stürmer (Anm. 1), S. 22.

In seinem ländlichen Umfeld erreichten die Aktionen des Landvolks zwar nicht das Ausmaß und die Schärfe der Aufstandsbewegungen im schlesischen Vorgebirgsstreifen und in anderen Teilen der Provinz,[73] ruhig blieb der Kreis Wohlau indes mitnichten.[74] In den meisten Dörfern verzichteten die Landleute gewiß darauf, durch Massendruck ihre feudalen Unterdrücker zur Aufgabe der Feudalverpflichtungen zu veranlassen, weswegen sie von den Behörden wie den angstschlotternden Gutsbesitzern später öffentlich belobigt wurden.[75] Doch setzten am 27. März auch im Kreis Wohlau in mehreren Dörfern Unruhen ein, die bis zum 31. März anhielten.[76] Die Gemeinde Mondschütz erzwang durch Demonstration und massive Drohungen als erste eine schriftliche Verzichtserklärung ihres Gutsherrn auf weitere Abgaben und Leistungen. Neun weitere Dörfer folgten: Schöneiche, Groß-Kreidel, Pavelschöne, Nisgave, Heinzendorf, Schönbrunn. Mönchmotschelwitz, Züchline, Ober- und Unter-Altwohlau. Besonders heftig waren die Auseinandersetzungen mit den Gutsherrn in Pavelschöne, Nisgave, Heinzendorf, Schönbrunn und Altwohlau. Einen Höhepunkt erreichte der Widerstand des Landvolks im Kreis Wohlau mit so genannten „Exzessen" in Bresa und Aktionen von Ziegeleiarbeitern und Landarbeitern in der Umgebung von Dyhernfurth am 28. März,[77] die nur durch den Einsatz einer Breslauer Jägerabteilung gegen die Rebellen und die Verhaftung und Arretierung ihrer Rädelsführer in der Kreisstadt unterdrückt werden konnten. Der Versuch, die Gefangenen am 29. März wieder zu befreien, scheiterte. Mehrere Gemeinden trugen ihre Forderungen in Bittschriften dem Gutsherrn vor. Wie stark aber der Druck der Bauern und Inlieger im ganzen Kreis war, zeigen die massiven Forderungen, die in der Wahlbewegung im April in Volksversammlungen und deren Programmen auftauchten. Überall stand die Abschaffung der Feudallasten an erster Stelle.

In Riemberg und in der zum Kirchenverband gehörenden Nachbargemeinde Pathendorf erhoben sich die Bauern und Landproletarier nicht, während im benachbarten Thiergarten wie in Leipnitz immerhin in Form einer schriftlichen Bitte an den Herrn von Köckritz die sofortige Aussetzung der Feudalleistungen verlangt wurde.[78] Wie fast alle schlesischen Demokraten[79] lehnten auch die führenden politischen Akteure des Kreises Wohlau revolutionären Widerstand gegen die Feudalherren ab. Sie suchten wie

73 Dazu Helmut Bleiber, Bauern und Landarbeiter in der preußischen Provinz Schlesien in der Märzrevolution 1848, in: Demokratie, Liberalismus und Konterrevolution. Studien zur deutschen Revolution von 1848/49. Hrsg. von Walter Schmidt, Berlin 1998, S. 81 ff.

74 Zum folgenden siehe die Berichte und Materialien in: *Schlesischer Kreisbote. Ein Blatt für Leser aller Stände* [künftig zitiert: *SKB*], Wohlau, Jg. 13 (1848) und Jg. 14 (1849). Für einen Mikrofilm dieses in der Universitätsbibliothek von Wrocław überlieferten Blattes danke ich Herrn W. Sobocinski. Siehe dazu auch die lokalgeschichtlichen Miszellen zur Revolution von 1848 im Kreis Wohlau von Friedrich, 1848, in: *Heimatblätter des Kreises Wohlau (Beilage zur Schlesischen Dorfzeitung – Wohlauer Zeitung)* [künftig zitiert: *Heimatblätter*], Jg. 6 (1927), S. 21 f., 32 f., 36 f., 47 f., 62, 70 f.

75 *SKB. Allgemeiner Kreisblatt-Anzeiger,* Nr. 28, 8.4.1848, und Nr. 29, 12.4.1848.

76 Hierzu der Bericht des Landrats vom 11.4.1848, in: *SBK. Allgemeiner Kreisblatt-Anzeiger,* Nr. 29, 12.4.1848.

77 Bericht in: *SKB,* Nr. 27, 5.4.1848.

78 *SKB,* Nr. 28, 8.4.1848.

79 Helmut Bleiber, Die Haltung von Gutsherren, Behörden und Bürgertum zur revolutionären Bewegung der schlesischen Bauern und Landarbeiter im Frühjahr 1848. Reaktionen und Reflexionen, in: *Jahrbuch für Geschichte,* Bd. 21 (1980), S. 142 ff.; Walter Schmidt, Moritz Elsner und die schlesische 1848er Demokratie, erscheint in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, 2004.

der Gerichtsrat Eduard Göppert aus Wohlau die aufständischen Bauern aufklärend damit zu beschwichtigen, daß die errungene Freiheit nicht auch schon Freiheit von Abgaben bedeute.[80] Der Dyhernfurther Arzt Hermann Wollheim erklärte den Ausbruch der Unruhen mit der mangelnden Bildung der einfachen Leute und verlangte deshalb, für eine friedliche Regelung der sozialen Verhältnisse „die weniger gebildete[n] Stände, Arbeiter, Landleute u. s. w." unbedingt in die Versammlungs- und Vereinsbewegung einzubeziehen.[81] Wilhelm Müller hatte, wie er kurz darauf öffentlich bekannte, beruhigend und beschwichtigend auf die Dorfbewohner eingewirkt.[82] Gewaltsamer revolutionärer Widerstand gegen die Rittergutsbesitzer war auch seine Sache nicht. Doch „so ruhig wollte ich freilich die Leute nicht machen, daß sie die neue Zeitwende unbeachtet gelassen hätten und ihre Wahlen dahin lenkten, woher für sie nichts zu hoffen war". Raten wollte er auf keinen Fall „zu dem Frieden, wie ihn *Die* gern bewahrt wüßten, die die Fortdauer aller alten Ungerechtigkeiten noch jetzt wünschen". Durch Gesetze sollten die Verhältnisse auf dem Lande friedlich zugunsten des Landvolks verändert werden. Im April empfahl er ihnen in einer Erklärung zu den angekündigten Wahlen: „Ehrt das Gesetz und weicht nicht um ein Haar von seiner Vorschrift."[83]

Erst nach Aufhebung der Pressezensur entfaltete sich seit der dritten Märzdekade auch das öffentliche politische Leben im Kreis. Neben Göppert und Wollheim stand Müller dabei in vorderer Reihe. Das Wohlauer Lokalblatt „Schlesischer Kreisbote" berichtete seit dem 23. März über die Vorgänge in Berlin und Breslau und zunehmend auch im eigenen Kreis. Vor allem die Vorbereitungen auf die Wahlen, die in der ersten Aprildekade einsetzten, weckten größere Teile der städtischen wie ländlichen Bevölkerung zu politischem Leben und mobilisierten jene Kräfte, die dem demokratischen Fortschritt dienen wollten. Bereits am 4. April sprach sich eine Volksversammlung von 300 Teilnehmern bei Winzig für eine konstitutionelle Monarchie aus, verlangte schleunigst ein Wahlgesetz für eine verfassunggebende Versammlung Preußens und wählte einen Ausschuß.[84] In Leubus bildete sich am 13. April ein „Verein der Urwähler" und bald darauf ein konstitutioneller Verein.[85] Die Volksschullehrer riefen zum gleichen Zeitpunkt zu einer Kreisversammlung auf, um ihre Forderungen zu beraten. Am 16. April beschloß der Ausschuß für den Nordteil des Kreises in Winzig als sein politisches Programm:[86] Sparkassen für die kleinen Einkommen, Erleichterung der Dismembration großer Güter, Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, Steuergerechtigkeit nach der Leistungsfähigkeit, eine Verabschiedung eines Wildschadengesetzes und die Beschränkung der Dominialpolizeigewalt, zumeist Forderungen, die Müller bereits im Vormärz verfochten hatte. Am 25. April veranstalteten die Handwerker des Kreises in Wohlau ihr erstes Treffen. In der Kreisstadt formierte sich Anfang Mai unter der Leitung von Göppert, der in diesen Wochen gemeinsam mit dem Dyhrenfurther

80 Eduard Göppert, Worte an das Volk, in: *SKB*, Nr. 25, 29. 3. 1848.
81 *SKB*, Nr. 28, 8. 4. 1848.
82 Rede auf der Wohlauer Volksversammlung vom 28. April 1848, in: *SKB*, Nr. 35, 3. 5. 1848.
83 Liebe Landsleute!, in: *SKB*, Nr. 30, 15. 4. 1848.
84 *SKB*, Nr. 28, 8. 4. 1848.
85 *SKB*, Nr. 31, 19. 4. 1848.
86 *SBK*, Nr. 35, 26. 4. 1848.

Arzt Dr. Hermann Wollheim im „Kreisboten" eine intensive politische Aufklärungskampagne betrieb, ein politischer Verein, der bald 70 Mitglieder zählte.[87] Er setzte sich „Bildung und Erhaltung des politischen Lebens im Volk" zum Ziel. Mitte Mai trat er erstmals mit einer Adresse gegen die Rückberufung des Prinzen von Preußen hervor und erklärte kurz darauf den von der Regierung dem Berliner Parlament unterbreiteten Verfassungsentwurf für unbrauchbar.

Bekenntnis zur Revolution in der Wahlkampagne

Wilhelm Müller zählte neben Wollheim und Göppert zu den führenden politischen Aktivisten im Kreis. Er begrüßte sofort die Revolution vom 18. März und gedachte in einem Ende März 1848 geschriebenen Artikel für die „Schlesischen Provinzialblätter" der Toten, welche für die Freiheit starben.[88] „Der Friedrichshain wird ein Wallfahrtsort der deutschen Nation. Auch ein Breslauer Jungmann fand dort sein schönes Grab." Das Bekenntnis zur Revolution verband er mit der Erinnerung an seinen ein Jahr zuvor verstorbenen Freund und Gesinnungsgefährten Carl Adolph Suckow, den er nun als einen Vorkämpfer der Freiheiten feierte, die soeben errungen worden waren. Suckows unermüdlichen Einsatz für kirchliche und bürgerliche Freiheiten verglich er mit dem der Berliner Barrikadenkämpfer. Er sei zwar nicht von einer Kugel im Kampf für die Freiheit wie die Berliner Märzkämpfer getötet worden, „aber sein Eifer für sie hat ihn verzehrt". Man möge daher auf Suckows Grab einen Kranz legen.

Diese Parallele zwischen den Gräbern im Berliner Friedrichshain und dem Breslauer Grab von Suckow brachte Müller umgehend die geharnischte Kritik eines Suckow-Bruders und protestantischen Amtsbruders ein.[89] Carl Suckow, so meinte dieser, hätte nie „einen blutigen Kampf wider die gesetzliche Macht" gebilligt und den Gefallenen auch keine Ovationen dargebracht, sondern dies alles höchstens beklagt. Wie sehr Müller indes die Revolution als Erfüllung alter Ziele aus der Burschenschaftszeit empfand und verstand, ist daran zu erkennen, daß er ausdrücklich an Suckows und seine Bestrebungen in der Breslauer Arminia erinnerte, als man für das Tragen der deutschen Farben „fast mit Zuchthaus zu büßen fürchten, und Relegation und Festungsarrest dafür als Gnaden ansehen musste".[90]

Kein Wunder, daß ein Pfarrer von solcher Geisteshaltung sich der politischen Verantwortung eines Fortschrittsmanns nicht versagte. Müller schaltete sich bereits Ende März in das politische Leben im Kreis Wohlau ein. Am 25. März schickten die Bewohner von Riemberg eine mit Sicherheit von Müller initiierte und verfaßte Adresse nach Berlin, in der sie gegen die Einberufung des Vereinigten Landtags protestierten, sofortige Urwahlen zu einem Parlament forderten und sich für die Befreiung Polens und die

87 *SKB*, Nr. 41, 27. 5. 1848.
88 Wilhelm Müller, Suckow, gestorben den 1. April 1847, in: *SPB*, Bd. 127 (1848), S. 355 f.
89 Ed[uard] Suckow[,] P[astor], Berichtigung einer Erinnerung an C[arl] A[dolph] Suckow, in: ebd., S. 521 ff.
90 Ebd, S. 356.

Herstellung eines polnischen Staates in alter Größe durch einen Krieg gegen Rußland einsetzten: „Die Deutschen können sich ihrer Freiheit nicht eher ganz erfreuen, bis die deutschen Fahnen in Polen wehen. Der preußische schwarze Adler muß neben dem polnischen weißen Adler rauschen. An den Preußen ist es, die Ersten zu sein, welche den europäischen Kreuzzug gegen die Russen beginnen. [...] Aber auch den Russen keinen Haß, sie sind Dränger, weil sie Gedrückte geworden sind."[91]

Seit Anfang April betrieb er eine intensive Wahlagitation und stellte sich als Kandidat für die preußische Konstituante zur Verfügung. In einem leider nicht überlieferten Wahlaufruf, als Flugblatt oder Broschüre im April unter dem Titel „Eine Ansicht über die Entbürdung der Landleute" in Wohlau erschienen,[92] trug er sein schon im Vormärz entwickeltes Konzept der Aufteilung großer Güter zugunsten der armen Landbewohner mit dem Ziel vor, auf dem Lande den kleinen Grundbesitz zu fördern. Die „Schlesische Zeitung" empörte sich lauthals darüber, dadurch würde der Bankrott Schlesiens herbeigeführt.[93] Da die Dorfbewohner seinen Vorschlag offenbar als Aufforderung zur Aufteilung der Rittergüter verstanden und er überdies im Kreis selbst deswegen angegriffen wurde,[94] sah Müller sich zu der Berichtigung veranlaßt, daß es ihm nur um die Dismembration staatlicher Domänen und nicht der privaten Rittergüter gehe.[95] Demgegenüber war auf einer Volksversammlung in der Grosener Erbscholtisei die radikale Forderung vorgetragen worden, den Grund und Boden generell neu aufzuteilen. Jeder Häusler solle zehn Morgen Land und zwei Kühe erhalten und den Armen auf den Dörfern Mietfreiheit gewährt werden. Und reiche das Land der Dominien dafür nicht aus, müßten auch die großen Bauern etwas abtreten.[96]

Auf der von den Bürgermeistern von Wohlau, Dyhernfurth und Auras sowie anderen prominenten Persönlichkeiten des Kreises initiierten zentralen Wahlkundgebung des Kreises auf dem Exerzierplatz bei Wohlau am 27. April, an der 1000 Bürger aus Stadt und Land teilnahmen, waren Müller, Wollheim und Göppert die Hauptredner. Man beriet, was in Zukunft zu tun sei.[97] Die Beseitigung der Feudallasten stand, von Wollheim und Müller als besonders wichtig bezeichnet, im Mittelpunkt. Müller klagte die feudale Unterdrückung scharf an und verlangte eine Parzellierung von Dominien, was zu heftigen Auseinandersetzungen in den nächsten Wochen führte. Angegriffen, eine Rede „voll der gehässigsten Aufreizungen" gehalten zu haben, bewies er in einer längeren Erwiderung an zahlreichen Beispielen, daß seine Aussage, die armen Leute seien bisher von Gutsbesitzern und Behörden gequält worden, ihre Richtigkeit hat.[98]

Dank seinem jahrzehntelangen Eintreten für das Landvolk, das in den Wochen der Wahlvorbereitung einen Höhepunkt hatte, hatte Müller bei den Wählern Hochachtung

91 *SKB*, Nr. 30, 15.4.1848; siehe dazu auch Helmut Bleiber, Die Haltung der Parteien gegenüber den Landbevölkerung in der Wahlbewegung im Frühjahr 1848 in Schlesien, in: *Jahrbuch für Geschichte*, Bd. 7 (1972), S. 410.

92 *SKB*, Nr. 35, 3.5.1848, S. 145 f.

93 Bleiber, Die Haltung der Parteien gegenüber den Landbevölkerung (Anm. 91), S. 410.

94 *SKB*, Nr. 35, 3.5.1848.

95 Ebd.

96 Ebd.

97 *SKB*, Nr. 33, 22.4.1848, und Nr. 34, 29.4.1848.

98 *SKB*, Nr. 35, 3.5.1848, S. 146.

und Vertrauen erworben. Seine Wahlchancen standen daher gut. Als die 84 Wahlmänner am 8. Mai im Wohlauer Rathaussaal über die Deputierten für die preußische Verfassunggebende Versammlung abstimmten, war der Riemberger Pastor die erste Wahl.[99] An die Seite stellten sie ihm als seinen Stellvertreter den Dyhrenfurther Arzt Hermann Wollheim, einen engagierten Demokraten. Beide forderten ihre meist bäuerlichen und proletarischen Wähler auf, ihnen ihre besonderen Wünsche und Forderungen mitzuteilen. Müller versprach, sich in Berlin für ihre Interessen einzusetzen und sie im „Kreisboten" regelmäßig über seine Erlebnisse und Erfahrungen in der Versammlung zu informieren. Obwohl seine Frau schwerkrank darniederlag, machte er sich rechtzeitig auf den Weg. Am 20. Mai, zwei Tage vor Parlamentseröffnung, traf er in Berlin ein.

Deputierter in der preußischen Konstituante –
„politisch unzuverlässig; meist nach links hin schwankend"[100]

Der erste Bericht vom 26. Mai bot den Lesern ein Bild vom politischen Leben in Berlin und Potsdam und von der Eröffnungssitzung des Parlaments am 22. Mai.[101] Dieser Text weist Müller – seiner politischen Haltung nach – als einen überzeugten linken, zum demokratischen Lager hintendierenden Liberalen aus, dem Reaktionäre wie Republikaner zwar als „Vaterlandsverräter der einen wie der anderen Sorte" abhold waren, der sich aber nach links hin durchaus offen verhielt und sich nur einem schnellen Übergang zur Republik verweigerte: „Wer zur Stunde die Rückkehr zum absoluten Königtum oder den schnellen Übergang zur Republik will, ist ein Landesverräter. Der Versuch mit der Konstitution muß ehrlich gemacht werden."[102] Schon im nächsten Deputiertenbericht vom 5. Juni bekannte er freimütig, „im linken Zentrum" zu sitzen; „auf diese Stelle führte mich meine politische innere Überzeugung".[103] Den von der Regierung dem Parlament überreichten Verfassungsentwurf, über den zu beraten war, qualifizierte er sofort als „bloße Kompilation", die weder reif sei, noch Fortschritt verkörpere.

Der Bericht über die Eröffnungssitzung betonte die Harmonie und enthielt sich jeder kritischen Äußerung gegenüber dem König und seiner Thronrede. Der König war für ihn eine unantastbare politische Größe, deren Notwendigkeit er, freilich in den durch eine Konstitution gesetzten Grenzen, bis zuletzt nie infrage stellte. Er wollte eine konstitutionelle Monarchie auf demokratischen Grundlagen. Auch teilte er mit anderen die Illusionen über die Macht des Parlaments. Die von seinem nach Berlin nachgereisten Stellvertreter Wollheim ihm überbrachte Nachricht vom plötzlichen Tod seiner Frau

99 Abgeordnetenwahl in Wohlau, in: *SKB,* Nr. 37, 10. 5. 1848.

100 So in einer Zusammenstellung der demokratischen „Allgemeinen Oder-Zeitung" vom 8. 9. 1848: „Die Deputierten Schlesiens bei der konstituierenden Versammlung in Berlin nach ihrer Parteistellung". Diese Übersicht stützte sich auf das Abstimmungsverhalten, das eine „Conduiten-Liste aller Abgeordneten zu Berlin" verzeichnet, in: GStAPK, VI. HA, NL Nibour, A IV, Bl. 146 ff.

101 Reisebericht des Pastors Müller-Riemberg aus dem Jahre 1848, Wiederabdruck, in: *Heimatblatt des Kreises Wohlau,* Jg. 6 (1927), Nr. 10. S. 85 ff., und in: *Wohlau-Steinauer Heimatblatt,* Jg. 5 (2003), Nr. 5, S. 12 ff.

102 Ebd., S. 14.

103 *SKB,* Nr. 44, 7. 6. 1848, S. 184.

zwang ihn, für einige Tage nach Riemberg zu fahren, so daß der erste Bericht mit „Riemberg, den 26. Mai" signiert war. Wollheim vertrat ihn wenige Tage im Parlament. Bereits am 30. Mai war er jedoch wieder in der Berliner Versammlung.

Ein großer und häufiger Debattenredner war Wilhelm Müller nicht. Grundsatzreden waren aus seinem Munde nicht zu hören. Auch waren seine wenigen Parlamentsreden, weil nicht selten etwas weitschweifig, umständlich und nicht gleich auf den Punkt kommend, im Plenum, das in der Mehrheit instinktiv wohl auch etwas gegen das Pastorale eines Predigers hatte, nicht gerade beliebt und wurden auch mal unmutig mit „Zur Sache" oder mit freundlichem Gelächter unterbrochen. Gleichwohl hatte er, freilich auf seine nicht ganz einfache Weise, doch Wesentliches zu sagen, wußte sich gegenüber seinen Gegnern auch durchzusetzen und erhielt bisweilen sogar ein „Bravo von links". Sein Debüt gab er am 30. Mai in der Debatte um die Geschäftsordnung.[104] Gegen Rodbertus, der die Plenumsberatungen so lange aussetzen lassen wollte, bis das Parlament über ein eigenes, in den Abteilungen erarbeitetes Reglement verfügte, machte er mit anderen geltend, daß dies im Volk auf Unverständnis stoßen würde. „Würden die Verhandlungen ausgesetzt, so würde das von Seiten des Volkes wie eine Mittagspause der Abgeordneten angesehen werden."[105] Eine Woche darauf attackierte er die Regierung mit der Anfrage, wo sie denn „gegenwärtig den Sitz der höchsten Staatsgewalt im Kaiserstaat erachtet", in Innsbruck, wohin der Kaiser geflüchtet war, oder in Wien, wo die Regierung sitzt.[106] An der großen Demonstration zu den Gräbern der Märzgefallenen im Friedrichshain am 4. Juni nahm er selbstverständlich teil und ergriff auf dem Friedhof auch das Wort. Er sprach „im Namen der Provinzen den Berlinern deren Anerkennung aus dafür, daß sie, nachdem in Rede und Schrift so lange vergeblich gekämpft worden war, endlich ihr Blut vergossen und der Freiheit eine Gasse gebrochen" hatten.[107]

Erster Höhepunkt seiner parlamentarischen Tätigkeit war sein Auftritt in der Debatte am 8. Juni um den Antrags von Berends, den Berliner Barrikadenkämpfern offiziell zu bestätigen, daß sie sich ums Vaterland verdient gemacht haben. Damit sollte faktisch der Revolution vom 18. März in Preußen offizielle Anerkennung verschafft werden. Müller unterstützte diesen Vorstoß der radikalen Demokraten vollinhaltlich und stimmte auch mit den Linken für den schließlich an der knappen Mehrheit der Gegner scheiternden Antrag.[108]

In der Diskussion wollte er jedoch anders als die Linken, für die „als treue Wächter des Prinzips der Freiheit" der Aufstand von vornherein seine Berechtigung hatte, und gegen die Rechten, die solche Aktionen strikt ablehnten, dem Barrikadenkampf durch Klärung seiner sittlichen Tragfähigkeit gewissermaßen eine höhere Weihe geben. Im

104 Verhandlungen der Versammlung zur Vereinbarung der Preußischen Staatsverfassung, Berlin 1848 (künftig zitiert: Verhandlungen), Bd. 1, S. 48 f.: 6. Sitzung vom 30. Mai 1848.

105 Ebd., S. 49.

106 Ebd., S. 128: 11. Sitzung vom 6. Juni 1848.

107 Adolf Wolff, Berliner Revolutionschronik, Bd. 3, Berlin 1854, S. 131; *Heimatblätter* (Anm. 74), S. 72.

108 Verhandlungen, Bd. 1, S. 158 f.: 13. Sitzung vom 8. Juni 1848. Zu Müllers Abstimmungsverhalten bis zum 7. September siehe Conduiten-Liste aller Abgeordneten zu Berlin, in: GStAPK, IV. HA, NL Nibour, A IV, Bl. 148v.

Volk, das vom König und dem alten Regime enttäuscht war, habe sich ein verständliche Aufregung und „sittliche Empörung" breitgemacht, die erst den Aufstand sittlich rechtfertige. Es handelte sich daher nicht um eine „mutwillige Emeute". Überdies wollte er, einen Zusatz von Schulze-Delitzsch unterstützend, daß die Würdigung als Verdiente ums Vaterland nicht nur auf die Kämpfer des 18./19. März beschränkt, sondern auch auf die Haltung der Berliner und – über Schulzes Ergänzung hinaus sogar – des ganzen preußischen Volks nach dem Kampf ausgedehnt wissen. In seiner Stellungnahme wird die für ihn typische Absicht deutlich, nicht zuzuspitzen und unterschiedliche Standpunkte scharf herauszuarbeiten, sondern lieber zwischen den großen Parteirichtungen zu vermitteln und zu versöhnen und auf diese Weise die realen Gegensätze zu verwischen: „Ich bitte, nicht Drachenzähne zu sähen, sondern uns alle als rechtschaffene Freunde der Freiheit anzusehen, von welchen nur in Beziehung auf die Sittlichkeits-Frage einer so, der andere anders denkt."[109]

Über das Parlamentsgeschehen hat Müller regelmäßig Berichte in seinen Wohlauer Wahlkreis geschickt, die der „Kreisbote" auch sämtlich veröffentlichte. Er gehörte vielleicht zu den eifrigsten parlamentarischen Berichterstattern aus Berlin. Von Ende Mai bis Anfang September, als er für sechs Wochen Urlaub nahm, lieferte er insgesamt zehn Berichte, und vom 19. Oktober, als er sein Mandat wieder wahrnahm, bis zur Auflösung des Parlaments Anfang Dezember erschienen von ihm 15 Mitteilungen, wobei die dramatischen Ereignisse im Gefolge des preußischen Staatsstreichs im November den weitaus größten Raum einnahmen.

Müller informierte seine Wähler in erster Linie natürlich über die Diskussionen, Anträge, Abstimmungen und Beschlüsse in der Konstituante, und er sparte dabei nicht mit eigenen Bewertungen, die Auskunft über seine politischen Haltung geben. Der Mehrheit der Abgeordneten hielt er zugute, daß sie wie er zum „konstitutionellen Prinzip auf der Grundlage der Demokratie" stehen, während die Republikaner nur eine kleine Minderheit bildeten, weshalb das linke Zentrum sehr voll geworden sei. Vor der Kamarilla, deren Wirken er bald spürte, aber möge Gott behüten.[110] Die Berliner Barrikadenkämpfer verdienten „treueste und dankbare Anerkennung".[111] Der Zug zum Friedrichshain am 4. Juni hinterließ bei ihm einen tiefen Eindruck, auch weil sich daran rund 150 Abgeordnete beteiligt hatten.[112] Eine Versöhnung mit Polen erhoffte er sich von einem gemeinsamen Krieg der Deutschen und Polen gegen Rußland.[113] Der Wahl des der Nationalversammlung nicht verantwortlichen Reichsverwesers, die ihm im Zusammenhang mit der Debatte um den Antrag Jacobis durchaus Unbehagen bereitete, glaubte er dennoch eine Beruhigung der Lage abgewinnen zu können.[114] Alles, was die Selbständigkeit der Konstituante stärkte, wie der Beschluß, einen eigenen Verfassungsentwurf der Versammlung auszuarbeiten, die später so genannte „Charte

109 Verhandlungen, Bd. 1, S. 159.
110 *SKB*, Nr. 48, 21.6.1848, S. 198.
111 *SBK*, Nr. 44, 7.6.1848.
112 Ebd.
113 *SKB*, Nr. 49, 24.6.1848, S. 201.
114 *SKB*, Nr. 56, 16.7.1848, S. 233.

Waldeck", fand seine uneingeschränkte Zustimmung[115] Demagogische Bestrebungen, die Arbeiter gegen das Parlament aufzuwiegeln, verurteilte er entschieden, aber für den Zeughaussturm von Mitte Juni zeigte er, da sich ja das Volk verweigerte Waffen verschaffen wollte, sogar ein gewisses Verständnis.[116]

In die Diskussionen um die Abschaffung der Feudalverhältnisse brachte sich Müller im Sommer als guter Kenner der Materie ein. Am 18. Juli beantragte er die Bildung einer Kommission, die über die aus der Feudalität entstandenen Notstände berichten und begutachten sollte, ob man nicht für Schlesien ein besonderes Agrargesetz benötige.[117] Der Antrag mußte lange auf seine Behandlung im Plenum warten, stieß am 16. August zwar auf Zustimmung, wurde aber gegen eine starke Minderheit, an der sich alle Schlesier beteiligten, nicht zur sofortigen Behandlung zugelassen, sondern in die gewöhnliche Tagesordnung verwiesen.[118] In der in der gleichen Sitzung stattfindenden Debatte um den Antrag des Abgeordneten Mätze, wonach eine Kommission die Ungerechtigkeiten bei den bisherigen Ablösungen aufdecken und wenn irgend möglich auch sogleich revidieren sollte,[119] wandte er sich zwar gegen deren Einsatz,[120] da zu befürchten sei, daß bei Inkompetenz der Kommission und ihrer Unfähigkeit, wirkliche Änderungen sofort zu erzwingen, eher die Unzufriedenheit der Bauern gefördert denn abgebaut werden könnte. Statt solcher, wie er meinte, homöopathischer Mittel müßte ein generelles neues Ablösungsgesetz her. Und obwohl die früheren Ablösungsrezesse oft gegen den freien Willen namentlich der bäuerlichen Partner abgeschlossen worden seien und diesen wesentliche Nachteile gebracht hätten, ließen sie sich als staatliche Verträge nicht einfach aufheben. Doch der Staat habe die Pflicht, Übervorteilungen durch neue Gesetze zu korrigieren, früher festgelegte Leistungen der Bauern drastisch zu reduzieren.

Eine radikale Lösung der Agrarfrage durch entschädigungslose Abschaffung sämtlicher Feudalverpflichtung gehörte nicht in Müllers Programm zur Neuordnung der Agrarverhältnisse. Dadurch unterschied er sich von der Mehrheit der schlesischen Demokraten. Es ging ihm bei seiner Konstruktion vielmehr gerade darum, einen Eingriff in Privatrechte (was Entschädigungslosigkeit bei der Überwindung der Feudalität zweifelsfrei bedeutete), wenn irgend möglich, zu verhindern, zumal wenn es sich um Verträge wie die Rezesse handelte, die bereits bürgerliches Eigentum geschaffen hatten. Privatrechte waren ihm als striktem Vertreter der bürgerlichen Ordnung ein überaus wichtiges, ja übergreifendes Prinzip. Dennoch besaßen sie für ihn keinen Absolutheitsanspruch.

115 *SKB,* Nr. 48, 21. 5. 1848, S. 198.

116 Ebd.

117 Abdruck des Antragstextes in: *SKB,* Nr. 57, 22. 7. 1848, S. 237 f.

118 Verhandlungen, Bd. 2, S. 13: 40. Sitzung vom 16. August 1848.

119 Der Abgeordnete des Kreises Öls Ernst Gustav Maetze, Rektor der Stadtschule in Bernstadt, hatte am 31. Mai 1848 beantragt, in jedem Kreis eine gewählte, aus Rittergutsbesitzern, Bauern, Dreschgärtnern, Inliegern und Rechtskundigen bestehende Kommission zu bilden, „um die bisher bewirkten Ablösungen zu revidieren und die dabei vorgekommenen Ungerechtigkeiten festzustellen oder vielleicht selbst schon im Weg gütlichen Vergleichs zu erledigen". Vgl. GStAPK, I. HA Rep. 169, B 4 Anträge, Nr. 13: Antrag des Abgeordneten Maetze auf Revision bisher bewirkter Ablösungen. Erst am 10. August kam der Bericht zu diesem Antrag aus der Zentralabteilung zur Diskussion ins Parlament. Zu Maetze siehe: GStAPK, I. HA Rep. 97, Xa, Nr. M 9.

120 Verhandlungen, Bd. 2, S. 25 f.: 40. Sitzung vom 16. August 1848.

Privatrecht mußte in seiner Sicht vielmehr dann auf entschiedene Grenzen stoßen, wenn Menschenrecht verletzt wurde. Menschenrecht ging für ihn vor Privatrecht. Angesichts der ungeheuren Notlage der oberschlesischen Robothäusler konstatierte er deshalb: „Nein, meine Herren, ordnen Sie die agrarischen Verhältnisse mit dem ganzen Ernste treuer Gesetzgeber, ordnen sie dieselben mit der möglichsten Schonung der Privatrechte. Denn mein Name soll nicht damit befleckt werden, daß ich einen Eingriff in die Privatrechte befürworten sollte; ich wünsche sie soviel wie möglich zu schonen. Wenn sie aber eine solche unnatürliche Anschwellung erfahren haben, daß neben ihnen das Menschenrecht nicht bestehen kann, dann müssen sie angemessen beschränkt werden."[121]

Um seinen Antrag für Bildung einer speziellen Kommission zur Untersuchung der schlesischen Agrarverhältnisse[122] entspann sich sofort im außerparlamentarischen Bereich, in seinem Wohlauer Wahlkreis, eine heftige Kontroverse. Müller hatte sein Anliegen damit begründet, daß in Schlesien der feudale Druck größer sei als in anderen Landesteilen, die kleinen Grundbesitzer bei den Ablösungen über die Maßen benachteiligt würden und daher verarmten und überdies die Spannungen zwischen Gutsherren und Landvolk einen hohen Grad erreicht hätten. Besonders erregte Aufsehen, daß er in den hohen Feudallasten die letzte Ursache für die „gräulichen Exzesse" vom Frühjahr erkannte und deswegen auch eine akute Gefahr neuer Ausbrüche ausmachte. Selbst unter seinen politischen Gesinnungsfreunden im Wohlauer politischen Verein stießen seine Zuspitzungen auf Widerspruch.[123] Vor allem sein Stellvertreter Wollheim widersetzte sich, freilich nicht, ohne im Verein zurückgewiesen zu werden, der Meinung, daß die Lage in Schlesien besonders bedrohlich sei. Er befürchtete, damit könnte man die Abgeordneten aus anderen Provinzen nicht gewinnen. Auch glaubte er, Müller, der für viele Lasten unentgeltliche Aufhebung verlangt hatte, entgegentreten und das Prinzip der Entschädigung stärker geltend machen zu müssen.

Ein „Offenes Sendschreiben mehrerer Urwähler"[124] ging indes wesentlich weiter und zieh Müller wegen seiner Aussagen, massiv „Haß und Zwietracht zwischen einzelnen Klassen" zu säen. Auch suchte man weiszumachen, daß in Schlesien nur noch geringe Feudallasten bestünden und überdies alles vertraglich geregelt sei. In die gleiche Kerbe hieb eine Zuschrift von 30 adligen und bürgerlichen Großgrundbesitzern wie dem Landrat vom 20. Juli,[125] die als eigentliche Ursache von Spannungen wie früheren Aufständen des Landvolks die Aufreizungen durch die demokratische Umsturzpartei und deren gleichzeitige falsche Versprechungen angaben.

Während Müller in der Kritik seiner Wohlauer politischen Freunde lediglich eine verständlich „lebhafte Opposition" erkannte, Wollstein aber doch deutlich zu verstehen gab, daß er von dieser Sache mehr verstehe,[126] setzte er sich gegenüber den Anwürfen

121 Ebd., S. 26.
122 Veröffentlicht in: *SKB,* Nr. 57, 22. 7. 1848, S. 237 f.
123 Sitzung des Politischen Vereins vom 23. 7. 1848, in: *SKB,* Nr. 60, 2. 8. 1848, S. 246 f.
124 Ebd., S. 247 f.
125 *SKB. Allgemeiner Kreisblatt-Anzeiger,* Nr. 60, 2. 8. 1848.
126 Entgegnung, in: *SKB,* Nr.64, 16. 8. 1848, S. 261–264.

der Reaktionäre mit einer Artikelserie über die „gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse“[127] energisch und leidenschaftlich zur Wehr. Er bekräftigte seine Meinung, daß die gewaltsamen Aktionen der schlesischen Dorfbewohner letztendlich durch die enorme feudale Ausbeutung hervorgerufen wurden, auch die der Weber. Was die Aufhebung der Feudallasten betraf, so unterschied er nun genauer zwischen jenen Dienstleistungen und Zahlungen, die als Ausfluß einer alten Verfassung „Überbleibsel mittelalterlichen Raubrittertums“ seien und ohne jegliche Entschädigung zu verschwinden hätten, und den vertraglich gesicherten Eigentumsangelegenheiten, die, obwohl das Land ursprünglich „freies Eigentum der Urbauern“ gewesen sei, nur durch Ablösungen geregelt werden könnten. Doch sollte dies mäßig erfolgen, damit der kleine Grundbesitz nicht – wie bisher – ruiniert werde, sondern sich im Gegenteil entfalten könne. Er gehöre mitnichten einer Umsturzpartei an, wenn es sie denn geben sollte, aber: „Ich will eine energische und durchgreifende Umbildung aller Verhältnisse zum Zweck, daß sie bestehen können. Die Herren wollen die Konservierung der Mißstände in der Gesellschaft, welche zuletzt einen totalen Umsturz zur Notwendigkeit machen.“[128] Sein Credo lautete: „Die gerechten und billigen Wünsche der ländlichen Bevölkerung werden nicht unerfüllbar bleiben. Sie nach Kräften zu vertreten wird mir Pflicht und Ehre sein.“ Und er war überzeugt: „Den Übergang von der alten Zeit in die neue Zeit kann niemand aufhalten.“[129]

Erst Anfang November trat Müller im Parlament wieder als Redner in Erscheinung. Am 7. September hatte er beim Präsidenten um einen vierwöchentlichen Urlaub angehalten, um seinen sterbenden Vater nochmals zu besuchen und zugleich die zumal nach dem Tod seiner Frau entstandenen häuslichen, aber auch die angesammelten amtlichen Verhältnisse zu regulieren.[130] Überdies bedürfe er, gesundheitlich angeschlagen, dringend häuslicher und ärztlicher Pflege, um dann wieder seinen Pflichten im Parlament nachkommen zu können. In dieser Zeit werde für den Kreis Wohlau sein gewählter Stellvertreter Dr. Wollheim an den Beratungen teilnehmen, der auch sofort einberufen wurde und seinen Platz einnahm. Offensichtlich aber dehnte sich der Urlaub Müllers bis in den späten Oktober aus. An den hitzigen Debatten um die einzelnen Paragraphen der neuen, von Waldeck ausgearbeiteten preußischen Verfassung und den entsprechenden Abstimmungen von Mitte September bis Ende Oktober 1848, als es um solche entscheidenden Fragen wie die Abschaffung der Todesstrafe, die Streichung der Formel „von Gottes Gnaden“ für den konstitutionellen Monarchen oder die Beseitigung der Adelstitel ging, hat er deshalb auch nicht teilgenommen. Doch hat er später in seinen Parlamentsberichten schriftlich zu Protokoll gegeben, daß er in den letzten beiden Fällen dagegen gestimmt hätte. Diese Festlegungen in der Verfassung waren ihm zu radikal. Die Gottesgnaden-Formel interpretierte er etwas blauäugig als ein Ausdruck der Demut des Herrschers vor Gott.[131] Und was den Adel anbetraf, so war ihm die apodiktische

127 *SKB*, Nr. 65 und 66, 19. und 23. 8. 1848, S. 265–267, und 269–272.
128 Ebd., S. 270.
129 *SKB*, Nr. 69, 2. 9. 1848, S. 284.
130 Antrag von Pastor Müller, Berlin, 7. September 1848, in: GStAPK, I. HA Rep. 169, B 4 Spec., Nr. 22: Die in bezug auf die Wahlen eingegangenen Schriftstücke sowie die Berufung der Stellvertreter, Bl. 166 f.
131 Zum folgenden: *SKB*, Nr. 87, 4. 11. 1848, S. 357 f.

Feststellung „Der Adel ist abgeschafft" zuwider;[132] er hätte sich höchstens für eine Formulierung erwärmen können, daß es keinen „besonderen Adelsstand" mehr geben dürfe. An dem „Von"-Titel wollte er nicht rühren. Auch votierte er bei der Abstimmung über das preußische Staatsgebiet gegen den mit einer Stimme Mehrheit angenommenen Zusatz, daß den Bewohnern des Großherzogtums Posen besondere Rechte zugestanden werden, weil dieses Gebiet, wie er angab, ja nicht bloß von Polen bewohnt sei.

Am 6. November nahm er sich aufgrund einer Petition der Klagen von kleinen Grundbesitzern in den Deichverbänden an der Oder an, die durch zu hohe Anteilszahlungen arg benachteiligt wurden.[133] Einen Tag darauf setzte er sich für lassitische Bauernstellen und für die oberschlesischen Robotgärtner und -häusler ein.[134] Letztere hatten unter Hardenberg schon einmal lassitisches Nutzungsrecht auf ihren Grund und Boden erhalten, das ihnen aber später wieder genommen wurde, so daß sie durch einfache Kündigung von Haus und Hof vertrieben werden konnten. Sie sollten nach dem Willen von Müller schleunigst in volles Eigentumsrecht eingesetzt und von sämtlichen feudalen Verpflichtungen befreit werden. Dies war sein letzter Auftritt in der preußischen Konstituante.

Verfolgter und angeklagter Steuerverweigerer

Am weitesten gingen Müllers Attacken gegen die nach wie vor in Preußen herrschenden adlig-monarchischen Kräfte während der Auseinandersetzungen zwischen Parlament und Krone nach dem konterrevolutionären Staatsstreich vom 9. November, als die Versammlung per königlichem Dekret vertagt und nach Brandenburg verlegt wurde. Mit der Mehrheit der Abgeordneten widersetzte er sich diesem widerrechtlichen Vorgehen. In zwei Berichten an den „Schlesischen Kreisboten" informierte er noch am 9. November ausführlich über die Berliner Vorgänge um den Staatsstreich, die bereits am 1. November ihren Anfang genommen hätten.[135] Der „preußische Reichstag, denn die Nationalversammlung der Deutschen ist in Frankfurt", wehre sich nachdrücklich, nur eine Minorität folgte der Aufforderung und verließ den Sitzungssaal. Zugleich forderte er die Bevölkerung in seinem Wahlkreis auf, sich dem Widerstand gegen die neue Regierung anzuschließen und der Nationalversammlung zur Seite zu stehen: „möchte das ganze Land seine erhabene Defensiv- (sich verteidigende) Stellung innehalten, der Sieg und Erfolg nicht fehlen können". Der „Kreisbote" veröffentlichte in der gleichen Extraausgabe vom 11. November den ihm von Müller zugesandten Beschluß der Versammlung sowie ihren von Müller selbst unterzeichneten Aufruf an die „Mitbürger" vom 9. November.

Vom 9. bis zum 20. November schickte Müller täglich Berichte nach Wohlau,[136] so daß die Wähler recht genau über die Situation in der Hauptstadt und die Debatten in

132 *SKB*, Nr.66, 23.8.1848, S. 271.
133 Verhandlungen, Bd. 3, S. 368: 94. Sitzung vom 6. November 1848.
134 Ebd., S. 385.
135 Extrablatt des *SBK*, Wohlau, den 11.11.1848.
136 *SKB*, Nr. 90–95, 15.,18., 22., 25., 29.11. und 2.12.1848.

der illegal weiter tagenden Konstituante informiert wurden. Er sorgte dafür, daß alle Beschlüsse, Aufrufe und Proklamationen der Versammlung in seinen Wahlkreis gelangten und dort verbreitet werden konnten. Man führe einen gerechten und würdigen Kampf, der aber auf das ganze Land übergreifen müsse. Man solle Solidaritätsadressen für das Parlament und besser noch Deputationen nach Berlin schicken.[137] Die politischen Vereine in Wohlau, Dyhrenfurth und Leubus böten gute „Vereinigungspunkte" für den notwendigen rechtmäßigen Widerstand; doch dürfe man dabei kein Gesetz übertreten und müsse das Eigentum jederzeit heilighalten. Der politische Verein Wohlaus wandte sich dann auch mit freilich recht gemäßigten, gegenüber der Krone sogar untertänigen Adressen an den König, die Berliner Versammlung und das Frankfurter Nationalparlament.[138] Zustimmungsadressen erhielt das Parlament von den Urwählern aus 12 Orten des Kreises, darunter natürlich Riemberg und aus mehreren Dörfern, in denen die Bauern im März 1848 aufgestanden waren.[139]

Die Informationen Müllers aus Berlin stießen, wie ein königstreuer Pastor aus Stuben am 14. November an den neuen Kultusminister von Ladenberg zu berichten wußte, im Kreis auf lebhaftes Echo. „Solche Abgeordnete (wie Müller), aus der Urwahl hervorgegangen, haben getraute Anhänger, welche in den Schank- und Wirtshäusern der Nationalversammlung Anhang verschaffen, derselben nicht selten ein Hoch ausbringen und wie beim Verlesen des genannten Extrablatts die Köpfe erhitzen, wobei aber kein Wort, das vom Hohen Staatsministerium oder von des Königs Majestät gegeben und gegengezeichnet ist, zur Kunde des Volks, also auch zu keiner vernünftigen Erwägung kommt."[140]

Das Wort hat Müller in den Beratungen des nun für illegal erklärten Parlaments zwischen dem 9. und 15. November um die Erklärungen des Parlaments und schließlich um den Steuerverweigerungsbeschluß nicht genommen. Doch selbstverständlich stimmte er mit der Majorität der Abgeordneten, die ihre Beratungen, von der Regierung verfolgt, an immer neuen Orten in Berlin fortsetzten, allen Beschlüssen des Parlaments zu, auch als es als letzte Reaktion auf den Vereinbarungsbruch zwischen Krone und Versammlung am 15. November, unmittelbar vor ihrer Vertreibung durch Militär, beschloß, der Regierung solange die Steuern zu verweigern, bis wieder eine ordnungsgemäße Arbeit des Parlaments stattfinden kann. Müller war sich der Tragweite dieses Beschlusses wohl bewußt: „Wir wissen, was wir getan haben", ließ er seine Wähler wissen, „wir wissen, welche Schleuse wir geöffnet, wir wissen, welche tiefen Wunden wir dem Vaterlande schlugen; wir wissen, welche Opfer wir ihm zumuten; wir wissen, wie wir damit seinen Wohlstand vielleicht für lange erschüttern. Aber ließ man uns noch ein Mittel übrig, stellte man uns nicht unerbittlich nur die Wahl zwischen Knechtschaft und Armut, mußten wir nicht wählen die Not, die Anarchie, wo es die Freiheit galt. Denn diese gilt es. [...] Siegt der Militärdespotismus, so ist von Verfassung keine Rede."[141]

137 *SKB*, Nr. 91, 18. 11. 1848.
138 *SKB*, Nr. 90, 15. 11. 1848, S. 272.
139 *SBK*, Nr. 93, 25. 11. 1848, S. 387.
140 GStAPK, I. HA Rep. 77, Tit. 507, Nr. 2, Bd. 4, Bl. 413.
141 *SKB*, Nr. 92, 22. 11. 1848: Bericht vom 16. November.

Müller übermittelte den Steuerverweigerungsbeschluß mit einem Begleitschreiben sofort an den „Schlesischen Kreisboten", der ihn in Nr. 92 publizierte und ihm so weite Verbreitung verschaffte.[142] Der politische Verein Wohlaus beriet wohl auch Maßnahmen zu seiner Umsetzung. Sein Vorsitzender schlug jedenfalls vor, an jedem Ort drei Vertrauensmänner zu wählen, an die fortan die Steuern zu zahlen wären.[143] Doch scheint es, zumal selbst die politischen Gesinnungsgefährten an der Basis bald zurückschreckten und meinten, die Versammlung sei zu weit gegangen,[144] nicht zur Verwirklichung eines Steuerboykotts im Kreis gekommen zu sein. In einem weiteren Artikel vom 6. Dezember 1848 ließ Müller keinen Zweifel aufkommen, daß der Steuerverweigerungsbeschluß, weil gegen ein „hochverräterisches Ministerium" gerichtet, völlig rechtens ist. Doch riet er den Wählern, deren schwierige Situation er genau kannte, nach eigener freier Entscheidung und nach ihrer Lage die Steuerverweigerung zu unterstützen oder aber es nicht zu tun: „Was nun den Beschluß der Nationalversammlung betrifft, solange das Ministerium Brandenburg das Land und seine Freiheit verwüstet, ihm, *aber auch nur ihm,* die Steuern zu versagen, so besteht er zu Recht. Da aber das Volk Bedenken trägt, ihn zur Ausführung zu bringen, [...] so ist mein Rat der folgende: Wer für sein Recht leiden will, denn Gewalt geht einmal jetzt für Recht, der verweigere die Steuern. Wer aber zu arm oder zu schwach sich dazu fühlt, der zahle sie. Am wenigsten halte sie der zurück, der sich dazu in seinem Gewissen verpflichtet fühlt. – Nur sage niemand, die Nationalversammlung sei nicht auch Teil der Obrigkeit. Sie bewilligt Steuern und versagt sie in äußersten Notfällen, und ein solcher trat ein und besteht leider noch fort."[145] Auffallende Steuerboykotts fanden, den vorliegenden Quellen zufolge, im ganzen Kreis Wohlau nicht statt.

Müllers entschlossenes Eintreten für die Steuerverweigerung rief sofort die reaktionären Kräfte des Wohlauer Kreises auf den Plan. Ein liberal eingestellter Urwähler begrüßte zwar sein Ausharren im Parlament, verurteilte ihn aber wegen angeblichem Republikanismus für seine Zustimmung zum Steuerverweigerungsbeschluß, der eine republikanische Maßregel sei, da ein Staat, in dem der König dem Parlament Gehorsam schulde, eben schon eine Republik sei.[146] Der durch und durch konservative Wohlauer Kreistag hielt es indes für nötig, in einer „Ansprache an den Kreis" die Wähler nachdrücklich vor Müllers Artikeln zu warnen; denn sie täuschten, würden aufregen und zum Ungehorsam gegen Regierung und Krone aufstacheln, während die Maßnahmen der Regierung nur dem Ziel dienten, „dem wühlerischen, [...] ernstlich bedrohenden Treiben einer am Gängelband der Republikaner geführten Volksmasse ein Ende zu machen".[147]

142 Hierzu und zum folgenden: *SKB,* Nr. 92, 22. 11. 1848, S. 381–384; ferner: GStAPK, I. HA Rep. 97, Xa, Nr. M4: Untersuchung wider den Prediger Friedrich Wilhelm Müller zu Riemberg, Abgeordneter des Wohlauer Kreises sowie: Antrag auf Versetzung in den Anklagestand wider Bucher und Genossen, in: Rep. 97, Xa, Gen. Nr. 1/2: Verfahren gegen mehrere Mitglieder der Nationalversammlung zu Berlin wegen Steuerverweigerung, Bl. 47 f.

143 *SKB,* Nr. 92, 22. 11. 1848, S. 380 f.

144 Ed[uard] Göppert, Zu der Steuerverweigerung, in: *SKB,* Nr. 97, 9. 12. 1848, S. 409 f.

145 *SKB,* Nr. 96, 6. 12. 1848, S. 406.

146 *SKB,* Nr. 96, 6. 12. 1848, S. 406 f.

147 Ebd.

Relativ früh erkannte Müller, daß eine Niederlage nicht abzuwenden sein könnte. Bereits am 19. November schrieb er nach Wohlau: „Die Niederlage des Volkes und seiner Vertretung kann für jetzt wohl schon als entschieden angesehen werden. Und warum hat das Volk unterlegen. Weil es treu war, weil es das Königtum wollte und noch will. Für jetzt ist der Macht alles möglich."[148] Doch zog er daraus nicht die Konsequenz, dem Königtum Kampf bis zum letzten anzusagen, sondern fürchtete im Gegenteil, das jetzt geschlagene und am Boden liegende Volk werde, wenn es sich wieder erhebt, „das Königtum zertrümmern, für dessen Rettung wir stark genug waren, trotz allen Demokraten". Nach wie vor widersetzte er sich entschieden revolutionärem Vorgehen gegen das bestehende Herrschaftssystem. Den Erwartungen des Volkes, daß die Versammlung selbst die Regierung übernehmen solle, könne nicht entsprochen werden: „Das könnte sie wohl, aber das will sie nicht, weil sie das konstitutionelle Königtum will." „Auch ein Angriff wäre wohl berechtigt, gälte es bloß die Minister, – es gilt aber bei entbranntem Kampf nicht mehr bloß diese, sondern die Krone, den König und diesen wollen wir retten."[149] Zwar stand er für eine entschiedene parlamentarische Demokratie, in der das Parlament das Sagen hat und die Monarchie sich strikt an die Konstitution zu halten hat, doch vermochte er sich bis zuletzt von seinen Glauben an die Notwendigkeit eines Königtums nicht zu lösen. Dort lagen die engen Grenzen seines gemäßigten Demokratismus.

Nach der Vertreibung der widerspenstigen Deputierten blieb Müller zunächst noch in Berlin und begab sich am 1. Dezember nach Brandenburg, wo seit 27. November wieder das Parlament tagte, aber keine beschlußfähige Mehrheit zustande brachte.[150] Er zählte zu den rund 70 Unterzeichnern (darunter 15 Schlesier) einer Erklärung vom 1. Dezember 1848,[151] in der sie erklärten, an dem Beschluß vom 9. November festzuhalten, in dem der Krone das Recht bestritten wurde, die Nationalversammlung zu vertagen und zu verlegen. Sie seien nur deshalb nach Brandenburg gekommen, um unter Hintansetzung aller anderen Rücksichten die Rechte des Landes weiter wahren zu können. Der beabsichtigte Einsatz für das Wohl des Landes erledigte sich umgehend, als die Krone kurz darauf die Auflösung der Konstituante verkündete und am 5. Dezember 1848 zugleich eine Verfassung oktroyierte, die im wesentlichen auf dem von der Versammlung ausgearbeiteten Verfassungsentwurf beruhte, jedoch einige wesentliche Beschränkungen enthielt.

Diesen abschließenden Gewaltakt von Regierung und Krone erklärte Müller mit der Furcht der Reaktion, die Versammlung könnte die bereits weit fortgeschrittene Verfassung erfolgreich abschließen. Das sollte verhindert werden und wurde von jenen Kräften auch verhindert, die am liebsten überhaupt keine Verfassung wollten. „Diese Partei ist die mächtige im Staat. Ihr gehören die Ämter, ihr das Grundeigentum, ihr das Geld."[152] „Um eine Scheinverfassung zu geben, sprengte und zerstreute man die

148 *SKB*, Nr. 93, 25. 11. 1848. S. 386.
149 Ebd., S. 387.
150 *SKB*, Nr. 95 und 96, 2. und 6. 12. 1848, S. 401 und 405.
151 Verhandlungen der constituirenden Versammlung für Preußen, Bd. 8, Berlin 1848, S. 5485.
152 [Wilhelm] Müller, Die Auflösung der Nationalversammlung, in: *SKB*, Nr. 99, 16. 12. 1848, S. 417 f.

Nationalversammlung. – Wir wurden aufgelöst, nicht weil wir nicht fertig wurden, sondern weil wir fertig waren. Wir wurden aufgelöst, um unsere Arbeit abzuschreiben, und was viel schlimmer, zu korrumpieren (verderben)."

Um ein Mandat für das in dieser Verfassung zugesagte und im Januar 1849 zu wählende neue Abgeordnetenhaus, die Zweite Kammer in Preußen, hat sich Müller – im Unterschied zu einer stattlichen Anzahl von schlesischen Demokraten, auch manchem Pfarrer – nicht mehr beworben. Er übernahm wieder sein Pfarramt. Auch spürte er bald, daß die siegreiche Konterrevolution nun Jagd auf die aufmüpfigen Abgeordneten machen und seine Existenz bedrohen würde. „Diese Ehre der Verfolgung genieße ich denn auch."[153] Doch zog er sich nicht zurück, sondern blieb auch nach dem Dezember 1848 politisch aktiv und verteidigte gegen die mannigfachen Verleumdungen und Angriffe auf ihn persönlich unerschrocken das Parlament und seine eigene Tätigkeit als Abgeordneter. Er stand zu allen Entscheidungen, auch zur Steuerverweigerung, die ein Notanker gewesen sei, und bedauerte nur: „Leider habe das Volk die Bedeutung dieser Sache und die Wichtigkeit des Moments nicht aufgefaßt."[154] Er habe sich nicht dafür zu entschuldigen, „daß ich die Sache des Armen und Unterdrückten mit schwachen Kräften vertrat, daß ich die mir übertragene Sendbotschaft des Volkes, so lange ich konnte, ausrichtete".[155] Er blieb dabei, daß das „Landvolk Schlesiens seiner Mehrzahl nach [...] überbürdet mit staatlichen und gutsherrlichen Leistungen" ist und „entbürdet" werden muß. Eine von ihm gewünschte „Versöhnung der kleinen Grundbesitzer mit den Rittergutsbesitzern" sei nur möglich „auf der Grundlage einer Freilassung gegen mäßige Entschädigung, wo diese überhaupt gerechtfertigt ist, wo nicht eingeschlichener Mißbrauch stattfand, der den Anspruch auf Entschädigung von selbst ausschließt". Den infamen Vorwürfen, er habe sich als Abgeordneter bloß die Taschen mit Diätengeldern vollgeschlagen, trat er mit einer konkreten Abrechnung seiner vom Staat erhaltenen Mittel entgegen, die zu dem Resultat führte, daß er als Abgeordneter noch rund 100 Taler aus eigener Tasche draufgezahlt hatte.

Bis zum Ende der deutschen und europäischen Revolution im Sommer 1849 blieb Müller als Autor des „Kreisboten" wie als wiederholter Teilnehmer der Sitzungen des Wohlauer politischen Vereins nachweislich ein Mann der politischen Öffentlichkeit in seinem Kreis. Ob er sich auch danach politisch noch engagierte, ist – nach der Einstellung des „Kreisboten" im Herbst 1849 – bislang nicht auszumachen gewesen.

Sein Ruf als Fortschrittsmann war so stark, daß ihn die Wohlauer Demokraten Ende Januar 1849 wieder als Kandidaten zu den Wahlen für die preußische Zweite Kammer aufstellten.[156] Er lehnte die Kandidatur zwar ab und empfahl Hermann Wollheim, der dann zusammen mit einem anderen Demokraten auch gewählt wurde. Doch schaltete er sich mit Artikeln und einem Aufruf[157] direkt in den Wahlkampf ein. Rücksichtslos kritisierte er im Gegensatz zu zahlreichen liberalen Befürwortern in demokratischer Manier

153 *SKB*, Nr. 99, 16. 12. 1848, S. 418 f.
154 *SKB*, Nr. 99, 16. 12. 1848, S. 421: In der Sitzung des politischen Vereins Wohlau am 10. 12. 1848.
155 *SKB*, Nr. 99, 16. 12. 1848, S. 419.
156 *SKB*, Nr. 11, 7. 2. 1849, S. 51–53.
157 An die Wahlmänner, in: *SKB*, Nr. 9, 31. 1. 1849, S. 43 f.

die oktroyierte Verfassung wegen der königlichen Eigenmächtigkeit, mit der sie verkündet wurde und natürlich ebenso wieder aufgehoben werden könne, und wegen der ihr anhaftenden, von der Regierung hinein formulierten Schwächen.[158] Noch hatte er Hoffnungen, daß eine starke Linke in der Kammer die Verfassung in demokratische Richtung revidieren könnte, erkannte aber doch schon die großen Gefahren, die für die bestehende Pressefreiheit und das Vereinigungs- und Versammlungsrecht bestanden. Daß er an der Festsitzung zum ersten Jahrestag des 18. März im politischen Verein teilnahm und auch das Wort ergriff, verstand sich von selbst.[159]

Seit Ende März 1849 die Reichsverfassung von der Nationalversammlung beschlossen war, sah er nach den Rückschritten und Niederlagen in Preußen noch Hoffnungen, wenigstens auf gesamtdeutschen Felde Errungenschaften der Revolution zu retten. Das Schicksal der deutschen Nationalbewegung rückte nun für den alten Burschenschafter ganz ins Blickfeld,[160] wobei er immer noch auf eine nationale Rolle Preußens setzte und nichts von Österreich erwartete, sondern dessen Regierung massiv kritisierte. Die Ablehnung der Kaiserkrone aus Frankfurt durch Friedrich Wilhelm IV. belehrte ihn rasch eines Besseren und veranlaßte ihn, rigoros auch mit der Deutschlandpolitik Preußens abzurechnen. Er sah die Aufstände für die Reichsverfassung voraus, wofür er der Reaktion durch die Ablehnung der Reichsverfassung die Schuld zuwies, zeigte Verständnis dafür, billigte sie aber nicht. Schon im März 1849 hegte er starke Befürchtungen, daß Rußland und Österreich so dominant werden würden, daß Preußen von ihnen abhängig würde, und er befürchtete gar eine russische Intervention in Deutschland. Einzig den ungarischen Befreiungskampf schätzte er außerordentlich hoch, ohne zu verkennen, daß er gegen die vereinigte Macht der Österreicher und Russen erliegen werde. Seine letzten uns bekannten publizistischen Wortmeldungen im Juli und August 1849 beschäftigten sich mit den Wahlen zur Zweiten Kammer nach dem reaktionären preußischen Dreiklassenwahlrecht,[161] das nur Besitzende ins Parlament bringen konnte, die sich auch nur um die Interessen der Besitzenden sorgen würden. Er sah nur ganz geringe Chancen, daß dieses Parlament im „restaurierten Polizeistaat" etwas Fortschrittliches bewirken könnte. Entschieden kritisierte er jedoch den Wahlboykott der Demokraten als eine zwar edle, aber total unpolitische Entscheidung, weil damit das Feld vor der Reaktion geräumt und die, wenn auch geringen, Möglichkeiten einer Opposition aufgegeben wurden.

Wie zu erwarten, ließ die siegreiche Konterrevolution den zu Widerstand bereiten und auffordernden Pfarrer nicht in Ruhe. Auf Befehl der Regierung hatte gleich im Dezember 1848 eine breit angelegte gerichtliche Verfolgung der Steuerverweigerer

158 [Wilhelm] Müller, Die Verfassungsurkunde des Preußischen Staates vom 5. Dezember 1848, in: *SKB*, Nr. 4 und 5, 13. und 17. 1. 1849, S. 15 f. und 19 f.

159 *SKB*, Nr. 24, 24. 3. 1849, S. 120.

160 Die Lage des Vaterlandes, in: *SKB*, Nr. 31, 18. 4. 1849, S. 161–163; Die deutsche Sache, in: *SKB*, Nr. 38, 16. 5. 1849, S. 202–204; Rußland und Deutschland, in: *SKB*, Nr. 41, 26. 5. 1849, S. 218–220.

161 Die Wahl der Wahlmänner in Riemberg, in: *SKB*, Nr. 58, 25. 7. 1849, S. 297 f.; Der siebente August, in: *SKB*, Nr. 63, 11. 8. 1849, S. 315–317.

eingesetzt.[162] Alle, die dem Beschluß zugestimmt hatten, bestrafen zu wollen, hielten die preußischen Staatsanwälte freilich für unklug, nicht machbar und vor allem vor den Gerichten nicht durchsetzbar. Und so konzentrierte man sich ganz darauf, jene Steuerverweigerer zur Untersuchung zu ziehen, von denen man wußte oder annahm, daß sie die Verbreitung des Beschlusses betrieben oder sich gar direkt in Aktionen der Steuerverweigerung eingeschaltet hatten. Und dazu zählte man neben rund 100 anderen ehemaligen Deputierten[163] auch den Riemberger Pastor.

Nach recht langwierigen Untersuchungen klagte der Oberstaatsanwalt Sethe vom Berliner Kammergericht, das vorrangig mit der Verfolgung der aktiven Steuerverweigerer beauftragt worden war, Müller in einer Sammelklage „wider OLG-Assessor Adolph Lothar Bucher und Genossen" „wegen Erregung von Mißvergnügen gegen die Regierung und versuchten Aufruhrs" an.[164] Die Anklage vermerkte ausdrücklich, daß es sich bei dem Inkulpaten Müller um einen Rückfalltäter handelt, der als Student wegen Beteiligung an verbotenen Verbindungen schon einmal mit acht Wochen Festungsarrest bestraft worden war, und beantragte, ihn nun neun Monate ins Gefängnis zu sperren. Das für Kirchensachen zuständige Breslauer Konsistorium wartete jedoch den Prozeß nicht einmal ab, um ihn disziplinarisch zu bestrafen, sondern fragte immer wieder beim Berliner Oberstaatsanwalt an, wie weit es denn mit der Anklage sei, und suspendierte ihn in vorauseilendem Gehorsam bereits aufgrund der Untersuchung im November 1849 vom Amt.[165]

Wilhelm Müller hatte wie viele andere Steuerverweigerer das Glück, daß es seit 1847 in Preußen nicht nur öffentliche und mündliche Gerichtsprozesse gab, sondern auch Geschworenengerichte eingeführt waren. Am 22. Februar 1850 mußte er sich einem Schwurgericht beim Berliner Stadtgericht stellen. Es sprach ihn und – bis auf Bucher und drei weitere Angeklagte – auch alle anderen 36 „Genossen" von der konstruierten Schuld eines „versuchten Aufruhrs" frei.[166] Das Konsistorium brauchte ein Jahr, um die Amtsenthebung wieder aufzuheben. Erst 1851 zog es den Generalsubstitut Carl Adolph Hugo Sticker, der als Vertreter Müllers seit Ende 1849 die Amtsgeschäfte geführt hatte, aus Riemberg ab und ließ Müller wieder ins Pfarrhaus einziehen.[167]

162 Dazu Walter Schmidt, Die preußische Steuerverweigerungs-Affaire von 1848. Zur Kontroverse um die gerichtliche Verfolgung der Steuerverweigerer, in: Recht und Ideologie in historischer Perspektive. Festschrift für Hermann Klenner. Hrsg. von Gerhard Harney, Werner Maihofer und Gerhard Sprenger, Freiburg, Berlin und München 1998, S. 162 ff.

163 Vgl. GStAPK, I. HA Rep. 97, Xa – Dieser Bestand enthält die Akten des Berliner Kammergerichts gegen die Steuerverweigerer. Darüber hinaus beteiligten sich natürlich auch die Gerichte in den preußischen Provinzen, so auch Schlesiens, an der Verfolgung der Steuerverweigerer, sowohl der Abgeordneten als auch anderer Widerständler vor Ort. Diese Prozesse sind leider kaum noch quellenmäßig zu erfassen.

164 GStAPK, I. HA Rep. 97, Xa, Gen. Nr. 1/2, Bl. 47 f.

165 Ebd., Nr. M 4.

166 Das Urteil des Schwurgerichts vom 22. Februar 1850, in: GStAPK, I. HA Rep. 97, Xa, Gen. Nr. 1/2, Bl. 188 ff. und 204–215v.

167 Hoppe und Stürmer (Anm. 1), S. 21.

Zurückgezogen in der Reaktionsperiode, doch den alten Idealen treu

In der nachrevolutionären Zeit beschränkte sich Wilhelm Müller offenbar ganz auf die Wahrnehmung seiner beruflichen Pflichten. Die überlieferten Quellen schweigen sich darüber leider fast gänzlich aus. Nur wenig wurde bekannt.[168] Hatte er 1845 bereits für eine neue Orgel in seiner Kirche gesorgt, so machte er sich 1854 um den Erhalt der Kirche verdient, denn durch seine Umsicht gelang es, das durch Blitzschlag in Brand geratene Gebäude zu retten. Auch setzte er nun eine demokratische Neuerung in seiner Gemeinde durch. Am 1. Advent des Jahres 1861 führte er die aufgrund einer Vorschlagsliste gewählten Kirchenratsmitglieder in ihr Amt ein.

Die Erfahrungen mit der Siegerjustiz von 1849/50 wirkten auf ihn aber offensichtlich disziplinierend und geboten ihm, wollte er sein Amt nicht vollends verlieren, politische Zurückhaltung. In den fünfziger Jahren soll ihm vom Konsistorium sogar ein eigenhändiger Glückwunsch von Friedrich Wilhelm IV. (aus welchem Anlaß ist nicht überliefert) überbracht worden sein.[169] Auch als in den sechziger Jahren die erzwungene Friedhofsruhe in Preußen und Deutschland von einem Aufschwung des politischen Lebens abgelöst wurde, war in der politischen Öffentlichkeit – soweit sich dies feststellen ließ – nichts mehr von ihm zu hören. Sein Publikationsforum aus dem Vormärz, die „Schlesischen Provinzialblätter", in denen er möglicherweise weiter geschrieben hätte, war mit der Revolution untergegangen. Aber auch als deren „Neue Folge" ab Mitte der sechziger Jahre wieder erschien, fehlte er unter den Korrespondenten. Das schlesische Demokratenblatt, die „Neue Oder-Zeitung", die noch bis 1855 von Moritz Elsner und Julius Stein herausgegeben wurde, stand ihm sicher viel zu weit links, und es mußte ihm gewiß auch als zu gefährlich erscheinen, daran unbeschadet mitzuarbeiten. Ob er in den fünfziger und sechziger Jahren für ein anderes schlesisches Blatt, die „Schlesische Zeitung" oder die „Breslauer Zeitung" etwa, oder gar für die von Elsner und Semrau herausgegebene „Breslauer Morgenzeitung" schrieb, ist ganz ungewiß und darf wohl eher bezweifelt werden. Quellenaussagen dazu liegen nicht vor.

Seinen durch die frühen Burschenschaften geprägten bürgerlich-oppositionellen Idealen und den auf das Volk orientierten demokratischen Überzeugungen des Vormärz und der Revolution hat Wilhelm Müller auch in der Reaktionsperiode nicht abgeschworen. Als ein Jahr vor seinem Tode die alten Breslauer Burschenschafter 1867 das 50. Jubiläum ihrer Gründung festlich begingen und der Herausgeber der Festschrift sich an den einstigen Arminen-Vorsteher wandte, bekannte er sich nochmals eindeutig zu den nationalen und freiheitlichen Zielen aus den Burschenschaftstagen. Und den von ihm zeitlebens bekämpften Junkern wie dem Absolutismus blieb er auch jetzt feind: „Jene Jugend, damals vielfach verspottet, hat die Zukunft doch richtig geahndet und um ihres festen und schönen Glaubens willen glaube ich, daß der Tag ihrer vollen Würdigung als eines geschichtlichen Moments für sie noch nicht ganz kam", schrieb er am 8. August 1867. „Wenn jetzt ein Großteil der deutschen Nation, soweit sie gebildet ist, sich als solche fühlt und selbst der Junker einige betreffende Phrasen in den Mund

168 Zum folgenden siehe Kirschke (Anm. 1), S. 14.
169 *SPB. NF.* Bd. 8 (1869), S. 85.

nehmen will, so wird sie dem Häuflein der Burschenschafter doch den Ruhm lassen müssen, daß es in seinen Gliedern die eigentlichen Wächter des edlen Feuers bestellte und die nationale Sache mit Opfern auch in schlimmster Zeit stets treu vertrat. Aber die Burschenschaft kann sich auch hoher Abkunft rühmen. Sie entstammte dem Geist der Freiheitskriege und erhielt ihn. Sie hat mit ihm die weiten Kreise des Volkes durchdrungen und selbst zu den Höhen getragen, die ihn als Torheit bezeichneten und als Verbrechen verfolgten. Der Absolutismus fürchtete sie mit Recht. Es verdroß ihn, daß er die Burschenschafter durchaus nicht für seine Zwecke verbrauchen konnte, daß dieses Salz seine Natur nicht verleugnete und dieses Senfkorn, so oft zertreten, doch zu einem Baume erwuchs. Der Idee abtrünnig wurden freilich auch manche."[170]

Friedrich Wilhelm Müller hat den preußisch-österreichischen Krieg von 1866 und die Gründung des Norddeutschen Bundes noch miterlebt. Sein Brief von August 1867 an Theodor Bach läßt Hoffnungen auf baldige nationale Einigung wie unveränderte Distanz gegenüber den Junkern erkennen, als deren Repräsentant ihm offensichtlich immer noch Bismarck erschienen war. Die Reichsgründung und damit die Erfüllung der nationalen Forderungen aus seinem Burschenschaftsengagement, die nicht wenige der alten achtundvierziger Demokraten zu Bismarckianern gewandelt hat, hat er nicht mehr erlebt. In den letzten Jahren machte ihm die Krankheit bereits schwer zu schaffen; Ende 1867 war er nicht mehr in der Lage, seine Amtspflichten allein wahrzunehmen, so daß er im Januar 1868 einen Substituten aus Breslau zur Unterstützung erhielt.[171] Er starb am 5. Mai 1868 im 68. Lebensjahr in seinem Pfarrhaus. Auf dem Riemberger Friedhof unter vier Akazien in der Nähe des Pastorenwegs zur Sakristei fand er seine letzte Ruhestätte.[172]

170 Theodor Bach, Gründung und Entwicklung der Breslauer Burschenschaft. Festgabe zu ihrer fünfzigjährigen Jubelfeier, Breslau 1867, S. 68 f. Daß der hier immer noch anonym zitierte Brief von Müller stammt, bezeugt der Nekrolog in: *SPB. NF.* Bd. 8 (1869), S. 84.

171 Kirschke, Geschichtliche Mitteilungen, S. 14.

172 Ebd. und Hoppe und Stürmer (Anm. 1), S. 21.

Max Fechner

Vom Sozialdemokraten zum SED-Funktionär

Von Rudi Beckert

Der Berliner Sozialdemokrat, der die SED mitgegründet hat, in der DDR Justizminister war und wegen eines Interviews, das die Strafverfolgung nach dem 17. Juni 1953 betraf, inhaftiert wurde – darauf reduziert sich meist das Bild über Max Fechner. Der Politiker aus den frühen Jahren der ehemaligen DDR ist stärker in Vergessenheit geraten, als es seiner Rolle in der deutschen Nachkriegspolitik entspricht. Die Namen seiner ostdeutschen politischen Zeit-Genossen waren bekannter, beispielsweise Otto Grotewohl, Friedrich Ebert jr. und Erich Mückenberger. Sie blieben bedeutende Repräsentanten der Partei- und Staatsführung in der DDR. Max Fechner war es nur bis 1953. Auch solche namhaften Sozialdemokraten wie Gustav Dahrendorf und Erich W. Gniffke sind zu nennen, die im SPD-Parteivorstand (PV) Spitzenpositionen einnahmen und anfangs eine Einheitspartei befürworteten. Beide verließen 1946 beziehungsweise 1948 die Sowjetische Besatzungszone, weil sie sich nicht den Bedingungen der Kommunisten unterwerfen wollten. Fechner blieb. Er war zunächst paritätisch mit Walter Ulbricht stellvertretender Parteivorsitzender (Vorsitzende waren Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl), erhielt 1948 das Amt eines Präsidenten der Deutschen Zentralverwaltung für Justiz und wurde mit Gründung der DDR im Oktober 1949 unter Ministerpräsident Grotewohl Justizminister.

Ein sozialdemokratischer Traditionalist?

Bei den westdeutschen Sozialdemokraten hatte Max Fechner anfangs den Ruf, ein sozialdemokratischer Traditionalist und Fusionsgegner zu sein.[1] Eine reale Einschätzung war das nicht, auch wenn er – zumindest bis Anfang 1946 – mehrfach mit Genossen zusammengekommen ist, die ihm schon vor 1933 gut bekannt waren. Dazu gehörten unter anderen der spätere Vorsitzende der SPD Kurt Schumacher, der fast zehn Jahre Konzentrationslager überstanden hatte, sowie Erich Ollenhauer und Fritz Heine, die aus dem Londoner Exil gekommen waren. Gemeinsame politische Arbeit, kämpferische Auseinandersetzungen mit ihren Gegnern und ihre antifaschistische Grundhaltung verbanden sie ebenso wie der Wille, die Lehren aus der Niederlage der Weimarer Republik zu ziehen. Sie werden sich an frühere Begegnungen erinnert haben, denn Heine arbeitete im PV der SPD, ihre Zimmer lagen fast nebeneinander. Der Vorsitzende der

1 Vgl. Brief von Erwin Schöttle vom 25. November 1945, in: Ludwig Eiber, Die Sozialdemokratie in der Emigration. Die „Union deutscher sozialistischer Organisationen in Großbritannien" 1941–1946 und ihre Mitglieder. Protokolle, Erklärungen, Materialien, Bonn 1998, S. 839. Ferner Harold Hurwitz, Demokratie und Antikommunismus in Berlin nach 1945, Bd. IV, Köln 1990, S. 368 f., S. 398. Hurwitz nennt Fechner einen vorsichtig auftretenden sozialdemokratischen Traditionalisten.

Sozialistischen Arbeiterjugend Ollenhauer zählte zu den Autoren der von Fechner geleiteten kommunalpolitischen Zeitschrift der Partei „Die Gemeinde". Es dürften in erster Linie Fechners charakterlichen Eigenschaften gewesen sein, daß man ihn als traditionsverbundenen Arbeiterfunktionär eingeschätzt hat. Er ist immer so aufgetreten, und es waren keine vorgespielten Gesten, wenn er jovial, auf Ausgleich und Gemeinsamkeiten denn auf Streit bedacht, den Kontakt zu anderen gesucht hat. Das war wohl auch der Eindruck, den die Genossen von ihm hatten, als sie sich nach dem Krieg wiedertrafen.

Der unbeugsame Antifaschist Kurt Schumacher war Zeit seines Lebens zugleich ein Antikommunist. Er bekämpfte jegliche Diktatur und sah in der Vereinigung mit der KPD eine Gefahr. Sozialdemokraten wie Fechner und Grotewohl, die im Osten Deutschlands gemeinsam mit Kommunisten agierten, begegnete er daher zunehmend mit Mißtrauen. Er sah voraus, daß sie im Begriff waren, ihre politische Selbständigkeit preiszugeben und verdächtigte den in Berlin tätigen Zentralausschuß der SPD, „Befehlsempfänger des Kremls" zu sein. Fechner und die Ostberliner Genossen nannten Schumacher einen „Spalter der Arbeiterbewegung". Sie gaben der westdeutschen Parteiführung die Schuld, daß es zum Bruch zwischen Ost und West gekommen ist. Max Fechner polemisierte besonders gegen Schumacher, Ollenhauer, Paul Löbe und einige andere westdeutsche Funktionäre. Diese hatten dessen „Rechtsanspruch" auf die Führung der Partei, der ihm vom Vorstand der SPD vor 1933 übertragen worden sei, zurückgewiesen.[2]

Weimarer Republik und Faschismus

Der aus einer kinderreichen Arbeiterfamilie stammende Berliner hat Werkzeugmacher gelernt. Politisch schon durch das Elternhaus interessiert, organisierte er sich in seinem Heimatbezirk Neukölln in der Arbeiterjugend und im Sport, übernahm Funktionen und bildete sich auf der Abendschule und in politischen Kursen weiter. Er wurde 1911 Mitglied der SPD, war jedoch nach eigenen Worten mit der „Burgfriedenspolitik" und dem „Chauvinismus" ihrer Führung unzufrieden.[3] Deshalb trat er gemeinsam mit Tausenden anderen Sozialdemokraten der 1917 gegründeten Unabhängigen Sozialdemokratischen Deutschlands bei, deren Abgeordneter er in der Bezirksverordnetenversammlung wurde. Viele USPD-Mitglieder wechselten nach 1919 zur neuen politischen Kraft, der KPD. Fechner kehrte 1922 zur SPD zurück. Die Tradition wirkte stärker, rechtfertigte er sich später. Er wurde aktives Mitglied des „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold", der 1924 zum Schutz der demokratischen Republik entstandenen Millionenorganisation ehemaliger Kriegsteilnehmer und führte eine Reichsbanner-Kampfgruppe, die ihren Sitz im Gebäude des PV der SPD hatte. Fast elf Jahre lang arbeitete er in diesem Haus. Für die Partei hatte er von 1924 bis 1929 ein Mandat als Berliner Stadtverordneter. Er habe sich immer mit den Kommunisten solidarisch gefühlt und sogar meist

2 Vgl. u. a. Max Fechner, Gegen die Brunnenvergifter, in: *Das Volk* vom 12. Januar 1946; ders., Offener Brief an Dr. Schumacher, in: ebd. vom 21. März 1946. In einem weiteren „Offenen Brief" vom 12. September 1946 warf er dem Herausgeber des „Telegraf" Paul Löbe vor, sein Blatt verspritze Gift; die Hetze gegen die SED sei geschmacklos und empörend.

mit ihnen gestimmt, erinnerte er sich. Damit meinte er vor allem die Zeit als Abgeordneter des Preußischen Landtages, in den er 1928 gewählt worden war und dem er bis zum Parteiverbot durch die Nationalsozialisten 1933 angehört hat. Fechner hat sich als Interessenvertreter der Klasse verstanden, aus der er selbst entstammte. Mit berechtigtem Stolz konnte er auf sein Engagement in kommunalpolitischen Fragen verweisen. Daß er mehr solidarische Gefühle zu seinen kommunistischen Genossen gehabt hätte, ist indes nicht belegt; er hat dies – wie verschiedene andere Angaben – nachträglich in seine Vita eingebaut.

Im „Dritten Reich" mußte Max Fechner politische Haft, KZ-Aufenthalte, Hausdurchsuchungen und andere Repressalien überstehen. Mit seiner Frau unterhielt er in Neukölln ein Lebensmittelgeschäft. Dort trafen sich gelegentlich Nazigegner, man tauschte Informationen aus und versuchte, sich gegenseitig zu helfen. Fechner ist nicht durch besondere antifaschistische Aktionen in Erscheinung getreten. Die Martern der Hitler-Gegner, die offen Widerstand leisteten und in die Fänge der Faschisten gerieten, werden ihn vorsichtig und zurückhaltend gemacht haben. Das hat ihm ein schlimmeres Schicksal, als er es zu ertragen hatte, erspart. Allein die Treffs mit Gleichgesinnten waren riskant. Engen Kontakt hatte Fechner zum Vorsitzenden der Berliner SPD und Mitglied des Deutschen Reichstages Franz Künstler. Dieser wurde – wie Fechner – unmittelbar nach dem Verbot der Partei inhaftiert und ins KZ gebracht. Beide wohnten einige Zeit im selben Haus und haben oft über aktuelle politische Fragen gesprochen. Den Gegenstand dieser Unterredungen hat Fechner nur unkonkret geschildert. Künstler hat vor dem Machtantritt der Nationalsozialisten geglaubt, diese werden bald wieder verschwunden sein. Wie viele andere auch hat er die faschistische Gefahr unterschätzt. Max Fechner behauptete dagegen, er habe die Entwicklung anders vorausgesehen. Daß er deshalb mit Künstler Differenzen gehabt hätte, ist hingegen nicht bekannt.

Über die Beziehungen Fechners zu Künstler, insbesondere unter dem Aspekt des gemeinsamen illegalen Kampfes gegen die Nationalsozialisten, gibt es widersprüchliche Berichte. Dafür waren mehrere Gründe maßgebend. Künstler selbst, der als SPD-Vorsitzender in Berlin besonderen Verfolgungen ausgesetzt und überdies schwer herzkrank war, mußte körperlich schwer arbeiten; er erlitt 1942 einen tödlichen Infarkt.[4] Er hatte vielfältige Kontakte zu Gleichgesinnten innerhalb Deutschlands und zum emigrierten PV, der zunächst in Prag etabliert war. Es bestanden jedoch keine Voraussetzungen für einen wirksamen antifaschistischen Widerstand. Künstler sei bereit gewesen, erinnerte sich Fechner, mit den Kommunisten zusammenzuarbeiten. Zu gemeinsamen Aktionen wäre es aber nicht gekommen, weil der PV dagegen gewesen wäre. Die Arbeit der verbotenen Partei fand nur „in einem geringen Maße" statt, sagte später der Berliner SPD-Vorsitzende Franz Neumann. Als am 22. Juni 1933 die meisten Funktionäre

3 Die ablehnende Haltung zur Führung seiner Partei findet sich mehrfach in seinen Erinnerungen sowie in einer Beschuldigtenvernehmung beim Ministerium für Staatssicherheit. Die Erinnerungen von Max Fechner sind in der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv [künftig zitiert: SAPMO], NY 4101/15, dokumentiert. Sofern nichts anderes angegeben ist, stammen die Zitate aus dieser Quelle bzw. dem Archiv des Autors [künftig zitiert: AdA].

4 Vgl. Hans-Rainer Sandvoß, Widerstand in Neukölln, Berlin 1990, S. 44 ff.

verhaftet wurden, wären die anderen auf sich allein gestellt und nicht gut organisiert gewesen.[5]

Max Fechner wurde einem Widerstandskreis um Künstler zugerechnet und in der DDR sogar zu den Führern eines sogenannten illegalen Zentralausschusses erhoben. Diese Position ist ebenso zweifelhaft wie die Existenz des Ausschusses, den der PV eingesetzt haben soll, bevor er nach Prag emigriert ist. Für den emigrierten Vorstand ist Fritz Heine mehrmals von Prag aus illegal nach Deutschland eingereist, um sich mit früheren Mitarbeitern aus dem PV zu treffen. Von einem Zentralausschuß war ihm nichts bekannt, mit Fechner sei er nicht zusammengekommen.[6] Zwar gab es Pläne, eine illegale Reichsleitung in Berlin aufzubauen. Das mißlang, da auch die Sozialdemokraten ab 1933 ständig verfolgt, verhaftet und umgebracht wurden.[7] Ob und wie aktiv das Gremium tätig war, konnte Fechner nicht stichhaltig begründen. Er widersprach sich mehrmals in Gesprächen, die als seine Erinnerungen aufgezeichnet worden sind. Einmal meinte er, der Ausschuß habe „durchweg bis 1945" gearbeitet. „Allerdings gab es nach dem Tode von Künstler keine Verbindung mehr zur Emigration." Dann erklärte er, zu eigentlichen aktiven Handlungen „ist es ja im allgemeinen nicht viel gekommen". Aber man habe „im ganzen Reichsgebiet" zusammengehalten, „ständige Informationen über den Stand der Politik und später auch über den Stand der Kriegshandlungen" gegeben. Parolen(?), Berichte und politische Argumentationen seien im Reich durch Kuriere oder Briefe verbreitet worden. Man habe Gelder für inhaftierte Sozialdemokraten und Kommunisten gesammelt; die Kasse habe seine Frau verwaltet. Leider wurden diese Aktivitäten erst Jahrzehnte später durch Parteihistoriker dokumentiert. Außer dem Befragten selbst hat es in dieser Weise niemand bezeugt.

Das Ende des Weltkrieges überlebte Max Fechner in Berlin. Er war zeitweilig untergetaucht, vielleicht haben die Behörden geglaubt, er sei tot (so eine seiner Vermutungen). Er begann mit seiner Frau Erna,[8] das Milchgeschäft wieder aufzubauen. Aber er wandte sich auch sofort der politischen Arbeit zu.

Neuanfang

Die politische Nachkriegskarriere Fechners wird mit einem Brief eingeleitet. Er ist an einen Mann adressiert, der bald der mächtigste im Lande sein und mit dem er noch viele Begegnungen haben würde:

„Werter Genosse Ulbricht!

Wie ich von einigen politischen Freunden hörte, bist Du mit der siegreichen Roten Armee wieder in der Heimat angekommen und hast, wenn ich richtig informiert bin, sofort die politische Arbeit aufgenommen. [...] Ich [...] gehörte zu dem 1933 eingesetzten

5 Ebd., S. 51.

6 Brief von Fritz Heine an den Autor vom 19. März 1997.

7 Frank Moraw, Die Parole der „Einheit" und die Sozialdemokratie. Zur parteiorganisatorischen und gesellschaftspolitischen Orientierung der SPD in der Periode der Illegalität und in der ersten Phase der Nachkriegszeit 1933–1948, Bonn-Bad Godesberg 1973, insbes. S. 32 ff., 41 f.

8 Erna Fechner (1897–1983), SPD/SED, Parteiausschluß von 1953–56.

illegalen Ausschuss der Sozialdemokratischen Partei und habe in dieser Eigenschaft auch viel mit ehemaligen KPD-Mitgliedern hier gearbeitet.

Heute schreibe ich Dir, um darzutun, dass sich meine Freunde gerne bei dem, wie ich hörte bereits durch Deine Initiative im Gang befindlichen Wiederaufbau der kommunalen Verwaltungen zur Verfügung stellen. [...] Ich hätte gerne mit Dir darüber gesprochen, wie es möglich wäre, endlich die so ersehnte Einheitsorganisation der deutschen Arbeiterklasse zu schaffen. Meine politischen Freunde und ich stehen auf dem Standpunkt, dass bei der ersten Möglichkeit, sich wieder politisch betätigen zu können, über alle Vergangenheit hinweg der neu zu beschreitende Weg ein gemeinsamer sein muss zwischen KPD und SPD. Ich möchte sagen, dass es bei Beginn der politischen Tätigkeit leichter sein wird, die Einheit zu schaffen, als wenn wir erst bei den Nachwirkungen der Kriegshandlungen angelangt sind [...]."[9]

Das Schreiben endet mit „gez. Max Fechner", es trägt das Datum 28. April 1945. Das muß sehr verwundern. Woher wußten der Unterzeichner und seine Freunde aus Neukölln, daß Ulbricht in Berlin ist? In der deutschen Hauptstadt bestimmte der Kriegslärm das Geschehen, über den politischen Neubeginn konnte man wohl sprechen, vom Wiederaufbau einer Verwaltung aber noch längst nicht. Außerdem: Ulbricht kehrte erst zwischen dem 30. April und 1. Mai nach Deutschland zurück. Was sollte also das frühe Datum bedeuten? Die einfachste Erklärung (sie findet man auch in verschiedenen neueren Veröffentlichungen) wäre, der Briefschreiber habe sich geirrt oder der Brief wäre versehentlich vordatiert worden (was die Frage nach sich ziehen müßte, wer das „versehen" hat). Es liegt sogar nahe, das Ganze als Fälschung zu bezeichnen. Immerhin existiert lediglich eine säuberlich mit Schreibmaschine gefertigte Kopie. Es gibt jedoch keine zwingenden Gründe, darüber zu spekulieren. Gleichwohl bleiben manche Fragen ungeklärt.

Eine geeignete Gelegenheit, Ulbricht an den Brief zu erinnern, wäre beispielsweise schon am 12. Juni 1945 gewesen, als das Gründungsprogramm der KPD vorgestellt wurde. Fechner und andere namhafte Sozialdemokraten waren eingeladen. Bei diesem Anlaß traf er zum ersten Mal nach dem Krieg mit Ulbricht zusammen (zumindest ist kein früherer Termin bekannt). Er habe ihm vorgeschlagen, eine einheitliche Partei zu gründen, eine Meinung, die von nicht wenigen ehemaligen Sozialdemokraten und Kommunisten geteilt wurde. Dieser habe ihm geantwortet, daß „vor einem organisatorischen Zusammenschluss erst eine ideologische Klärung unter den Mitgliedern beider Parteien erfolgen müsse". Damals sei er – Fechner – der Meinung gewesen, man solle sich sofort zusammenschließen, anderenfalls würde die Zeit gegen die Vereinigung arbeiten. Später habe er erkannt, daß die Argumente Ulbrichts richtig waren.[10] Bemerkenswert ist, daß sich der Berichterstatter an dieses Gespräch erinnern konnte. Er hat es erst zwanzig Jahre

9 Soweit nichts anderes angegeben, stützen sich die folgenden Ausführungen auf: SAPMO, NY 4101/15, ferner Vorlage für den Zentralausschuß vom 17. Dezember 1945 und Grotewohls Redemanuskript für die erste Sechziger-Konferenz von KPD und SPD am 20./21. Dezember 1945 (beides AdA); Norbert Podewin, Walter Ulbricht. Eine neue Biographie, Berlin 1995, S. 175 ff.; Protokoll vom 18. Februar 1959 über eine Unterredung mit Max Fechner, SAPMO, SGY 30/1274, Bl. 2.

10 In Briefen Fechners aus den Jahren 1959–1964 (AdA) sind derartige Formulierungen teilweise wörtlich enthalten.

später geschildert, ohne den fraglichen Brief zu erwähnen.[11] Als Historiker der SED Mitte der sechziger Jahre damit beschäftigt waren, die Parteigeschichte neu zu schreiben, haben sie versucht, von Fechner zu erfahren, wie denn der Brief befördert worden sei. Er habe ihn „über die von der sowjetischen Kommandantur eingerichtete Bezirksverwaltung in Neukölln weiterleiten" lassen, hat er geantwortet. Bei anderer Gelegenheit hat er davon gesprochen, ein zweites Mal geschrieben und wieder keine Antwort bekommen zu haben.[12] Der Aussage sind die Historiker nicht nachgegangen.

Auch der Verlauf der Sechziger-Konferenz vom Dezember 1945 – sie diente der Vorbereitung der SED-Gründung – wird in der Geschichtsschreibung der SED lückenhaft wiedergegeben. Fechner und sein Partei-Mitvorsitzender Grotewohl haben auf dieser Tagung von KPD- und SPD-Funktionären auf den Fechner-Brief hingewiesen. Dessen Gespräch mit Ulbricht am 12. Juni 1945 wurde nicht erwähnt. Die SPD warf den Kommunisten vor, nicht auf das Angebot reagiert und daher eine frühe organisatorische Vereinigung verhindert zu haben. Sie mußte sich mit Ulbrichts Antwort zufriedengeben, er habe den Brief nicht bekommen, was ja einleuchten mußte – wenn das Datum stimmte. Eine weitere Klärung haben beide Seiten nicht angestrebt, zumal noch genügend andere Differenzen ausgetragen werden mußten. Dazu gehörte auch die Reaktion von Pieck (sie wurde ebenfalls nicht veröffentlicht). Er erwiderte, es sei müßig, darüber zu philosophieren, ob die sofortige Vereinigung nützlich gewesen wäre. Was sich denn in diesen fünf oder sechs Monaten so geändert habe, „dass dieselben Beweggründe [...] heute nicht mehr gelten sollen", fragte er. Nachholbedarf mahnte Pieck bei der SPD an: „Wir Kommunisten sind Marxisten und haben nicht umsonst die Nase in die Bücher gesteckt." Die Sozialdemokraten protestierten gegen eine derartige Anmaßung ebenso vergeblich wie gegen ihre Benachteiligung gegenüber der KPD durch die Sowjets, gegen Verfolgungen und Verhaftungen.

Natürlich hatte Ulbricht recht, denn die Überlegung, sofort eine neue Arbeiterpartei zu gründen, anstatt SPD und KPD wieder zuzulassen, mußte zwangsläufig die aus der Geschichte beider Parteien resultierenden unterschiedlichen Auffassungen ignorieren. Keiner der Beteiligten wird vergessen haben, daß die Kommunisten vor Hitlers Machtergreifung ihre sozialdemokratischen Genossen noch als „Sozialfaschisten" bezeichnet hatten. Darüber konnten auch Erklärungen beider Seiten, einen Schlußstrich unter die Vergangenheit zu ziehen, nichts ändern. Erst mußten die Ursachen der inhaltlichen Differenzen geklärt werden, bevor man sich in einer einheitlichen Partei organisiert, hatte Ulbricht argumentiert. Die schwankende, wenig geschlossene Haltung der deutschen Sozialdemokratie bis 1933 hat gleichfalls mit dazu beigetragen, daß dem Nationalsozialismus eine wirksame antifaschistische Front gegenüber stand. Angesichts der Situation nach dem Krieg, der – wie es der Brief ausgedrückt hat – „Nachwirkungen der Kriegshandlungen", war Fechners Vorschlag vielleicht begreiflich. Er hat möglicherweise den

11 Max Fechner, Zentralausschuß der SPD und Zentralkomitee der KPD gingen zusammen, in: Vereint sind wir alles. Erinnerungen an die Gründung der SED, Berlin 1966, S. 45.

12 Protokoll vom 18. Februar 1959 über eine in Schöneiche stattgefundene Unterredung, SAPMO, SGY 30/1274, Bl. 2; ferner AdA.

sozialdemokratischen Traditionen vertraut, die stark genug sein würden, die frühere Trennung zu überwinden. Gesagt hat er es nicht. Spätestens nach der Kapitulation der SPD-Führung auf der Konferenz im Dezember 1945 konnte er daran ohnehin nicht mehr glauben. Er wie auch alle anderen vermochten ebenso wenig plausibel zu machen, wie es möglich war, daß zwischen Juni 1945, als er von Ulbricht überzeugt wurde, die Vereinigung nicht so rasch zu vollziehen, und Anfang 1946, als sie beschlossene Sache war, die „ideologische Klärung unter den Mitgliedern beider Parteien" erfolgt ist. Es hat keinen tiefgreifenden Klärungsprozeß gegeben und nicht geben können. Der Druck aus Moskau und die Befürchtung der KPD-Führung, politisches Terrain zu verlieren (Wahlergebnisse in anderen Ländern deuteten dies an), haben den Termin bestimmt. Stalin verlangte von der Führung der KPD, die er am 6. Februar 1946 zu sich zitierte, die Einheitspartei zu gründen.[13]

Der in Fechners Brief ebenfalls erwähnte illegale Zentralausschuß (ZA) geisterte in unterschiedlichen Erinnerungen und Versionen durch die Nachkriegsgeschichte. Zunächst mußte seine Existenz selbst bewiesen werden. Es ist nicht gelungen. Bei Gniffke in Berliner Bezirk Schöneberg (dort wurde das erste Berliner SPD-Büro eingerichtet) trafen sich unmittelbar nach Kriegsende alte Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre, um die SPD wieder aufzubauen. Sie luden Max Fechner ein, der unter Hinweis auf einen vom PV eingesetzten „Ausschuss für die Lenkung des Widerstands" vorschlug, denselben zu ergänzen, um wieder handlungsfähig zu werden. Die Ergänzung hätte darin bestanden, Fechners führende Rolle zu bestätigen. Das wurde abgelehnt, weil sich die anderen schon den Namen „Vorbereitender Ausschuß" gegeben hatten.[14] Neben Fechner gehörte auch Richard Weimann zu den Kronzeugen für den illegalen ZA.[15] Er war ebenfalls zu dem Treffen gekommen, Äußerungen von ihm sind nicht bekannt.

Es war Max Fechner, der nach Zulassung der Partei im Juni 1945 vorschlug, die Leitung der SPD – getreu der Legende vom illegalen ZA – als Zentralausschuß zu bezeichnen. Diese Version diente vor allem der Positionsbestimmung gegenüber den westdeutschen Sozialdemokraten um Kurt Schumacher. Gegenüber dem „Spalter der Arbeiterklasse" machte er geltend, der 1933 eingesetzte ZA wäre berechtigt, für die deutsche Sozialdemokratie zu sprechen: „Die Überlebenden dieses Ausschusses haben sich aus den Reihen ihrer illegalen Mitkämpfer aus dem ganzen Reich ergänzt und wurden als Zentralausschuss der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands von den Besatzungsmächten anerkannt. [...] Als Beauftragter des letzten Parteivorstandes fühle ich

13 SAPMO, NY 4036/634; Rolf Badstübner, Zum Problem der historischen Alternativen im ersten Nachkriegsjahrzehnt, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, Jg. 33 (1991), H. 5, S. 584; Erich Gniffke, Einheitsbestrebungen rechts und links von der SPD, in: *Das Volk* vom 19. Januar 1946; Klaus-Peter Schulz, Auftakt zum Kalten Krieg. Der Freiheitskampf der SPD in Berlin 1945/46, Berlin 1965, S. 79; Moraw (Anm. 7), S. 157 ff.; Helga Grebing, Christoph Kleßmann, Klaus Schönhoven und Hermann Weber, Zur Situation der Sozialdemokratie in der SBZ/DDR im Zeitraum zwischen 1945 und dem Beginn der 50er Jahre. Gutachten für die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Marburg 1992, S. 36; Erich W. Gniffke, Jahre mit Ulbricht, Köln 1966, S. 184 f.; ferner Gespräch mit Wolfgang Leonhard, in: *Berliner Zeitung* vom 21./22. April 2001, S. 11.

14 Gniffke, Jahre mit Ulbricht (Anm. 13), S. 26.

15 Richard Weimann (1890–1976), 1908 SPD, 1946 SED-Mitglied und Abteilungsleiter im Zentralsekretariat, gehörte bis 1950 dem PV an, 1952 aus der SED ausgetreten, danach wieder SPD.

mich verpflichtet, mich in der entscheidenden Stunde der Arbeiterbewegung noch einmal an Sie zu wenden."[16]

Später wurde die Parteiführung in der Sowjetischen Besatzungszone als Vorstand gewählt, ohne auf den Anspruch zu verzichten, das Erbe der Illegalen fortzusetzen. Die Genossen hatten also gute Gründe, Max Fechner als wichtigen Vertreter des Widerstands zu präsentieren. Das sollte er auch nach Gründung der SED bleiben.

Kurz vor der Vereinigung von KPD und SPD fand am 19./20. April 1946 der sogenannte 40. Parteitag der SPD in Berlin statt.[17] Dort sagte Fechner, er und sein Genosse Weimann seien „die letzten Überlebenden des von dem emigrierten Parteivorstand ernannten illegalen Ausschusses in Deutschland". Es waren bekannte Namen, die nach seinen Angaben dem zentralen Ausschuß angehörten. Sie waren nicht mehr am Leben; keiner von ihnen hätte bestätigen können, in ein Gremium der SPD gewählt oder nachträglich kooptiert worden zu sein.[18]

Später haben DDR-Historiker die Vorgänge wieder anders geschildert, ohne damit glaubwürdiger geworden zu sein. Von einem Zentralausschuß war nicht mehr die Rede, vielmehr habe ein unter Leitung von Paul Löbe bestehender Vorstand in seiner einzigen Sitzung vom 21. Juni 1933 einen „Beirat aus zwölf nicht so sehr exponierten Funktionären zur politischen Beratung des Berliner Parteivorstandes" berufen.[19] Dazu hätte Fechner gehört. Dieser Beirat sollte den Vorstand ersetzen, falls seine Mitglieder verhaftet oder zur Emigration gezwungen wären. Fechner konnte nichts mehr dazu sagen, und die Autoren der zitierten Schrift haben es nicht für notwendig erachtet, sich mit seinen früheren Äußerungen und den anderslautenden parteiamtlichen Darstellungen auseinander zu setzen.

Wie zu sehen ist, sind persönliche Erinnerungen nicht nur Rückblicke auf Erlebtes; sie können sich auch verselbständigen, vor allem wenn andere „nachhelfen". Max Fechner hat sich oft von den Historikern der SED helfen lassen. Was nicht in die Parteikonzeption paßte, wurde ergänzt, anderes wurde weggelassen oder umgeschrieben.

16 Offener Brief an Dr. Schumacher, in: *Das Volk* vom 21. März 1946; SAPMO, DY 28/II 2/33.

17 40. Parteitag der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD), Berlin 1946, insbes. S. 39 f. Die Bezeichnung als Parteitag ist fragwürdig. Von den 548 Anwesenden kamen 103 aus den Westzonen, ihr Mandat war kaum nachprüfbar. Die westdeutsche Parteiführung, besonders Schumacher, hatten angekündigt, wer an diesem Parteitag teilnehme, erkläre damit seinen Parteiaustritt. Vgl. ferner Pressemitteilung über eine Rundfunkrede Fechners vom 10. Januar 1946 über die Rechtmäßigkeit des Zentralausschusses als Leitungsorgan für die gesamte SPD, SAPMO, DY 28/II 2/6.

18 Vgl. Rudi Beckert, Lieber Genosse Max. Aufstieg und Fall des ersten Justizministers der DDR Max Fechner, Berlin 2003, S. 49 ff.

19 Löbe hatte es abgelehnt, zu emigrieren und wollte die Tätigkeit der Partei nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten fortsetzen. Vgl. auch Geschichte der deutschen Sozialdemokratie 1917 bis 1945, Berlin 1982, S. 343, 360 ff.

Karriere in der SED

Anläßlich des 10. Jahrestages der SED-Gründung stellte Walter Ulbricht fest: Die Kommunisten hätten „die revolutionäre marxistisch-leninistische Theorie und große Kampferfahrungen mitgebracht, die Sozialdemokraten brachten den festen Willen zur Vernichtung des Faschismus mit und große Erfahrungen in der Massenarbeit".[20] Zu diesem Zeitpunkt konnte sich Max Fechner noch nicht öffentlich äußern. Er befand sich im Zuchthaus. Zehn Jahre später tat er es um so überzeugter: „Denke ich an die Zeit von April/Mai 1945 bis April 1946 zurück, so erfüllt es mich mit Freude und Stolz, an der Herstellung der Einheit der Arbeiterklasse beteiligt gewesen zu sein. Es war damals eine schwere Arbeit, die auch nicht ganz reibungslos vor sich ging."[21]

Als er Anfang Juli 1945 in das von den Sowjets zur Verfügung gestellte SPD-Parteihaus in Berlins Mitte einzog, gab es drei gleichberechtigte Vorsitzende: Grotewohl, Fechner und Gniffke. Letzter wurde geschäftsführender Vorsitzender, während Fechner für organisatorische Angelegenheiten und Kommunalpolitik zuständig sein sollte. Er hat diese Aufgaben nicht gemeistert. Gniffke war ein geschickter Geschäftsmann und als Organisator seinem Genossen Fechner überlegen. Grotewohl gehörte zu den besten Rhetorikern und Taktikern der Partei, sein Ansehen überragte das der anderen in der Führungsetage. Fechner erfreute sich seiner Rolle als „Arbeitertyp".[22] Mit theoretischen Fragen hat er sich kaum beschäftigt, ihm fehlten die notwendige Vorbildung, sicher auch entsprechende Fähigkeiten und das Interesse. Repräsentieren lag ihm eher, was ihm den guten Ruf einbrachte, ein volksverbundener Funktionär zu sein. Wenn es darum ging, die neue Parteiführung im Osten Deutschlands zu vertreten, war der Urberliner prädestiniert. Wahrscheinlich glaubte er anfangs – wie andere auch – daran, daß seine SPD stark genug sei, ihre Einflüsse auf die vereinigte Partei geltend machen zu können. Nicht unberücksichtigt sollte bleiben, daß ihn die sowjetische Besatzungsmacht auf ganz profane Weise an sich gebunden hat; er hatte, wie vertrauliche Berichte aus sowjetischen Quellen besagen, einen „Hang zur Flasche". Seine materielle Lage war relativ gut, er ließ sich seine zahlreichen Reden und Aufsätze – für die er den talentierten Ghostwriter Günter Scheele[23] an sich gebunden hatte – ordentlich bezahlen, und er konnte ein Häuschen am Stadtrand von Berlin erwerben.

Max Fechner nahm an bedeutsamen Tagungen und Zusammenkünften teil, er fungierte oft als Versammlungsleiter oder hielt Standardreden, wobei er kaum eine Gelegenheit versäumte, die Rechtmäßigkeit seines illegalen Ausschusses zu erwähnen. Er war Anfang Oktober 1945 Mitglied der Delegation des ZA (mit Grotewohl und Dahrendorf), die von Schumacher zu einer Konferenz nach Wennigsen/Hannover eingeladen war. Dort schlug der ZA vor, Bevollmächtigte aus den Westzonen und dem

20 Walter Ulbricht, Zum 10. Jahrestag der Vereinigung, in: *Neues Deutschland* [künftig zitiert: *ND*] vom 22. April 1956, S. 2.

21 Fechner, Zentralausschuß der SPD und Zentralkomitee der KPD gingen zusammen (Anm. 11), S. 42.

22 Aufbau, Zuständigkeiten und Arbeitsweise des SPD-PV können hier nicht besprochen werden. Vgl. dazu u. a. Hurwitz (Anm. 1); Moraw (Anm. 8), bes. S. 89 ff.

23 Prof. Dr. phil. Günter Scheele (1905–1982), 1928 SPD, 1945 SPD/SED, 1946–1953 persönlicher Mitarbeiter Fechners, 1948–1971 zugleich Hochschullehrer, Rektor.

Londoner Exil sollten die Berliner Führung ergänzen. Wie zu erwarten, ließen sich die anderen darauf nicht ein. Als Schumacher den ZA angriff, dieser sei bei seiner Gründung von anderen als von Sozialdemokraten beeinflußt worden, griff Fechner sein Lieblingsthema vom sogenannten Zwölfer-Ausschuß auf, der vom Prager Exilvorstand 1933 ermächtigt worden sei, die Partei zu vertreten. Natürlich kam es zu keiner Verständigung, wie auch alle weiteren Treffen zwischen den SPD-Führungen aus Ost und West die Trennung nur vertieft haben. Es ist bezeichnend, daß Max Fechner die Konsequenzen aus dem Streit in Wennigsen nicht überblickt hat. Gegenüber Pieck und auch in einem Zeitungsbericht erklärte er, die Konferenz sei erfolgreich gewesen.[24]

Zwischen KPD und SPD gab es ständige Arbeitskontakte und Treffen, die zielgerichtet zur Einheitspartei führen sollten. Fechner gehörte dem Führungsgremium des Aktionsausschusses an, der für den 20./21. Dezember 1945 eine gemeinsamen Konferenz beider Parteien beschlossen hatte. Er leitete diese Tagung. Der ZA versuchte anfangs, die letzte Entscheidung hinauszuzögern, und hatte die Hoffnung noch nicht völlig aufgegeben, sich mit der SPD-Führung im Westen zu verständigen. Er argumentierte, die Fusion könne nur durch einen Reichsparteitag der SPD beschlossen werden. Überraschend kam daher am zweiten Konferenztag eine Erklärung Fechners, die eingesetzten Kommissionen hätten sich geeinigt, die Einheitsbewegung habe sich als lebensfähig und stark erwiesen. Grotewohl kündigte an, man wolle „in die zweite Phase der Einigungsbestrebungen" eintreten. Der geschickte Redner erklärte zugleich, im Westen müßten die Widerstände gegen die Vereinigung überwunden werden, anderenfalls müsse man „neue Entschlüsse" fassen. Er sagte voraus: „Der 21. Dezember 1945 wird einmal in die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung als der Tag eingehen, an dem 60 Vertreter der beiden Arbeiterparteien in kameradschaftlicher Einmütigkeit und voller Einstimmigkeit den Grundstein legten zum Aufbau der einheitlichen deutschen Arbeiterpartei."

Ein Ereignis wurde verschwiegen: Die Führungen beider Parteien mußten zwischen den Konferenztagen bei der sowjetischen Administration in Karlshorst erscheinen. Dort, und nicht auf der Konferenz selbst, wurde festgelegt, welche Passagen, die der anderen Seite nicht paßten, aus den Programmentwürfen zu streichen waren![25]

So wurde die Grundlage für die SED geschaffen, der sich Max Fechner bedingungslos zur Verfügung stellte. Er war Mitglied einer Kommission zur organisatorischen und ideologischen Vorbereitung der SED-Gründung und beteiligte sich daran, den vor allem in Berlin dagegen auftretenden Widerstand zu überwinden. Auf dem Vereinigungsparteitag am 20./21. April 1946 saß er im Präsidium, er wurde in den Parteivorstand und, gleichberechtigt neben Ulbricht, in dessen Sekretariat gewählt.

Im neuen Parteihaus der SED bezogen Ulbricht und Fechner ihre Dienstzimmer, das durch ein gemeinsames Büro verbunden war, in dem jeweils ein ehemaliger SPD-

24 Zitiert bei Hermann Wentker, Justiz in der SBZ/DDR 1945–1953. Transformation und Rolle ihrer zentralen Institutionen, München 2001, S. 227.

25 Äußerung von Richard Gyptner (ohne Datum), SAPMO, NY 4080/12; ferner Andreas Malycha, Die SED. Geschichte ihrer Stalinisierung 1946–1953, Paderborn, München, Wien und Zürich 2000, S. 92.

und KPD-Sekretär arbeiteten.[26] Die anfangs festgelegte gleichberechtigte Stellung und Zuständigkeit blieb eine Farce. Ulbricht, der bessere Organisator und erfahrene, disziplinierte Parteisoldat, hatte die Fäden in der Hand. Er dominierte im Parteiapparat und scharte einen Stab erfahrener Kommunisten um sich, mit denen er demokratische Grundsätze, wie man sie vielleicht anfangs noch erhofft und angestrebt hatte, gegenstandslos machte. Fechner schickte sich in diese Situation, aber er konnte nicht froh werden. Formell waren beide Stellvertreter für Fragen der Wirtschaft, staatlichen Verwaltung, Justiz und Kommunalpolitik zuständig. Eine exakte Trennung der Aufgaben war illusionär, da sich Ulbricht in die Tätigkeit des anderen ständig einmischte. Das war für den erfahrenen Kommunalpolitiker demütigend genug, doch noch schlimmer war es, daß er sich als ehemaliger Sozialdemokrat mißtrauisch beobachtet fühlte. Die SED wurde mehr und mehr eine „Partei neuen Typus", die jeglichen Abweichungen von der Generallinie den Kampf angesagt hatte. Nach sowjetischem Vorbild wurden unentwegt die eigenen Reihen gesäubert. Eine speziell dafür zuständige Parteikontrollkommission suchte nach Feinden oder Abweichlern, unliebsame Genossen wurden ausgeschaltet, verfolgt und kriminalisiert. Nur wenige Sozialdemokraten, beispielsweise Grotewohl, Ebert und Mückenberger, konnten sich behaupten und stiegen die Karriereleiter empor. Es gelang ihnen (wenngleich mit einigen „Karriereknicks"), sich von ihrer Vergangenheit zu distanzieren. Daran erinnerte sich Mückenberger auf seine Art.[27] Die Gegner der Einheitspartei hätten mit Schumacher und dem Ostbüro der SPD konspiriert, gehetzt und gewühlt. Der Autor bekannte stolz, das aus Schumacher-Kreisen umlaufende Material sei „regelmäßig in die Zentralheizung" gewandert, Einheitsgegner hätten sich nach dem Westen abgesetzt, wären „davongejagt", „als bezahlte Agenten des Ostbüros oder anderer imperialistischer Geheimdienste von uns entlarvt" worden. Man hat sie also verhaftet.

Max Fechner merkte das Mißtrauen, das man ihm entgegenbrachte, aber er zehrte noch vom Nimbus, die SED mitgegründet zu haben. Seinen beginnenden Abstieg aus der Parteiführung konnte er nicht aufhalten. Eine Niederlage erlitt er auf dem Gebiet der Kommunalpolitik. Er hatte auf einer Konferenz im Juli 1947 formuliert, daß sich ein Staat auf eine freiheitliche, sich selbst verwaltende Gemeinde stützen müsse. Das waren nicht Lenins Prinzipien vom demokratischen Zentralismus, wie Ulbricht bemerkte, sondern sozialdemokratisches Gedankengut aus der Weimarer Republik.[28] Noch wartete er ab; als Fechner aber wenig später wieder für kommunale Selbstverwaltungskörperschaften plädierte, die auch noch über Staatsvermögen verfügen dürften, wurde er heftig wegen opportunistischer Auffassungen zurechtgewiesen. Ulbricht

26 Die Bezeichung eines stellvertretenden Vorsitzenden wurde offiziell erst im September 1947 geschaffen. Bis dahin gab es außer den beiden Parteivorsitzenden Pieck und Grotewohl nur Mitglieder des Zentralsekretariats. Sie sollten aus jeweils einem ehemaligen KPD- und SPD-Mitglied bestehen und sich in ihre Aufgaben teilen.

27 Erich Mückenberger, Im gemeinsamen Kampf wurde die Einheit geboren. Warum und wie wir Sozialdemokraten vor 20 Jahren mit den Kommunisten kämpften, in: *ND (B)* vom 1. Februar 1966, S. 4.

28 SAPMO, NY 4090/134, Bl. 48 ff.; ebd. DY 30/IV 2/13/406; NY 4182/1087–1088. – Referat auf der Tagung des Kommunalpolitischen Beirats vom 18.–20. Dezember 1947, SAPMO, DY 30/IV 2/13/40; DY 30/IV 2/13/42; ferner Gniffke, Jahre mit Ulbricht (Anm. 13), S. 305 f.

entschied: „Die ganze Diskussion über Auftrags- und Selbstverwaltungsangelegenheiten soll man begraben."[29]

Fechner geriet noch mehrmals ins Fadenkreuz der stalinistischen Inquisitoren, wovon das folgende Beispiel zeugt. Mehreren Genossen wurde unterstellt, sozialdemokratische Fraktionsarbeit zu organisieren. Fechner hatte im Mai 1948 ehemalige SPD-Funktionäre in sein Haus eingeladen (Ebert war nicht erschienen, Grotewohl gehörte nicht zu den vorgesehenen Gästen).[30] Dort stellten die Anwesenden fest, daß sie als ehemalige Sozialdemokraten zunehmend argwöhnisch betrachtet würden. In der Parteiführung kam es zu heftigen Auseinandersetzungen, die sich vor allem gegen den anwesenden Gniffke richteten. Er, der anfänglich von der Parteifusion überzeugt war, wehrte sich dagegen, die SED nach bolschewistischem Vorbild umzugestalten und warf Ulbricht vor, eine Atmosphäre des Mißtrauens zu schaffen. Dessen Führungsstil und der unter seiner Leitung immer mächtiger werdende hauptamtliche Parteiapparat setzten demokratische Regeln außer Kraft. Die Differenzen waren der letzte Anstoß für Gniffke, in den Westen zu fliehen. Fechner blieb verdächtig, ohne daß zunächst weitere Konsequenzen folgten.

Er trat als Repräsentant der Partei bei Tagungen zu Fragen des Staates und des Rechts auf. Die meisten seiner Reden standen unter dem zentralen Motto „Demokratisierung der Justiz". Das war auch der Titel einer Schrift, die ihn als Herausgeber nennt. Es war seine zweite bedeutende Veröffentlichung nach einem bereits 1945 erschienenen Buch „Wie konnte es geschehen?"[31] Geschrieben hat auch dieses sein persönlicher Mitarbeiter Scheele. Ohne ihn, so haben beide erklärt, hätte sich Fechner nicht behaupten können. Sie kannten sich schon seit 1928, jedoch war der Kontakt nach 1933 unterbrochen, zumal Scheele (er war Lehrer) Mitglied der Nazipartei wurde. Fechner setzte nach dem Krieg durch, daß der andere nicht nur entnazifiziert, sondern nachträglich und in ausdrücklicher Übereinstimmung mit dem Zentralsekretariat der SED als illegaler Kämpfer gegen den Faschismus anerkannt wurde.

Was Fechner unter Demokratisierung des Staates und der Justiz verstand, war alles andere als sozialdemokratisches Gedankengut. Beispielsweise erklärte er auf einer Tagung des Zentralsekretariats am 3./4. Januar 1948, die Partei habe die Justiz bislang zu sehr vernachlässigt, doch das werde sich ändern. Die Justiz sei „auch nur ein Verwaltungszweig".[32] Mit anderen Worten, sie gehöre zur einheitlichen Staatsmacht, werde vom Parlament kontrolliert und sei diesem rechenschaftspflichtig. Fechner, der selbst mit der Justiz in der Weimarer Republik und im NS-Staat keine guten Erfahrungen gemacht hatte, war überzeugt, daß ein anderes Staats- und Rechtssystem nötig sei. Der Alternative, die ihm die marxistisch-leninistische Staats- und Rechtstheorie präsentierte, hatte er nichts entgegenzusetzen. So plädierte er für die Absetzbarkeit der Richter

29 Rede vom 25. Mai 1948, SAPMO, DY 30/IV 2/13/217; ebd., IV 2/4/379 und NY 4182/1089, Bl. 86.

30 Gniffke, Jahre mit Ulbricht (Anm. 13), S. 306 ff.; Beatrix W. Bouvier, Ausgeschaltet. Sozialdemokraten in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR 1945–1953, Bonn 1996, S. 102; Moraw (Anm. 7), S. 222 ff.

31 Max Fechner, 1933–1945. Wie konnte es geschehen? Auszüge aus den Tagebüchern und Bekenntnissen eines Kriegsverbrechers, Berlin o. J.

32 Vgl. Stenographische Niederschrift über die 3. Tagung des Ausschusses für Rechtsfragen, AdA.

und, was von noch elementarerer Bedeutung war, für deren Unterordnung unter die Beschlüsse der SED. Eine Abteilung im Parteiapparat wurde speziell für die staatlichen Organe einschließlich der Justiz geschaffen, die den Willen der Parteiführung zu verwirklichen hatte. Sie unterstand Ulbricht und Fechner direkt, wobei der eine bestimmte, was zu tun sei, der andere sich dort fachliche Hilfe holte. Solche Konstellation war nicht dauerhaft. Noch konnte er (auf der erwähnten Konferenz vom Januar 1948) verkünden: „Polizei und Justiz sind die wichtigsten Stützen des Staates; die Polizei haben wir schon in der Hand, und die Justiz müssen wir noch in die Hand bekommen!" Auch diese Maxime hat er nicht selbst formuliert; sie stammt von Ernst Melsheimer. Er war zu dieser Zeit Vizepräsident der Deutschen Zentralverwaltung für Justiz (DJV) und hatte Ambitionen auf Höheres.

Max Fechner als Justizpolitiker

Die Partei entschied, Max Fechner eine leitende Funktion in der Justiz zu übertragen, als der Posten des Präsidenten der DJV neu besetzt werden mußte. Glücklich war er darüber nicht; er wußte, daß er abgeschoben wurde, was er nie verwunden hat. Pieck und andere Genossen zerstreuten seine Bedenken, ob er die Voraussetzungen für ein solches Amt mitbringen würde, mit dem Argument, es gebe in der Justizverwaltung genug fähige Juristen; was gebraucht werde, seien Parteierfahrungen. Außerdem solle er seine Parteifunktionen behalten. Das schmeichelte ihm, da er auch etwas eitel war. Zudem versprach die neue repräsentative Funktion Vorteile; hinzu kam, daß er seinen unentbehrlichen Mitarbeiter Scheele mitnehmen durfte. Am 2. Oktober 1948 wurde er durch die Sowjetische Militärbehörde zum Präsidenten ernannt, am 8. Oktober trat er das Amt an.

An die Zeit seiner Tätigkeit in der Justiz erinnerte sich Max Fechner – soweit er dies öffentlich getan hat – mit hehren Worten. Stolz berichtete er, wie er begonnen hat, die Justiz zu reformieren und neue Arbeitsmethoden einzuführen, das hieß, sie auf den von der SED vorgegebenen Weg eines einheitlichen, zentral gesteuerten Organs der Rechtspflege zu bringen. Was er immer verschwiegen hat, waren die gegen ihn gerichteten Querelen. Bislang hatte er Mitarbeiter im zentralen Parteiapparat, die die fachliche Arbeit für ihn machten. Nun mußte er sich auf Juristen der DJV stützen, die alles andere als freundschaftlich und uneigennützig handelten. Dagegen fand er kein Mittel. In dieser ambivalenten Situation kam es nicht selten zu unüberlegten Äußerungen, die natürlich nicht ungehört blieben. Bei den einfachen Mitarbeitern seiner Dienststelle galt er als hilfsbereit, loyal und kontaktfreudig. Einige jedoch hielten ihn wegen seiner fehlenden juristischen Kenntnisse, aber auch wegen seiner persönlichen Schwächen für einen ungeeigneten Leiter. Sie haben dies rücksichtslos gegen ihn ausgenutzt. Besonders zwei Personen sind hierbei zu nennen: Ernst Melsheimer und Hilde Benjamin.

Melsheimers ununterbrochene Justizkarriere begann nach dem Ersten Weltkrieg, seine Beförderung zum Reichsgerichtsrat verhinderte das Ende des Zweiten Weltkrieges. Dann trat er der KPD bei und wurde alsbald wieder befördert. Zwischen 1946 und 1949 war er Vizepräsident der DJV, danach der erste Generalstaatsanwalt (GStA) der

DDR. Frau Benjamin kennzeichnet eine andere Biographie. Sie war durch ihren Ehemann, einen bekannten Berliner jüdischen Arzt und Kommunisten, zur KPD gekommen. Sie wurde verfolgt, ihr Mann 1942 im KZ ermordet. Trotz der unterschiedlichen Lebenswege verstanden sich Benjamin und Melsheimer recht gut. Bei der Verfolgung von Gegnern der antifaschistisch-demokratischen Ordnung (oder von Personen, die sie dafür hielten) waren sie sich ebenso einig wie im Kampf gegen vermeintliche Gegner in den eigenen Reihen. Mit ihrer Strafverfolgungspraxis unterstützten sie die Säuberungskampagnen der SED, was die Kriminalisierung der sogenannten rechten Sozialdemokraten einschloß. Es nimmt nicht wunder, daß sie Max Fechner als getarnten Gegner betrachteten, dessen Entlarvung nur eine Frage der Zeit war. Benjamin und Melsheimer waren maßgeblich daran beteiligt, Material gegen ihn zu sammeln, sie wurden von leitenden Mitarbeitern der DJV unterstützt, die ihrem Vorgesetzten scheinbar ergeben dienten. In der Zentralen Parteikontrollkommission der SED und im späteren Ministerium für Staatssicherheit landeten Berichte, Informationen und Denunziationen über Fechner. Dieser hat dazu selbst nicht selten die Anlässe gegeben, er trat häufig unwirsch auf, reagierte kritikempfindlich und fiel nach gelegentlichem Alkoholgenuß „aus der Rolle". Die ihm nicht wohlgesonnen waren oder sich selbst auf der Karriereleiter wähnten, nutzten die Schwächen aus. Sie waren im Vorteil, konnten sie doch nicht nur ihre fachliche Kompetenz ausnutzen, sondern wußten die Parteiführung hinter sich.

Dennoch wurde Max Fechner nach Gründung der DDR und der Wahl einer Regierung unter Otto Grotewohl im Oktober 1949 Minister der Justiz. Seine ärgsten Widersacher Hilde Benjamin und Ernst Melsheimer waren nicht mehr im Ministerium; ihr Einfluß dort blieb. Die Volkskammer wählte Benjamin zur Vizepräsidentin des Obersten Gerichts (OG), Melsheimer zum Generalstaatsanwalt der DDR. Sie führten zahlreiche bedeutsame Prozesse, die für die Justiz des Landes richtungweisend waren und die Stärke und Unantastbarkeit des antifaschistischen Arbeiter-und-Bauern-Staates demonstrieren sollten.[33] Nach außen vertrat Fechner uneingeschränkt das Prinzip von der Einheitlichkeit der Rechtsprechung und vom demokratischen Zentralismus in der justitiellen Tätigkeit. Er forderte von den Gerichten, die Entscheidungen des OG zu respektieren. Sein Ministerium übte mittels einer speziellen Abteilung die Kontrolle und Revision der unteren Gerichte aus. Es erließ, teils gemeinsam mit den „Partnern" OG und GStA, zahlreiche Bestimmungen, mit denen direkt in die verfassungsmäßig garantierte richterliche Unabhängigkeit eingegriffen wurde und sorgte dafür, daß abweichende Auffassungen durch disziplinarische Maßnahmen geahndet wurden. Daneben blieben die alten Rivalitäten bestehen; sie wurden eher verstärkt, ging es doch darum, die eigene Autorität durchzusetzen. Hilde Benjamin, die ausgezeichnete Juristin mit umfassenden Kenntnissen auf allen Rechtsgebieten, wurde von der Parteiführung favorisiert, wenn neue Gesetze geschaffen werden sollten. Das Justizministerium trug zwar die Verantwortung für entsprechende Vorlagen an den Gesetzgeber, sie leitete jedoch die meisten Gesetzesvorhaben. Außerdem war sie Mitglied des ZK der SED. Ernst

33 Vgl. Rudi Beckert, Die erste und letzte Instanz. Schau- und Geheimprozesse vor dem Obersten Gericht der DDR, Goldbach 1995, S. 67 ff.

Melsheimer genoß das Vertrauen der Parteiführung, er hatte alle wichtigen Anklagen der Parteiführung vorzulegen und befolgte ergeben, was vom ihm verlangt wurde.

Es hat Max Fechner getroffen, daß sein Ansehen zunehmend geringer wurde. Vor allem muß er gemerkt haben, daß seine „Partner" – und damit die Partei – gut über die Vorgänge und die Überforderung des Ministers informiert waren. Kritik an der Justiz mußte er entgegennehmen und weitergeben. Es war symptomatisch, daß er zwischen kritischen Bemerkungen und uneingeschränkter Befürwortung des jeweiligen Kurses schwankte. So rügte er den „Scharfmacherkurs" am OG und meinte damit die unter Vorsitz Hilde Benjamins geführten politischen Prozesse. Sobald ihm aber bedeutet wurde, daß die Gerichte zu „liberal" entscheiden würden, kritisierte er seine Richter und verlangte strengere Maßnahmen. Nicht anders verhielt es sich bei Fragen der Gesetzgebung oder der Auswahl und Ausbildung geeigneter parteiergebener Juristen, um nur einige Komplexe zu nennen. Fechner vermochte wenig zu entgegnen, seinen Ärger ließ er in unpassender Weise und am falschen Ort aus. Er geriet zunehmend in den Ruf, die Leitungstätigkeit zu vernachlässigen, schätzte sich und sein Ansehen aber gleichzeitig selbstgefällig ein. Schließlich wurde er weiterhin – nicht zuletzt von den eigenen Genossen in der Dienststelle – als herausragender Funktionär hofiert. Die damalige Parteisekretärin beispielsweise erfand für ihren Minister anläßlich dessen 60. Geburtstags eine makellose Legende: Er habe „die großen Führer aus der Geschichte der Arbeiterbewegung August Bebel, Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg und Ernst Thälmann persönlich gekannt, von ihnen gelernt und mit ihnen zusammengearbeitet". Dieselbe Frau schrieb ein Jahr später in der Parteipresse von Mißständen im Ministerium und Feinden in der Justiz. Darauf habe die Partei öfter aufmerksam gemacht, dennoch habe der „Partei- und Staatsfeind Fechner ungestört sein Unwesen treiben" können. In einem „Sumpf des Sozialdemokratismus" hätten „Kritiklosigkeit" und „Korruption" geherrscht.[34]

Als sich Max Fechner gesundheitlich auf einem Tiefpunkt befand, arbeitsmäßig noch mehr überfordert war und – wie Scheele berichtete – nur noch in Ruhe gelassen werden wollte, meinte er, es wäre wohl besser, 1954 aus dem Amt zu scheiden. Das war spätestens Anfang 1953. Ob er das verwirklicht hätte, muß unbeantwortet bleiben. Die Ereignisse des 17. Juni 1953 kamen dazwischen.

Partei und Regierung verkündeten angesichts der zugespitzten Situation Anfang Juni 1953 den sogenannten Neuen Kurs. Max Fechner stimmte dieser veränderten politischen Richtung zu. Wie man es von ihm kannte, versuchte er sofort, den Gerichten eine Anleitung zu vermitteln, in ihrer Strafpolitik besser zu differenzieren, was heißen sollte, keine harten Urteile wegen Vergehen mit geringen materiellen Schäden zu fällen. Mit dem veränderten Kurs war vielleicht auch ein persönlicher Triumph über die „Scharfmacher" und die Illusion verbunden, verlorengegangenen Einfluß zurückzugewinnen. Er hatte sich geirrt.

34 Gerda Grube, Wir lernen aus unseren Fehlern, in: *ND (B)* vom 3. Oktober 1953, S. 2.

Das Interview zum 17. Juni 1953 und seine Folgen

Als nach dem 16./17. Juni 1953 die Streiks für bessere Arbeits- und Lebensbedingungen begannen und die Massen zum Sturz der Partei- und Staatsführung aufriefen, war das Ende der Karriere des Staatsmannes Max Fechner eingeleitet. Sein Sturz ist jedoch – entgegen manchen Berichten und Publikationen – nicht darauf zurückzuführen, daß er den Aufstand als Streik bezeichnet oder sich gar auf die Seite der „Putschisten" und „Konterrevolutionäre" gestellt hat. Es trifft ebensowenig zu, daß er ein Opfer jenes Interviews in der Tagespresse geworden ist, das sich mit der Rechtsprechung gegen jene Personen beschäftigt hat, die am Aufstand um den 17. Juni 1953 beteiligt waren.[35]

Vorab: Es war eigentlich kein Interview, sondern ein Auftrag an seine Mitarbeiter, durch vorformulierte Fragen und Antworten zur Rechtsprechung Stellung zu nehmen. Wer die Idee dazu hatte, ist ungeklärt. Sofern sie tatsächlich von Fechner stammen sollte, konnte er sie nicht ohne Zustimmung seiner Partei realisieren, immerhin handelte es sich beim „Neuen Deutschland" (ND) um das Zentralorgan der SED. Bei der Frage nach dem Ziel der Veröffentlichung ergibt sich, daß er nicht aufwiegeln, sondern im Sinne des sogenannten Neuen Kurses besänftigen wollte. Vergleicht man den Wortlaut des Interviews mit entsprechenden Verlautbarungen anderer Partei- und Staatsfunktionäre sowie Auffassungen der sowjetischen Administration, wird sich kaum ein Unterschied finden lassen. Grotewohl beispielsweise hatte in einem Berliner Betrieb erklärt, man müsse den verirrten, aber ehrlichen Arbeitern helfen, aber Provokateure schärfstens bestrafen. In Fechners Verlautbarung ist zu lesen:

„Es handelt sich zum großen Teil um von den Faschisten irregeführte Werktätige, zum Teil aber auch um bewußte Provokateure. In den Prozessen, die schnellstens vor den ordentlichen Gerichten durchgeführt werden, wird festgestellt, ob sich die Inhaftierten wirklicher Verbrechen schuldig gemacht haben oder ob es sich lediglich um irregeleitete Teilnehmer an Aktionen handelt, die von den Provokateuren inszeniert wurden."

Danach läßt er sagen:

„Es dürfen nur solche Personen bestraft werden, die sich eines schweren Verbrechens schuldig machten. Andere Personen werden nicht bestraft. Dies trifft auch für Angehörige der Streikleitung zu. Die Angehörigen der Streikleitung werden für ihre Tätigkeit als Mitglieder der Streikleitung nicht bestraft. Dabei weise ich noch auf folgendes hin: Selbst Rädelsführer dürfen nicht auf bloßen Verdacht oder schweren Verdacht hin bestraft werden. Kann ihnen ein Verbrechen nicht nachgewiesen werden, sind keine Beweise vorhanden, erfolgt keine Bestrafung. Es werden also nur diejenigen der Bestrafung zugeführt, die Brände anlegten, die raubten, mordeten oder andere gefährliche Verbrechen begangen haben. Es wird also nicht etwa gegenüber denen, die gestreikt oder demonstriert haben, eine Rachepolitik betrieben."

35 Alle Inhaftierten kommen vor ein ordentliches Gericht. Interview mit dem Minister der Justiz, Max Fechner, über die mit dem 17. Juni in Zusammenhang stehenden Verhaftungen, in: *ND* vom 30. Juni 1953. Das Interview erschien in der für Berlin bestimmten Ausgabe (B) auf Seite 5, in der DDR-Ausgabe (A) auf der ersten Seite.

Straffreiheit nur für diejenigen, die für ihre berechtigten Forderungen gestreikt haben – das allein hätte nicht genügt, ihn zum Staatsfeind zu stilisieren. Das Streikrecht stand in der Verfassung (1949). In einer „Berichtigung" vom 2. Juli wurde der Satz nachgeschoben: „Das Streikrecht ist verfassungsmäßig garantiert." Damit wurde erst recht auf das Problem aufmerksam gemacht.

Bei aller Widersprüchlichkeit in seiner Person und seinen Äußerungen hat Fechner stets die Parteilinie verkündet. Das ist hervorzuheben, weil seine Widersacher – solange gegen ihn Partei- und Strafmaßnahmen liefen – alles unterdrückt haben, was ihn entlastet hat. In einem Schreiben vom 9. Juli 1953 dankte er den Gerichten für ihre Einsatzbereitschaft nach dem 17. Juni:

„Der schändliche Versuch der Feinde unseres Volkes, mit dem langvorbereiteten Tag X die Deutsche Demokratische Republik aufzurollen, eine faschistische Macht zu errichten und den neuen Kurs der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik nicht zur Entfaltung kommen zu lassen, ist innerhalb von 24 Stunden schmählich zusammengebrochen."

Ähnliches steht in einem Artikel in der DDR-Fachzeitschrift „Neue Justiz", der nach den Juniereignissen erschienen war. Als Autor wird Max Fechner genannt.

Ein weiterer Umstand kommt hinzu: Die Bevölkerung, allerdings ebenso einige namhafte Genossen innerhalb der Parteiführung, gaben dem am meisten gehaßten Politiker der DDR, Walter Ulbricht, die Hauptschuld an der Misere im Land. Er und seine Genossen überstanden nur dank sowjetischer Militärgewalt die machtvollen, durchaus nicht immer friedlich verlaufenen Demonstrationen. Für die Sowjets kam der Aufruhr ungelegen, sie hatten nach Stalins Tod im März 1953 mit sich zu tun. Das begünstigte die Rückkehr Ulbrichts zum alten Kurs und zu den altgewohnten Methoden, als der Aufstand niedergeschlagen war. Sie suchten nach Schuldigen, denen unterstellt werden konnte, im Auftrag und mit Unterstützung der westlichen Imperialisten und Kriegstreiber gehandelt zu haben. Getreu dem altbewährten stalinistischen Prinzip, die eigenen Reihen von Schädlingen der Partei zu säubern, wurde eine parteifeindliche „Plattform" ausgemacht. Es war kein Zufall, daß im Zentrum zwei führende Mitglieder des Politbüros (PB) standen, nämlich der Chefredakteur des ND Rudolf Herrnstadt und der Minister für Staatsicherheit Wilhelm Zaisser. Der Erstgenannte sei dem „Sozialdemokratismus" verfallen, der andere habe im Juni als Chef der Staatssicherheit versagt, hieß es. Daß beide erfahrene Militärs und Geheimdienstler aus der Ära Stalins waren, dürfte bei dem Bauernopfer mitgespielt haben. Wie nach einem Drehbuch lief das weitere Szenario ab: Das PB setzte beider Entmachtung auf die Tagesordnung seiner turnusmäßigen Sitzung am 14. Juli 1953. Ein weiterer dazu passender Tagesordnungspunkt lautete: „Stellungnahme zum Interview des Justizministers, Genossen Fechner".[36] Aus dieser Stellungnahme wurde ein PB-Beschluß, wonach Fechner aus der Partei auszuschließen, seiner Funktion als Justizminister zu entheben und zu inhaftieren war. Damit wurde ein Strafverfahren in Gang gesetzt, dessen Verlauf davon zeugt, wie willfährig die Justiz den Beschlüssen der SED folgte und selbst vor Verletzungen der eigenen Rechtsordnung nicht zurückschreckte.

36 SAPMO, DY 30/J IV 2/2/305 und J IV 2/2A/289.

Die Strafverfolgung

Aus dem Wortlaut der im Hause Melsheimer verfaßten Anklage wird die politische Hauptrichtung des Verfahrens erkennbar: Fechner sei „ein gefährlicher Staatsverbrecher, der sich unter Ausnutzung seiner hohen Staats- und Parteifunktionen das Ziel setzte, der Deutschen Demokratischen Republik schweren Schaden zuzufügen". Er habe mit seinem Artikel im ND „aus Feindschaft den von westlichen Imperialisten und deren Agentenzentralen organisierten faschistischen Putschversuch vom 17. Juni 1953 aktiv unterstützt" und darin die „staatsfeindliche verräterische Anweisung" gegeben, die Angehörigen der Streikleitungen wegen ihrer Tätigkeit nicht zu bestrafen, ebenso nicht Personen, die für ihre gerechten Forderungen gestreikt hätten; auch Rädelsführer dürften „auf schweren Verdacht" hin nicht bestraft werden. Bei einem Vergleich zum Interviewtext ist unschwer zu erkennen, daß sein Inhalt sinnwidrig wiedergegeben und aufgebauscht wurde, als sei ein Hochverräter angeklagt.[37] Tatsächlich wurde der Angeklagte in direkte Nähe zu den schlimmsten Staats- und Parteifeinden gebracht: Er habe „sich mit einer Reihe von Mitarbeitern, auch ehemaligen Faschisten" umgeben und sie in verantwortungsvolle Positionen des Staates gebracht sowie in seinem Ministerium einen „hinterhältigen Kampf gegen alle Funktionäre der ehemaligen KPD" geführt, um sie „aus leitenden Funktionen zu verdrängen und durch ihm ergebene Mitarbeiter zu ersetzen". Die Anklage gipfelte in der Formulierung, Fechner habe „den schwersten Verrat an den nationalen Interessen des deutschen Volkes" begangen und durch seine Boykott- und Kriegshetze den Frieden des deutschen Volkes und der Welt gefährdet. Dieser schaurige Vorwurf stellte den Antifaschisten Fechner auf eine Stufe mit den „Kriegsverbrechern, Nationalsozialisten und Militaristen", wie sie der Alliierte Kontrollrat bezeichnet hat. Danach sollte auch bestraft werden, wer „durch Propaganda für den Nationalsozialismus oder Militarismus oder durch Erfindung und Verbreitung tendenziöser Gerüchte den Frieden des deutschen Volkes oder den Frieden der Welt" gefährdet hat oder möglicherweise noch gefährdet. Nach diesem Tatbestand der Kontrollratsdirektive Nr. 38 vom 12. Oktober 1946 wurden Fechner und zahlreiche andere Angeklagte verurteilt. Es waren überwiegend die eigenen Genossen und hohe Staatsfunktionäre.[38]

Nach Fechners Verhaftung wäre ein spektakulärer Prozeß zu erwarten gewesen. Das Muster hätten die berüchtigten stalinistischen Gerichtsverfahren gegeben, die seit den dreißiger Jahren in der Sowjetunion und nach 1945 in den Staaten des „Ostblocks" stattfanden. Westliche Medien hatten das unmittelbar nach den Juniereignissen prophezeit. Fechners Absetzung sei auf einen internen Kampf mit Ulbricht zurückzuführen,

37 Die Siegermächte hatten den Straftatbestand des Hochverrats aus dem deutschen Strafgesetzbuch gestrichen. Tatsächlich hat das Oberste Gericht in seinen Grundsatzentscheidungen den auch gegen Fechner angewandten Artikel 6 Absatz 2 der DDR-Verfassung wie Hochverrat interpretiert. Vgl. Beckert, Die erste und letzte Instanz (Anm. 33), S. 26 ff.

38 Artikel III.A.III. der Direktive vom 12. Oktober 1946 über die „Verhaftung und Bestrafung von Kriegsverbrechern, Nationalsozialisten und Militaristen und Internierung, Kontrolle und Überwachung von möglicherweise gefährlichen Deutschen", *Amtsblatt des Kontrollrates in Deutschland*, Nr. 3, S. 50 ff., und Nr. 11, S. 184.

lautete eine Begründung; sie war nicht völlig falsch. In einem anderen Blatt war zu lesen: „Die Guillotine [Benjamin] wird Justizminister. Neuer Schauprozeßanwärter ist Max Fechner." Dessen Amtsenthebung sei nicht überraschend, er habe seinen Posten nur pro forma ausgefüllt.[39] Die Spekulationen erfüllten sich nicht.

Zwischen der Festnahme Fechners und der Anklage lagen, fast auf den Tag, ein Jahr und acht Monate. Was sich dazwischen ereignet hat, kann nur gedrängt geschildert werden.[40] Max Fechner wurde in der Nacht nach der PB-Sitzung von der Staatssicherheit abgeholt und in die Untersuchungshaftanstalt eingeliefert. Der Haftbefehl war bereits ausgestellt, seine Einwände, er sei kein Staatsfeind, interessierten den Richter nicht. Die Vernehmungsprotokolle des MfS weisen aus, daß er über längere Zeit in den späten Abendstunden und nachts verhört wurde. Für den gesundheitlich angeschlagenen Beschuldigten, der von Anfang glaubte, das gesamte Verfahren sei ein großer Irrtum, waren die Haftbedingungen eine große Belastung. Seine Familie wußte nichts von ihm, die Ehefrau durfte ihn erst besuchen, als er bereits im Zuchthaus saß. Er selbst war von der Außenwelt abgeschlossen. So erfuhr er nicht, daß ihn seine ehemaligen Genossen bereits verurteilt hatten, bevor er vor Gericht stand.

Auf der 15. Tagung des ZK im Juli 1953[41] wurde behauptet, er habe angewiesen, faschistische Provokateure zu schützen, aktive Organisatoren feindlicher Aktionen freizulassen sowie amerikanische Agenten und Rädelsführer „ausnahmslos" freizusprechen. Für zahlreiche Ungesetzlichkeiten und ungerechtfertigt hohe Strafen sei er verantwortlich. Justizministerin Benjamin scherte sich in keiner Weise um das Rechtsprinzip, niemanden als schuldig zu bezeichnen, bevor seine Schuld rechtskräftig festgestellt ist. Sie erklärte am 29. August 1953:

„Aus dem Sumpf des Sozialdemokratismus wuchs Fechners berüchtigtes Interview, das den Provokateuren einen Freibrief geben sollte. Solche staatsfeindlichen Elemente wie Fechner konnten ihre Tätigkeit in der Justiz entfalten, weil hier noch opportunistische, versöhnlerische Tendenzen bestanden. [...] Es hat sich anlässlich der faschistischen Provokationen deutlich gezeigt, wie gefährlich der Sozialdemokratismus in der Justiz werden kann [...]."[42]

Die Vorverurteilungen und Maßregelungen (Max Fechner und Frau wurde unter anderem der Status von Verfolgten des Naziregimes entzogen), die Suche von Beweismaterial im Justizministerium sowie die Bemühungen, Belastungszeugen zu finden, hatten nicht den erhofften Erfolg. Die Ermittler befanden sich in einer schwierigen Lage, immerhin war der Beschuldigte prominent. Er wies entschieden den Vorwurf zurück, aus Feindschaft gegen die SED und gegen die DDR gehandelt zu haben.

39 *Der Kurier, Telegraf* und *Nacht-Depesche* jeweils vom 16. Juli 1953, *Volksblatt* vom 25. Juli 1953, *Der Tag* vom 18. Juli 1953, *Wochenspiegel,* Nr. 29 vom 23. Juli 1953 (Telegraf-Archiv), *Der Abend* vom 11. September 1953.

40 Soweit nichts anderes angegeben, sind die in den folgenden Abschnitten zitierten Dokumente den Gerichtsakten (AdA) und den Max Fechner betreffenden Ermittlungsunterlagen des MfS aus dem Zentralarchiv des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR – BStU, MfS, AU 307/55 – entnommen.

41 15. Tagung des ZK der SED vom 24.-26. Juli 1953, in: Dokumente der SED, Band IV, Berlin 1953.

42 Rudi Beckert und Karl Wilhelm Fricke, „Auf Weisung des Politbüros", Funkdokumentation im Deutschlandfunk vom 9. Januar 1992.

Zahlreiche Ermittlungsergebnisse waren eher ein Hindernis auf dem Weg zu dem vorgegebenen Ziel des Verfahrens. Die kurzzeitige Inhaftierung seines persönlichen Mitarbeiters Scheele (bezeichnenderweise ohne Haftbefehl als Internierung deklariert), die besonders belastende Aussagen erbringen sollten, verlief ebenfalls wenig erfolgreich. Der abschließende Bericht der Staatssicherheit über diesen bemerkenswerten Vorgang ist typisch für das gesamte Verfahren.[43] Der Vernehmungsbeamte schildert darin, daß Scheele über seine Beziehungen und die Zusammenarbeit mit Fechner verhört wurde, wobei auch die Zeit vor 1945 nicht ausgespart blieb. Man wollte Auskünfte „insbesondere über fraktionelle und andere partei- sowie staatsfeindliche Handlungen", über Verbindungen Fechners „zu partei- und staatsfeindlichen Elementen sowie Organisationen" sowie „über die Zusammenhänge bezüglich der Entstehung des Interviews und die damit verfolgten Absichten". Das Resultat war unbrauchbar, obgleich sich das MfS auch an die Abteilung Staatliche Verwaltung beim ZK sowie an Benjamin und Melsheimer direkt wandte. Im wesentlichen stützten sich die Ermittlungen also auf eine Aussage des Beschuldigten, die als Geständnis bezeichnet wurde, aber keinen Beweiswert hatte. An einem Beispiel läßt sich dies veranschaulichen: Er sei durch seine „opportunistische Einstellung" zur Auffassung gekommen, „dass es sich hierbei um einen Streik handelte und die Arbeiter von ihrem Streikrecht Gebrauch gemacht haben, um ihre gerechten Forderungen durchzusetzen". Deshalb habe er auch nur die Bestrafung von Personen gewollt, „die schwere Verbrechen gegen die Deutsche Demokratische Republik durchgeführt haben. Auch Rädelsführer dürfen nicht auf bloßen Verdacht hin bestraft werden, sondern diesen muss in jedem Falle der Tatbestand nachgewiesen werden. So habe ich in diesem Interview von Streik gesprochen, obwohl mir bewußt war, dass es sich nicht um einen Streik handelte, sondern um eine faschistische Provokation." Dann räumte er ein, das Interview habe den Feinden der DDR genutzt, den Interessen der Werktätigen geschadet und die Rechtsprechung verwirrt. Aus „unverantwortlicher Sorglosigkeit" habe er nichts veranlaßt.

Um das „Geständnis" noch in ein juristisches Korsett zwängen zu können, wurden Experten bemüht. Es waren zwei leitende Mitarbeiter des Justizministeriums, die die Rechtsprechung danach untersuchten, wie sich das Interview Fechners ausgewirkt hat. Sie berichteten „aus eigener Erfahrung": Man könne sagen, daß bei Richtern, Staatsanwälten, Rechtsanwälten, bei der Bevölkerung, bei Angeklagten (sic!) und deren Angehörigen, „eine starke Verwirrung entstanden" sei. Neben unberechtigten Haftentlassungen habe es in Betrieben Diskussionen, neue Unruhe und weitere Diskussionen gegeben. Bleibt hinzuzufügen, daß die „sachverständigen Zeugen" im Auftrag der neuen Ministerin auftraten. Sie waren schon für ihren Vorgänger kontrollierend und anleitend unterwegs. Eine Zeugin war die doppelzüngige ehemalige Parteisekretärin, über die bereits berichtet wurde. Der andere Zeuge galt als enger Vertrauter Fechners, er war es, der für das fragliche Interview des Ministers die geeigneten Beispiele aus der

43 Die Internierung war im Strafprozeßrecht der DDR nicht vorgesehen. Sie konnte nur auf der Grundlage der Bestimmungen des Alliierten Kontrollrats erfolgen, was wiederum eine enge Zusammenarbeit mit der sowjetischen Besatzungsmacht vorausgesetzt hat. Es ist aus anderen Verfahren bekannt, daß Offiziere des sowjetischen Geheimdienstes den Verlauf der Ermittlungen unmittelbar beeinflußt haben.

Rechtsprechung ausgesucht hatte. Von ihm stammten verschiedene Denunziationen über seinen Vorgesetzten. Nach dessen Verhaftung schrieb er, man habe schon immer gewußt, daß Fechner unzuverlässig und undurchsichtig gewesen sei.

Am 17. August 1954 beschloß das PB, das Strafverfahren gegen Fechner nunmehr kurzfristig unter Ausschluß der Öffentlichkeit abzuschließen.[44] Die Zeit für einen Schauprozeß war vorüber. Es gab aber auch andere Gründe, die Angelegenheit möglichst geheim zu halten. Die Parteiführung stellte fest, „dass der Schlussbericht nicht in genügendem Maße die staatsfeindliche Tätigkeit Fechners ausweist". Gerügt wurde, daß die Ermittlungen in keinem Verhältnis zur Dauer des Verfahrens stünden. Die Anklage müsse sich stärker auf Tatsachen stützen, „die die staatsfeindliche Tätigkeit Fechners im Ministerium der Justiz noch besonders deutlich machen". Dazu solle Genosse Erich Mielke „etwaiges Material" übergeben. „Die Anklageschrift wird vor Durchführung des Prozesses von der Kommission beraten." Dem Gremium gehörten Benjamin und Melsheimer an.

Unter solchen Voraussetzungen kam der Wortlaut der Anklage vom 15. März 1955 zustande. Nach wie vor beruhten sämtliche Anschuldigungen auf dürftigen Ermittlungen. Eine Infamie kam hinzu: Dem Angeklagten wurden zusätzlich homosexuelle Beziehungen zu seinem Kraftfahrer und zu einem im Ministerium diensttuenden Polizisten vorgeworfen. Darauf muß nicht näher eingegangen werden, denn die entsprechenden Beweise waren zweifelhaft. Der Kraftfahrer war nicht mehr erreichbar, er floh nach dem Westen; der Volkspolizist wurde selbst von den Vernehmern als unglaubwürdig eingeschätzt.

Alles Weitere lief nunmehr rasch und planmäßig ab. Am 14. Mai 1955 eröffnete das OG das gerichtliche Hauptverfahren, am 24. Mai, also zehn Tage nach dem Eröffnungsbeschluß, war das Urteil rechtskräftig. Es umfaßt knapp 18 Seiten. Ein beträchtlicher Teil davon enthält die parteiamtliche Beurteilung des historischen Volksaufstandes:

„Am 16. und 17. Juni 1953 wurde in der Deutschen Demokratischen Republik auf Betreiben der westdeutschen und der amerikanischen Imperialisten ein seit langem sorgfältig vorbereiteter faschistischer Putsch ausgelöst. Hiermit wurde bezweckt, die friedliche, demokratische und fortschrittliche Entwicklung in der Deutschen Demokratischen Republik zu beenden. Darüber hinaus sollte das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik als Aufmarschbasis für einen weiteren Angriff gegen die Volksdemokratien und die Sowjetunion dienen. Der von Westberlin und Westdeutschland aus gelenkte und geleitete Umsturzversuch wurde mit faschistischen Kräften betrieben, die zum großen Teil ihren Wohnsitz in der Deutschen Demokratischen Republik hatten. Es handelte sich dabei um Personen, die es jahrelang verstanden hatten, ihre verbrecherische Tätigkeit zu verbergen, die teilweise sogar in demokratische Parteien und Massenorganisationen eingedrungen waren und nach außen hin die Maske eines loyalen und staatsbewussten Bürgers trugen. Der Putschversuch brachte sie dazu, diese Maske fallen zu lassen und aus dem Dunkel der geheimen Verschwörung hervorzutreten. Es gelang ihnen vorübergehend, Teile der Werktätigen der Deutschen Demokratischen Republik in Verwirrung zu bringen. [...] Nach der Niederschlagung des faschistischen

44 SAPMO, DY 30/J IV 2/2 A/369.

Putschversuches waren die führenden Provokateure entlarvt. [...] Einigen Provokateuren gelang es, sich rechtzeitig nach Westberlin in Sicherheit zu bringen. Die Mehrzahl aber entging nicht dem Zugriff unserer Staatsmacht. Diese Verbrecher mussten mit Recht eine strenge Bestrafung befürchten. Für die Hintermänner und Initiatoren des gesamten Putschversuches kam es nunmehr darauf an, diese für sie wertvollen Hilfskräfte zu erhalten und für eine beabsichtigte neue Provokation aufzusparen. Es lag ihnen daher daran, die Taten dieser Verbrecher zu bagatellisieren, um zu erreichen, dass sie mit möglichst niedrigen Strafen davon kamen oder sogar unbestraft freigelassen wurden. [...]

Diese Umstände erforderten von den Justizorganen der Deutschen Demokratischen Republik eine besonders differenzierte Betrachtung jedes einzelnen Falles. Es war daher erforderlich, dass jeder Staatsanwalt und jeder Richter eine feste Richtschnur für die Behandlung der mit dem 17. Juni 1953 im Zusammenhang stehenden Strafsachen erhielt. [...] Bei dieser Sachlage hatten die obersten Justizorgane der Deutschen Demokratischen Republik, also das Ministerium der Justiz, der Generalstaatsanwalt und das Oberste Gericht der Deutschen Demokratischen Republik, eine ganz besondere Verantwortung zu tragen. Ihre Aufgabe war es, eine einheitliche Rechtsprechung zu gewährleisten und dafür zu sorgen, dass die Provokateure streng bestraft, während die verführten und irregeleiteten Werktätigen milder behandelt wurden. Es wurde ein gemeinsamer Operativstab der drei Justizbehörden gebildet, der unter der Leitung des damaligen Vizepräsidenten des Obersten Gerichts, Dr. Benjamin, stand. Jedem verantwortungsbewussten Mitarbeiter der Justizorgane war es damit klar, dass die einheitliche Anleitung der mit dem 17. Juni 1953 in Zusammenhang stehenden Gerichtsverfahren von diesem Operativstab ausgehen und jede in die Öffentlichkeit gelangende Verlautbarung über diese Verfahren mit dem Operativstab vorher besprochen werden musste, um zu vermeiden, dass durch unterschiedliche Meinungsäußerungen oberster Justizorgane die Rechtsprechung der Gerichte in Verwirrung geriet. Aus diesen Gründen enthielten sich alle Justizfunktionäre, bis auf den damaligen Minister der Justiz, jeder selbständigen Verlautbarung über die Durchführung dieser Verfahren."

So hat übrigens auch Max Fechner die Leitung der Rechtsprechung verstanden, als er an der Spitze des Ministeriums stand.

Dem Prolog folgten der Lebenslauf und ein Sachverhalt, bei dem man fragen muß, was eigentlich strafrechtlich relevant war. Einige Auszüge sollen auch dies veranschaulichen:

„Ihm war die Vereinigung der ehemaligen SPD und KPD zu einer konsequent marxistischen Partei neuen Typus weder Sache der Überzeugung noch des Herzens. Für ihn sollte die Vereinigung einen Kompromiss zwischen zwei politischen Parteien alten Stils darstellen. Dies geht insbesondere auch daraus hervor, dass es ihm nicht darauf ankam, dass die Staatsfunktionen mit fortschrittlichen und staatsbewussten Menschen besetzt wurden, sondern sein Bestreben dahin ging, möglichst viele ehemalige Sozialdemokraten in leitende Positionen zu bringen."

Wie unschwer zu erkennen ist, hat sich das OG als ein Gericht der Partei verstanden. Dafür steht unter anderem die Beschuldigung, er habe sich sowohl als Minister als „auch schon in seiner hauptamtlichen Funktion in der SED mit politisch unzuverlässigen, ihm persönlich ergebenen Elementen" umgeben.

Auch beim „Interview" begnügte man sich nicht damit, aus dessen Wortlaut einen Straftatbestand zu konstruieren. Darüber hinaus, so wird ihm angelastet, sei sein Verhalten als ehemaliger Ministers deshalb verwerflich gewesen, weil er selbständig Stellung nahm, obgleich er wußte, „dass die Strafverfahren, die mit dem Putschversuch des 17. Juni 1953 zusammenhingen, von einem Operativstab bearbeitet wurden". Das OG schloß sich dem fragwürdigen Bericht der „sachverständigen Zeugen" an. Es unterstellte, die haftentlassenen Personen seien übelste Provokateure gewesen, bei denen Freisprüche oder Verfahrenseinstellungen unberechtigt waren. Nachgeprüft wurde dies nicht. Schließlich wurde Fechner wegen angeblich homosexueller Beziehungen moralisch diskriminiert. Für diese Handlungen beschränkte sich das Gericht auf sieben Zeilen, nähere Umstände der angeblichen Verbrechen fehlen.

Max Fechner wurde wegen Boykotthetze gemäß Artikel 6 der DDR-Verfassung und faschistischer Propaganda gemäß Kontrollratsdirektive 38 sowie wegen Unzucht unter Ausnutzung eines Abhängigkeitsverhältnisses (Kraftfahrer) gemäß §§ 175 und 175a Ziffer 2 StGB und versuchter Unzucht (Polizist) gemäß § 175a Ziffer 3 StGB schuldig gesprochen. Die Gesamtstrafe betrug acht Jahre Zuchthaus.

Fünf Monate danach – am 22. Oktober 1955 – wurde er aus der Berliner Haftanstalt der Staatssicherheit in das Zuchthaus Brandenburg (Havel) verlegt. Dort beaufsichtigte das MfS in einem separaten Komplex „seine" Strafgefangenen, also jene Verurteilten, die als politisch Andersdenkende zu Kriminellen stigmatisiert waren. Fechners Strafende, so ist einem Vermerk zu entnehmen, wäre der 14. Juli 1961 gewesen.

Nach wie vor fühlte er sich nicht schuldig, wie aus einem Brief an seine Ehefrau zu entnehmen ist. Er wurde ihr nicht zugestellt; Erich Mielke hat das persönlich verhindert, nachdem er sich bei seiner Partei rückversichert hatte. Nicht zu verstehen ist, daß Fechner alle Schikanen und Ungerechtigkeiten auf Irrtümer zurückgeführt hat. Namen werden von ihm nicht genannt, jedoch ist sicher, daß er Ulbricht nicht zu den Schuldigen gezählt hat. Im Gegenteil, er äußerte in dem Brief an seine Ehefrau, Ulbricht müßte sich einmal das Verfahren ansehen, um den „unerhörten Fehler aller Instanzen zu erkennen, durch den die Regierung und das ZK aufs schwerste betroffen ist". Max Fechner – Opfer eines Justizirrtums, das klingt nahezu paradox. Vielleicht hat er keinen anderen Ausweg gesehen, als auf solche Hilfe zu hoffen. Wie alle politischen Gefangenen war er von der Außenwelt abgeschnitten, er wußte weder von dem Kesseltreiben im Vorfeld seiner Verurteilung noch vom Parteiausschluß. Weitere Gesuche, auch an seinen alten Genossen Grotewohl, vorzeitig entlassen zu werden, waren erfolglos. Dieselben Personen, die seinen Sturz herbeigeführt haben, waren weiter am Werk. Im Januar 1956 schrieb der Staatsanwalt, der im Prozeß gegen Fechner die Anklage vertreten hatte, an Frau Benjamin, es bestehe kein Anlaß, ihn vorzeitig zu entlassen. Er habe noch keine drei Jahre verbüßt, sei uneinsichtig und versuche „im Gegenteil immer wieder [...], die Schuld auf andere abzuwälzen". Im Einvernehmen mit Melsheimer werde das Gnadengesuch abgelehnt. Benjamin und Grotewohl nahmen dies im März 1956 zur Kenntnis, ihre Meinungen dazu sind nicht bekannt. Es kennzeichnet die – trotz aller beteuerten politischen Veränderungen – unverändert gebliebene Situation, daß die Verantwortlichen weiter wahrheitswidrig vom bisherigen Sachverhalt ausgegangen sind. Darüber hinaus haben sie Behauptungen aufgestellt, die nicht einmal im Urteil des OG zu finden

sind. In der staatsanwaltschaftlichen Stellungnahme heißt es unter anderem, da Fechner von seinem Referenten Scheele abhängig gewesen sei, „verheimlichte er der Partei dessen Mitgliedschaft zur NSDAP". Er habe versucht, ehemalige SPD-Mitglieder in das Justizministerium einzuschleusen und bewährte Kommunisten zu entfernen. Nachdem ihm bekannt wurde, welche Verwirrung durch sein Interview entstand, „überließ er die Klärung dem damals beim Obersten Gericht bestehenden Operativstab". Abschließend formulierte der Verfasser, das Gericht habe „nur" auf acht Jahre Zuchthaus erkannt, dabei wären zweieinhalb bis drei Jahre allein wegen der Sittlichkeitsverbrechen gerechtfertigt gewesen. Wäre es nach den unnachgiebigen Stalinisten gegangen, hätte der Verurteilte wahrscheinlich seine Strafe voll verbüßen müssen.

Der XX. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 brachte für kurze Zeit politisches Tauwetter, von dem auch die SED erfaßt wurde. Stalins Personenkult, schwere Ungesetzlichkeiten und ein Terrorregime, dem Millionen Menschen, nicht zuletzt die eigenen Genossen, zum Opfer gefallen sind, standen am Pranger. Die Parteiführung der SED versuchte, die Veröffentlichungen darüber weitestgehend geheim zu halten. Sie mußte dennoch eigene Schlußfolgerungen ziehen. Sie bestanden im wesentlichen darin, daß auch in der DDR Fehler gemacht worden seien, die jedoch nicht mit denen in der Sowjetunion vergleichbar wären. Ulbricht schlug eine Kommission vor, die sich mit der Überprüfung möglicher Ungesetzlichkeiten beschäftigen sollte.[45] Als Vorsitzender fungierte – Walter Ulbricht. In der Justiz bestanden die Konsequenzen in der Erkenntnis, es habe überspitzte Entscheidungen gegeben. Die Justiz wäre Stalins falscher These von der absoluten Verschärfung des Klassenkampfes gefolgt, weshalb es zu Fehlurteilen gekommen sei.[46] An der Richtigkeit der Parteibeschlüsse durften indes kein Zweifel laut werden. Unter diesen Aspekten kam es zur Korrektur einzelner Maßnahmen, die mit einer Beseitigung von Ungesetzlichkeiten wenig zu tun hatten.

Betroffen davon war auch Max Fechner, dessen Urteil eigentlich mit einem Freispruchs aufgehoben werden mußte. Doch das durfte nicht sein, ein solches Ergebnis hätte nicht nur die unmittelbar für das Strafverfahren Verantwortlichen, sondern auch deren Befehlsgeber bloßgestellt. Sie beschlossen, ihn zu begnadigen, Grotewohl und Ebert wurden beauftragt, mit Frau Fechner zu sprechen und nach der Freilassung des Mannes eine Aussprache zu führen. Weiter heißt es im Beschluß des PB vielsagend: „Das Ministerium für Staatssicherheit sorgt sofort dafür, dass ihm bis zur Freilassung alle Erleichterungen gewährt werden." Selbst über die Höhe der Rente entschied die oberste Parteiinstanz. Staatspräsident Pieck unterzeichnete die entsprechende Urkunde über die Begnadigung und Fechner konnte am 24. April 1956 den Brandenburger Vollzug verlassen. Friedrich Ebert besuchte Familie Fechner am 23. Mai 1956, weshalb Grotewohl nicht dabei war, ließ sich nicht klären. Ebert erläuterte, was die Partei beschlossen hatte, und besprach die mit der Verurteilung zusammenhängenden Fragen. Im Ergebnis wurden der Vermögenseinzug, die Beschlagnahme persönlicher Gegenstände,

45 Wolfgang Behlert, Die Generalstaatsanwaltschaft, in: Steuerung der Justiz in der DDR. Einflußnahme der Politik auf Richter, Staatsanwälte und Rechtsanwälte, Köln 1994, S. 331 f.

46 Hilde Benjamin, Die sozialistische Gesetzlichkeit strikt verwirklichen, in: *Neue Justiz*, Jg. 10 (1956), S. 229 ff.; Melsheimer, Ernst: Sozialistische Gesetzlichkeit im Strafverfahren, ebd., S. 290 ff.

die Eintragung der Strafe im Strafregister und die Aberkennung der Mitgliedschaft als Nazi-Verfolgter rückgängig gemacht.

Das ZK begnügte sich auf seiner Tagung am 27. Juli 1956 mit einer lapidaren Erklärung Ulbrichts, einige frühere Entscheidungen und Maßnahmen wären überprüft und Überspitzungen korrigiert worden.

Rückkehr in die Partei

Was anderen unverständlich erscheint – Max Fechner wollte wieder Mitglied der SED sein. Er, der von der Partei verstoßen und verfolgt wurde, hat an sie geglaubt, allerdings mußte er über Schuld und ungerechte Behandlung schweigen. Es ist hier nicht angebracht zu erörtern, ob und welche Alternativen ihm nach seiner Haftentlassung geblieben wären. Niemand vermag nachträglich in seine Gedanken einzudringen, und auch nicht Gespräche, Versprechungen oder andere Einflüsse zu rekonstruieren, die auf ihn eingewirkt haben mögen, jedoch nicht belegbar sind. Nicht auf Spekulationen dürfte indes die Tatsache beruhen, daß er sich als Mitbegründer der SED in einer historischen Rolle gesehen hat, die er mit Recht beanspruchen konnte.

Wie dargelegt, glaubte er im Strafvollzug an Fehler und Mißverständnisse. Solche Naivität mag wenig glaubhaft sein, hätte es sie nur bei ihm gegeben. Viele seiner Genossen – erfahrener und weniger naiv als er – waren gleichfalls im Strafvollzug dem Irrtum erlegen, es sei nicht der Wille der Partei gewesen, daß sie inhaftiert wurden. Manche unterschieden einfach zwischen ihrer sozialistischen beziehungsweise kommunistischen Weltanschauung und dem Handeln bestimmter Genossen (letztere haben natürlich diesen Irrglauben geschickt aufrechterhalten). Ein kommunistischer Parteifunktionär hat darüber berichtet.[47] Er war zu sieben Jahren Zuchthaus vom selben Gericht und nach denselben Kontrollratsbestimmungen wie Fechner verurteilt worden. Als er einen Monat vor Fechner aus dem Zuchthaus Brandenburg freikam, hatte er fünf Jahre Einzelhaft, völlige Isolierung von der Außenwelt und Bedingungen hinter sich, die er nach eigenen Worten nicht einmal in den verhaßten kapitalistischen Haftanstalten erlebt hatte. Seine Alternative habe gelautet, krepieren oder auf den gesunden Kern der Partei vertrauen. Die Staatssicherheit habe an seinen Klassenstandpunkt appelliert, als sie ihm suggerierte, der Partei zu helfen, wenn er ein Verbrechen im Auftrag von Faschisten, Kriegsverbrechern und amerikanischen Agenten gesteht. „Wenn noch ein Funken von Gefühl für die Partei [...] vorhanden ist [...], dann stimmen Sie unserer Auffassung zu", wurde ihm eingeredet. Nach der Haftentlassung habe er ernüchtert festgestellt, daß ihn stalinistische „Banditen" eingesperrt hätten. Anders als hier geschildert dürfte es Max Fechner auch nicht ergangen sein. Trotzdem gab es eine Besonderheit, die sein Schicksal von manchen anderen unterschieden hat, die durch die raffinierten Methoden des MfS gezwungen, überredet oder verleitet wurden, wahrheitswidrig gegen sich selbst auszusagen. Max Fechner kannte doch diejenigen, die ihm Unrecht angetan haben, schon

47 SAPMO, DY 30/J IV2/202/5. Vgl. Auch Beckert, Die erste und letzte Instanz (Anm. 33), S. 181.

vor seiner Inhaftierung persönlich und – er kannte „seine" Justiz! Der Verfasser dieses Berichts gesteht, den Widerspruch nicht erklären zu können.

Sicher durfte Max Fechner damit rechnen, daß er keine materiellen Nachteile nach der Haftentlassung haben würde. Seine Zuversicht bestand darin, zur Familie zurückzukehren, die stets zu ihm gehalten hat. Die Hoffnung, wieder als Mitglied der SED zu gelten, hat er nicht aufgegeben. Im Juni 1958 wurde sie schließlich erfüllt. Ein lapidarer Beschluß des PB ermöglichte es: „Die Parteimitgliedschaft des Genossen Max Fechner wird wiederhergestellt."[48] Nun fühlte er sich wirklich rehabilitiert. Seinen Dank konnte er zwei Jahre später ausdrücken. Als Ulbricht Vorsitzender des Staatsrates der DDR wurde, schrieb er ihm einen Brief und gratulierte zu dem hohen Amt. Das neue Staatsoberhaupt dankte am 6. Oktober 1960 und antwortete: „Du erinnerst an die gemeinsame Arbeit bei der Schaffung der Aktionseinheit 1945 und bei der Vereinigung der beiden Arbeiterparteien. Das war die grundlegende Aufgabe, die wir damals gemeinsam mit Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl und vielen anderen kommunistischen und sozialdemokratischen Funktionären gelöst haben."[49]

Max Fechner war auf dem Weg, wieder als verdienstvolles Parteimitglied wahrgenommen und geehrt zu werden. Anläßlich des 15. Jahrestages der Gründung der SED fand am 22. April 1961 eine Festveranstaltung statt. Das ZK lud ihn ein; zum ersten Mal seit dem Vereinigungsparteitag saß er im Präsidium. Auf früheren Fotos durfte er nicht gezeigt werden, nun trat er wieder öffentlich auf. Manche, die die Geschichte etwas genauer kannten, waren davon überrascht. Eine Erklärung hat es dazu nicht gegeben. Auch die Veröffentlichung über Fechners „Rehabilitierung", Wiederherstellung der Mitgliedschaft genannt, war fünf Jahre nach den Ereignissen vom Juni 1953 nur in einer spärlichen Pressenotiz zu lesen.

Der neue Status Max Fechners lautete „Arbeiterveteran", eine Bezeichnung für einen aus dem Arbeitsleben ausgeschiedenen Bürger, der möglichst noch ehrenamtlich tätig sein sollte und – wenn es Partei und Regierung so wollten – bestimmte materielle Zuwendungen erwarten durfte. Max Fechner wurde im Wohnort, von Schulen, Veteranen und anderen gesellschaftlichen Kräften eingeladen, er erhielt kleinere Funktionen. Vor dem 20. Jahrestag der SED wurden seine Aktivitäten intensiver. Das Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED war an seinen Erinnerungen interessiert; schließlich hatte er ein Stück Parteigeschichte mitgeschrieben. Sie so zu formulieren, wie es der Auffassung der führenden Politiker und Ideologen entsprach, mußte er lernen. Er sollte beispielweise seinen Weg in der Arbeiterbewegung schildern und hat dies mehrfach getan. Die dabei aufgetretenen Widersprüche wurden bereits teilweise geschildert. Sie betrafen unter anderen seine Version vom illegalen Zentralausschuß der SPD und die antifaschistische Tätigkeit im Widerstandskreis um Franz Künstler. Es ist verständlich, daß das Erinnerungsvermögen des Befragten mit zunehmendem Alter schlechter wurde, worauf er selbst gelegentlich aufmerksam gemacht hat. Auf die wesentlichen Ereignisse und Zusammenhänge, von denen er gesprochen hat, trifft das jedoch

48 Brief vom 24. Juni 1958, unterzeichnet von Walter Ulbricht, Erster Sekretär des ZK, SAPMO, DY 30/IV 2/11/V.1386.

49 AdA.

nicht zu. Als beispielsweise ein Historiker in einem Befragungsprotokoll zu seiner Person schrieb: „Leiter des illegalen Zentralausschusses", korrigierte Fechner eigenhändig und schrieb statt dessen „Mitglied". Obgleich er gern und oft seine eigenen Leistungen und politischen Aktivitäten betonte, so daß manche Reminiszenzen zumindest übertrieben scheinen, war er sich der Bedeutung seiner Aussagen durchaus bewußt. Mehrmals hat er sich über Otto Grotewohl etwas herablassend geäußert. Das geschah nicht grundlos, war dieser geschickte Taktierer anfangs, im Unterschied zu Fechner, doch eher zögernd für die Einheitspartei eingetreten. Später, als Fechner von der politischen Bühne abtreten mußte, galt Grotewohl neben Pieck und Ulbricht als Vorkämpfer der SED. Das hat Fechner schon verärgert, wie verschiedene Reaktionen gezeigt haben. Altersbedingt war es keineswegs, als er im Juni 1964 in seinem Lebenslauf schrieb, er sei bis 1953 Minister gewesen und „z. Zt. Parteiveteran, Mitglied der Parteileitung der WPO [Wohnparteiorganisation] und andere Funktionen Nationale Front".[50] Daß drei Jahre Haft dazwischen lagen, kann ihm wohl nicht entfallen sein.

Der Höhepunkt seiner späten Ehrungen – neben weiteren Orden und anderen Auszeichnungen – war eine im Rundfunk und Fernsehen der DDR übertragene Sendung am 16. April 1966. Anläßlich einer dem 20. Jahrestag der SED gewidmeten Unterhaltungssendung trafen sich Walter Ulbricht und Max Fechner auf der Bühne und präsentierten dem Publikum eine einstudierte Geschichtslektion. Beide schwelgten in Erinnerungen über gemeinsame Auftritte, mit denen sie in ganz Deutschland für die Einheitspartei warben. Ulbricht fragte sein Gegenüber ob er sich damals habe vorstellen können, „daß wir in so verhältnismäßig kurzer Zeit von 20 Jahren zum umfassenden Aufbau des Sozialismus kommen"? Fechners artige Antwort hörte sich an, als wäre er immer dabeigewesen. Nur wenige wußten, daß die Vorstellung eine Aussöhnung zwischen ihnen sein sollte. In der Öffentlichkeit waren die Machtkämpfe unbekannt oder, was im Ergebnis keinen Unterschied macht, vergessen.

Die Biographie von Max Fechner – wie sie der Nachwelt hinterlassen wurde – lehrt, daß man nichts vergessen sollte und vor allem nichts verdrängen darf, wenn es darum geht, über Vergangenes zu berichten. Darunter leidet nicht nur das eigene Ansehen, sondern auch die Glaubwürdigkeit derjenigen, die auf diese Weise Geschichte machen wollen. Fechners Aufstieg aus einfachen Verhältnissen zu einem geachteten sozialdemokratischen Kommunalpolitiker und Gegner des Faschismus verdient Anerkennung. Über seine weitere Entwicklung hat er selbst entschieden und sie mit den Worten bilanziert:

„Ist der Mensch am Zenit seines Lebens angelangt, und war er so rund sechzig Jahre in der Arbeiterbewegung tätig, dann fragt er sich oft: Hast du immer der Partei und dem Volke gegenüber deine Pflicht erfüllt? [...] In keiner Stunde meines Lebens hatte ich Zweifel an der Richtigkeit dieses Weges [...]."[51]

Solche Rückblicke haben sein Ansehen als Wegbereiter einer Einheitspartei von Sozialdemokraten und Kommunisten im Osten Deutschlands begründet. Von ihr war er überzeugt, seinen Sturz 1953 mit den Folgen hat er verdrängt, als wäre da kein Bruch

50 Erinnerungen (Gesprächsprotokolle vom 27. Mai 1963 und 21. Juni 1964), SAPMO, SGY 30/1274.
51 Manuskripte ohne Datum (AdA).

in seiner Biographie gewesen. Bei genauer Betrachtung hat dieser Bruch stattgefunden, als er kein Sozialdemokrat mehr sein wollte.

Im August vor 30 Jahren starb Walter Ulbricht, sechs Wochen danach Max Fechner. Auf dem Zentralfriedhof in Berlin-Friedrichsfelde findet man ihre Urnen in unmittelbarer Nähe. Ernst Melsheimer und (einige Meter entfernt) Hilde Benjamin haben ebenfalls dort ihre Grabstätten. Sie wurden an einem Ort mit dem Namen „Gedenkstätte der Sozialisten" vereint.

Trotzkis „Wiener Pravda"

Eine Anwendung der Fleckschen Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv

Von Jürg Ulrich

Die Sozialdemokraten der Vorkriegszeit sahen in der marxistischen Gesellschaftstheorie eine Wissenschaft. Mit Hilfe derselben erklärten sie die großen welthistorischen Ereignisse als Folgen der Klassenbeziehungen. In ihren Augen waren Kriege unvermeidbar, solange der Kapitalismus herrschte; denn die Konkurrenz der verschiedenen nationalen Kapitalismen mußte ihrer Analyse zufolge Streit um Rohstoffquellen und Absatzmärkte auslösen. Unvermeidlich würde dieser früher oder später mit militärischen Mitteln geführt und in einen Weltkrieg münden. Die Aufgabe des Proletariats war es, die Gesellschaft umzukrempeln, die kapitalistische Produktionsweise durch eine sozialistische zu ersetzen – die einzige Möglichkeit, Kriege zu verhindern und die moderne Technik zum Wohle der Menschheit statt zu ihrer Vernichtung einzusetzen. Dazu mußte die politische Macht erobert werden.

Diese Theorie wurde von den russischen Sozialdemokraten ebenso vertreten wie von den Arbeiterparteien anderer Länder. Aber die Russen, welche so dachten, waren nach der Niederlage der Revolution von 1905 eine verschwindende Minderheit geworden. Die meisten lebten im Ausland, wo sie ihre Gedanken entwickeln konnten, ohne unmittelbar den Repressionen ihrer Regierung ausgesetzt zu sein.

In vieler Hinsicht war die russische sozialistische Emigration vergleichbar mit Gremien wissenschaftlicher Institutionen. Sie umfaßte wie diese nur einen kleinen Personenkreis, der in mehrere rivalisierende Zirkel zerfiel. Ihre Analysen und Programme wurden in intensiven Auseinandersetzungen der Mitglieder entwickelt, ohne daß sie einer größeren Öffentlichkeit bekannt wurden. Ähnlich wie unter wissenschaftlichen Instituten entbrannte eine wilde Konkurrenz um die spärlichen materiellen Ressourcen, welche den Lebensunterhalt der Emigranten und die Kosten der Publikationsorgane decken mußten. Das Alltagleben dieser Emigranten glich demjenigen wissenschaftlicher Fachgruppen. Sein Einfluß auf ihr Denken dürfte deshalb ähnlich gewesen sein, wie bei Wissenschaftlern. Man kann deshalb die russischen Emigranten mit Wissenschaftlern vergleichen, was nicht unbedingt heißt, daß man die Wissenschaftlichkeit des Marxismus anerkennt.

Wir untersuchen hier, ob die Lehre des polnisch-ukrainischen Bakteriologen und Wissenschaftstheoretikers Ludwik Fleck[1] neues Licht auf die politischen Konzepte der russischen Sozialisten werfen kann.[2] Die Grundzüge dieser Lehre sollen hier durch einige Zitate vermittelt werden:

1 Ludwik Fleck, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Hrsg. von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle, Frankfurt a. M. 1980.

2 Ein kurzes Lebensbild dieses viel zu wenig bekannten Denkers verfaßte Jürg Ulrich, Ludwik Fleck (1896–1961). Bakteriologe und Wissenschaftstheoretiker: Die Wissenschaft wächst im Denkkollektiv, in: *Gesnerus. Schweizerische Zeitschrift für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften*, Bd. 49 (1992), S. 11–20.

„Historische und stilgemäße Zusammenhänge innerhalb des Wissens beweisen eine Wechselwirkung zwischen Erkanntem und dem Erkennen: bereits Erkanntes beeinflußt die Art und Weise neuen Erkennens, das Erkennen erweitert, erneuert, gibt frischen Sinn dem Erkannten.

Deshalb ist das Erkennen kein individueller Prozeß eines theoretischen ‚Bewußtseins überhaupt'; es ist Ergebnis sozialer Tätigkeit, da der jeweilige Erkenntnisbestand die einem Individuum gezogenen Grenzen überschreitet."[3]

„Die Arbeit des Forschers heißt: Im verwickelten Gemenge, im Chaos, dem er gegenüber steht, das was seinem eigenen Willen gehorcht, von dem was sich von selbst ergibt und sich dem Willen widersetzt, zu unterscheiden. Dies ist der feste Boden, den er, oder eigentlich das Denkkollektiv, sucht und immer wieder sucht. Dies sind die passiven Koppelungen, wie wir sie nannten."[4]

Wichtiger als diese passiven Koppelungen sind Fleck aber die aktiven, welche durch die gesellschaftliche Zusammenarbeit der Forschenden entstehen:

„Die demokratische Verfassung des wissenschaftlichen Denkkollektivs drückt sich – wie bekannt – nach außen in wirklich demokratischen Einrichtungen, wie Kongressen, der wissenschaftlichen Presse, der wissenschaftlichen Diskussion aus, und im demokratischen Feststellen der Anschauungen ‚der Mehrheit der Forscher', d. h. im Entstehen der öffentlichen Meinung. Dies sind relativ junge Eigenschaften, denn sie haben sich endgültig erst im XIX. Jahrhundert entwickelt, mit ihnen steht und fällt jedoch der heutige wissenschaftliche Denkstil."[5]

Fleck zeigte die von ihm gewonnen Erkenntnisse anhand der serologischen Syphilisdiagnostik, die durch die Arbeitsgruppe um August von Wassermann in den Jahren 1906 bis 1925 entwickelt wurde. Unter den beteiligten Wissenschaftlern unterschied er zwei Arten von Denkkollektiven: exoterische und esoterische:

„Das esoterische Zentrum des wissenschaftlichen Kollektivs teilt sich heute in Fachleute im engeren Sinn (Spezialisten), d. h. Fachleute eines bestimmten Problems [...] und allgemeinere Fachleute [...]."[6]

Die exoterischen Denkkollektive bestehen aus der Gesamtheit aller wissenschaflich Interessierten, ja sogar unter Einschluß Wissenschaftsfremder. So ging der Auftrag an Wassermann, eine Methode zur Syphilisdiagnostik zu entwickeln, von der deutschen Regierung aus. Diese wollte anhand solcher allgemein anerkannter Forschung ihren Vorsprung gegenüber Frankreich nachweisen.

Im Gegensatz dazu bestehen die esoterischen Denkkollektive aus den in die Wissenschaft selbst Eingeführten, den unmittelbar an der Forschungsarbeit Beteiligten („esoterisch" in diesem Sinne hat selbstverständlich nichts zu schaffen mit Geheimlehren vom Einwirken des Geistes auf die Materie). Im Falle der Syphilisforschung handelte es sich um Ärzte und Naturwissenschaftler, welche über die neuesten Erkenntnisse und Theorien der Immunologie und Bakteriologie aufs genaueste informiert waren. Die

3 Fleck (Anm. 1), S. 54.
4 Ebd., S. 124.
5 Ludwik Fleck, Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze. Mit einer Einleitung hrsg.von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle, Frankfurt a. M. 1983, S. 118.
6 Ebd.

esoterischen Denkkollektive planen die vorzunehmenden Experimente und besprechen die Interpretation ihrer Resultate.

Unter Naturwissenschaftlern zeigt es sich, daß die esoterischen Denkkollektive schwere Krisen durchmachen, deren Spuren sich in den wissenschaftlichen Originalarbeiten feststellen lassen. Der amerikanische Wissenschaftstheoretiker Thomas S. Kuhn stellte fest, daß die Forscher dabei Paradigmenwechsel vornehmen, die aus der Erinnerung der Beteiligten ausgelöscht werden. Spätere Übersichtsartikel und Lehrbücher beschreiben die Entwicklung wissenschaftlicher Erkenntnis deshalb viel geradliniger, als sie in Wirklichkeit war. Kuhn stellte ausdrücklich fest, daß Fleck viele seiner Erkenntnisse vorweggenommen hatte.[7]

Der Ideenaustausch der russischen sozialistischen Emigrantenzirkel war ähnlich affektgeladen wie Diskussionen zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Schulen. Es stellt sich deshalb die Frage, ob in der Entwicklung ihres Denkens ähnliche Gesetzmäßigkeiten herrschten, wie sie Fleck und Kuhn in den Naturwissenschaften beobachteten. Spuren von Erschütterungen in der Theoriebildung, aber auch Versuche diese zu bagatellisieren, wären in diesem Falle in den zeitgenössischen und späteren Schriften der russischen sozialistischen Emigranten nachweisbar.

Arbeiten Leo Trotzkis sind für eine Suche nach solchen Spuren besonders geeignet, weil er im Laufe seines Lebens einzelne Problemkreise immer wieder aufgriff. Trifft unsere Vermutung zu, daß die Entstehung seiner politischen Konzepte in der Erinnerung ähnlich modifiziert wurde, wie diejenige medizinisch-naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, so sollten frühe Schriften zu einem Thema Unsicherheiten zeigen, die er in der Rückschau als Ausdruck einer geradlinigen Entwicklung darstellt.

Wir werden hier die Beziehung zwischen intellektuellen Sozialisten und der Arbeiterschaft, die Probleme der Nationalitäten und der Parteiorganisation in Trotzkis Werken herausgreifen. Sie wurden in Artikeln der „Wiener Pravda" erstmals öffentlich erläutert. Diese Zeitung ist der unmittelbare Gegenstand der vorliegenden Untersuchung und soll hier kurz vorgestellt werden.

Die „Wiener Pravda"

Bevor die noch heute existierende Zeitung „Pravda" 1912 in St. Petersburg gegründet wurde, gab Trotzki in Wien eine Zeitung gleichen Namens in russischer Sprache heraus. Wegen des Sitzes ihrer Redaktion wird sie von den Historikern meist „Wiener Pravda" genannt.[8] Zwischen Oktober 1908 und Juni 1912 erschienen 24 Nummern. 18/19 war eine Doppelnummer – die Nummerierung geht deshalb bis 25.

Sie war als Arbeiterzeitung charakterisiert und bekannte sich durch den Aufruf „Proletarier aller Länder vereinigt Euch!" auf ihrem Titelblatt zum Marxismus. In jeder

7 Thomas S. Kuhn, Vorwort, in: The Structure of Scientific Revolutions. International Encyclopedia of Unified Science. Hrsg. von Otto Neurath, Chicago 1970. Erwähnt von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle auf S. IX der Einleitung zu Fleck (Anm. 1).

8 Im vorliegenden Text nennen wir die „Wiener Pravda" von nun an „Pravda".

Nummer stand mindestens ein von Trotzki selbst verfaßter Artikel. Außerdem waren die Spalten mit politischen Kommentaren, Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen sozialdemokratischen Strömungen, Leserbriefen und Berichten zum Zustand Rußlands gefüllt. Informationen darüber mußten offensichtlich mühsam durch Zeitungsstudium, persönliche Kontakte und von Vertrauenspersonen übermittelte Briefe gewonnen werden. War die Zeitung einmal gedruckt, brachten Gesinnungsfreunde Trotzkis mehrere tausend Exemplare der verbotenen Schrift über die Grenze und sorgten für ihre Verteilung.[9]

Die „Pravda" war ursprünglich das Publikationsorgan der ukrainischen Spilka, einer Parteisektion der Men'ševiki, welche den nach Wien emigrierten Trotzki gebeten hatte, die Herausgabe ihres Blattes zu übernehmen.[10] Trotzkis Beziehung zur Spilka wurde bald problematisch. Die Anzeige im Kopf der Zeitung, daß es sich um deren Organ handele, verschwand bereits nach der zweiten Nummer. Mitteilungen der Spilka fanden sich aber auch später. Der Bruch war also nicht vollständig.

Außer Trotzki arbeiteten an der „Pravda" M. I. Bašok-Melenevskij, S. Ju. Semkovskij (S. L. Bronsstein), Adolf Abromovič Ioffe, Matvej Ivanovič Skobelev, David Borisovič Rjazanov, Moise Urickij und Victor Kopp – Bašok-Melenevskij und Semkovskij spielten in der Folge keine uns bekannte historische Rolle mehr, so daß sich nicht einmal ihre Vornamen ohne spezielle Forschungen herausfinden lassen.[11] Vorübergehend war auch Trotzkis Schwager Lev Kamenev Mitglied der Redaktion, was auf einen Beschluß der Bol'ševiki auf der erweiterten Redaktionssitzung des „Proletarij" im Juni 1909 zurückging. Durch ihn wollten Lenins Anhänger auf die Leitung der „Pravda" Einfluß zu nehmen.[12] Die meisten Mitglieder der „Pravda"-Redaktion sollten in der Revolution von 1917 eine bedeutende Rolle spielen.[13] Gemäß der Vorstellung Flecks werden wir sie hier als Denkkollektiv auffassen, dessen Konzepte am klarsten von Trotzki formuliert wurden.

Aus konspirativen Gründen wurde keiner der Mitarbeiter in der „Pravda" genannt. Im Kleindruck erschien in einigen Nummern ein finanzieller Bericht, welcher Einnahmen und Ausgaben zusammenstellte. Einnahmen waren Abonnements und Spenden, die zum Teil aus deutschsprachigen Städten stammten. Sie betrugen gewöhnlich weniger als 100 Franken (oder Kronen). Eine auffallende Ausnahme findet sich im Herbst 1909,[14] wo von einer Spende durch t. [tovarišč] P. G. [Parvus-Helphand] in Höhe von 743,06 Kronen die Rede ist. Der Preis einer Nummer betrug meist 5 Kopeken. Frederick

9 Frederick Corney, Trotsky and the Vienna Pravda, in: *Canadian Slavonic Papers,* vol. 28 (1985), H. 3, S. 248–268.

10 Isaak Deutscher, The Prophet Armed, New York 1965, S. 191–199.

11 Corney (Anm. 9).

12 Geoffrey Swain, Protokoly sovešcanija rassirennoj redakcii „Proletarija" jun' 1909, Milwood, NY 1982.

13 Malvej Ivanovič Skobelev (1885–1938) war ein bedeutender Men'ševik. Er wurde Minister in der Regierung Kerenskij. Adolf Abramovič Ioffe (1883–1927) war der erste Sowjetbotschafter in Berlin, David Borisovič Rjazanov (1870–1938) Historiker und Archivar des Marx-Engels-Instituts in Moskau, Moisej Urickij (1873–1918) war der erste Vorsitzende der Petrograder Čeka, Lev Borisovič Kamenev (1883 bis 1936) einer der engsten Mitarbeiter Lenins.

14 Nr. 5, 20. 9./3. 10. 1909, S. 8. – Alle Nummern der „Pravda" waren sowohl mit dem Datum des alten, damals in Rußland üblichen, wie mit dem Datum des westeuropäischen Kalenders versehen.

Corney untersuchte diese Abrechnungen genauer. Nur rund 10 Prozent der Kosten konnten durch Abonnements aus Rußland gedeckt werden. Man war also auf Spenden und Anleihen angewiesen. Der größte Teil aller Mittel mußte für den Druck ausgegeben werden.[15]

In jeder Ausgabe waren die Artikel gleich angeordnet. Auf der ersten Seite stand der meist von Trotzki verfaßte Leitartikel zu einem aktuellen politischen Thema. Ihm folgten weitere Kommentare zur Tagespolitik, zu Kongressen in Rußland, Sitzungen der Duma und Voten der sozialdemokratischen Dumadeputierten. Viel Platz nahmen sodann Mitteilungen aus sozialdemokratischen Parteisektionen Rußlands ein. Dabei wurden nicht nur Men'ševiki und Bol'ševiki in ihren verschiedenen Färbungen berücksichtigt, sondern auch der jüdische Bund[16] und sozialdemokratische Parteien im Zarenreich integrierter Nationen, z. B. die lettische und polnische. In den späteren Nummern nahm die Auseinandersetzung mit den Leninanhängern einen immer breiteren Raum ein.

Einen des Lesens nur mit Mühe kundigen Arbeiter müssen die gelegentlich eingestreuten, schwarz umrandeten Todesanzeigen besonders beeindruckt haben. Solche Anzeigen, gelegentlich mit Porträt, ehrten in Gefängnissen verstorbene Deputierte der zweiten Duma und andere durch Erhängen hingerichtete Sozialisten. Anfangs 1911 fand sich ein Nachruf auf den deutschen Sozialdemokraten Pavel Zinger [Paul Singer].[17]

Wichtige, auch von der Weltöffentlichkkeit beachtete Ereignisse, welche in der „Pravda" ihren Niederschlag fanden, waren die Enttarnung des Polizeiagenten Pëtr Arkadevič Azev im Jahre 1908, welcher in der Sozialrevolutionären Partei einen hohen Posten bekleidet hatte, die Ermordung des Ministerpräsidenten Evno Fiselovič Stolypins Anfang September 1911 in Kiev und die militärische Unterdrückung eines Streiks von Goldwäschern an der Lena im April 1912, welche etwa 200 Todesopfer kostete. Internationale Entwicklungen, über die die „Pravda" häufig schrieb, waren die Ereignisse auf dem Balkan, die mit der Annexion Bosniens durch Österreich im Jahre 1908 begannen.

Die passiven Koppelungen der Fleckschen Wissenschaftstheorie und die „Pravda"

Naturwissenschaftler beschäftigen sich im Wesentlichen mit Sachverhalten, die außerhalb ihrer selbst liegen, nicht unmittelbar durch das Denken des Forschers beeinflußt werden, den „passiven Verknüpfungen" oder „Koppelungen" Flecks.[18] Obwohl der Marxist im vorhinein weiß, daß er selbst ein Teil des untersuchten Gegenstandes, der Gesellschaft ist, gibt es in seiner Analyse Elemente, die sich auf außer ihm stehende menschliche Verhältnisse beziehen, also den Fleckschen passiven Verknüpfungen entsprechen.

Mit passiven Koppelungen, den realen Lebensverhältnissen in Rußland, setzten sich die russischen Marxisten selbstverständlich auseinander. Sie vernahmen vom Alltags-

15 Corney (Anm. 9), S. 248–268.
16 Vollständige Bezeichnung: Allgemeiner jüdischer Arbeiterbund in Litauen, Polen und Rußland.
17 Nr. 18–19, 29. 1./11. 2. 1911, S. 1.
18 Fleck (Anm. 1), S. 124.

leben der benachteiligten Volksschichten, das in der „Pravda" häufig geschildert wurde. Wir finden Einsendungen darüber aus verschiedenen Städten, ländlichen Gebieten Rußlands und dem damals russischen Teil Polens.[19] Sie beklagen sich über die niedrigen Löhne, die langen Arbeitszeiten, und über erzwungene Rücktransporte von Emigranten auf amerikanischen Schiffen. Auch von Selbstmorden ehemals revolutionärer Arbeiter war gelegentlich die Rede.

Die in diesen Zuschriften erwähnten Löhne schwankten zwischen 20 bis 30 Kopeken pro Tag in der Nähe von Kiev und einem Rubel in der Umgebung von St. Petersburg. Das Proletariat könne sich nur am Leben erhalten, indem es Beziehungen zu den Heimatdörfern der Arbeiter pflege, wo man gelegentlich Nahrungsmittel von Verwandten erhalte. Die große Mehrzahl aller Arbeiter schlafe in Massenlagern auf dem Boden. Viele seien in Lumpen gekleidet. Die Arbeitszeit in der Nähe der Hauptstadt sei von neun auf zwölf Stunden pro Tag verlängert worden; in den Leder- und Schuhfabriken der westlichen Teile des Zarenreiches betrage sie gar 14 bis 16 Stunden. In einem Leitartikel mit dem Titel „Arbeitslosigkeit und Hunger" hob Trotzki hervor, daß infolge der Handels- und Industriekrise 25 Prozent Arbeitslosigkeit in den Minen herrschten. Gleiches gelte für die Lederindustrie um Vilnius. Kleine Unternehmer machten häufig Bankrott, große gewännen aber. Sie schlössen sich zu Trusts und Syndikaten zuammen – etwa zur Erzgewinnung und zur Zuckerproduktion. Dieser Vorgang werde zu einem Feldzug gegen die Arbeiter, die man der Rendite halber in möglichst großer Zahl entlasse. Wegen schlechter Ernten, die oft nicht einmal das Saatgut zurückgäben, hungere man in den Gebieten von Saratov, Orlov, Černigov, der Krim. Trotzdem müßten die Bauern, dem scheinbaren Gebot des Marktes folgend, ihre Notvorräte zu niedrigen Preisen verkaufen. Tausende lungerten in den Straßen der Städte und Dörfer herum wie streunende Hunde. Verbrechen nähmen überhand. Diese würden bestraft, statt daß sie durch Besserstellung des Volkes vermieden würden. Viele Frauen seien gezwungen, Arbeit als Dienstmädchen und als Prostituierte zu suchen.[20]

Arbeitsunfälle wurden häufig erwähnt. Der schwerwiegendste, in der Stadt Rykov,[21] hatte sich im Sommer 1908 ereignet. Mehrere hundert Arbeiter sollen hier den Tod bei einer Minenexplosion gefunden haben. Dies, die Nachlässigkeit der Minenbesitzer, die mangelnden Sicherheitsmaßnahmen und die publizistisch aufgemachte, im Grunde schäbige, Anteilnahme von Zar und Regierung wurden in der „Pravda" angeprangert.[22]

19 Nr. 1, 3./16. 10. 1908, S. 9, Sp. 3, S. 10, Sp. 2, und S. 12, Sp. 1–2; Nr. 2, 17./30. 12. 1908, S. 7, Sp. 3; Nr. 3, 27. 3./9. 4. 1909, S. 10, Sp. 2–3; und Nr. 5, 20. 9./3. 10. 1909, S. 7, Sp. 3. – Die Spaltenbezeichnungen stammen vom Autor und wurden dort eingeführt, wo ihm das Auffinden der betreffenden Artikel und Leserbriefe schwierig schien.

20 Nr. 2, 17./31. 12. 1908, S. 1, Sp. 1, S. 2, Sp. 2 . – In der Trotzki-Bibliographie von Louis Sinclair, Leon Trotsky. A Bibliography, abriged, em. and suppl., Stanford, CA 1978–1980 [künftig zitiert: BLS]: 081217(2). Der Hinweis „BLS" in der vorliegenden Arbeit bedeutet, daß die Autorschaft Trotzkis für den betreffenden Artikel nachgewiesen ist. Da Sinclairs Bibliographie nicht unbedingt vollständig ist, stammen möglicherweise auch andere Artikel von Trotzki.

21 Eine Stadt dieses Namens, die im Jahre 1908 bereits bestanden hätte, wird von Adrian Room, Placenames of Russia and the Former Soviet Union, Jefferson, NC 1996, nicht erwähnt. Nach diesem Werk habe es aber eine Minenstadt Rykovo zwischen 1928 und 1935 gegeben, die jetzt Enakievo heißt und nordöstlich von Doneck liegt.

22 Nr. 1, 3./16. 10. 1908, S. 4.

Auch Krankheiten gingen in der Arbeiterschaft um, wobei Cholera eine große Rolle spielte.[23]

Unvorstellbar hart waren die Strafen und der Strafvollzug an Arbeitern und Bauern, die sich an der Revolution beteiligt hatten. Die „Pravda" berichtete über zahlreiche Haft-, Verbannungs- und Todesstrafen.[24] Sie seien die Rache dafür, daß die Arbeiter im Oktober/Dezember 1905 stärker gewesen waren als das Regime. Die Gefängnisse seien überfüllt, beispielsweise in Novgorod, wo das selbstherrliche Personal auch Karzerstrafen verhänge. In Simferopol erhielten die Sträflinge Prügelstrafen, wenn sie den Hut vor ihren Wächtern nicht abnähmen. In Nikolaev zeige sich der Hunger der Sträflinge durch Skorbut. Arbeiter nehme man trotz anderslautenden Vorschriften monatelang in Untersuchungshaft. Ein sozialdemokratischer Deputierter der zweiten Duma leide (wie der Gefängnisarzt) unter einer schweren Tuberkulose. In Ekaterinoslav leisteten sich besoffene Gefängniswärter den Scherz, den Henker vor den Fenstern der Zellen vorbeispazieren zu lassen. Fälle von Selbstmord (meist durch Erhängen) kämen in politischen Gefängnissen von Kiev und Moskau vor. Die Verbannungsorte seien dermaßen überfüllt, daß die Verbannten keine Arbeit fänden. Ab drei Uhr nachmittags gelte dort ein Ausgangsverbot und ein Verbot jeglicher Bücher. Die Bezeichnung „passive Verknüpfung" gewinnt hier also ihren ursprünglichen Sinn wieder, der sich von „patere", leiden, ableitet.

Die „Pravda"-Herausgeber als esoterisches Denkkollektiv und seine Verbindung mit dem exoterischen Denkkollektiv

Versucht man, die im ersten Abschnitt zitierten Umschreibungen dieser Begriffe Flecks auf die Herausgeber der „Pravda" anzuwenden, so müßte man Trotzki als „Fachmann im engeren Sinn", die übrigen als „allgemeinere Fachleute" auffassen. Trotzki hatte den Marxismus 1899 im Untersuchungsgefängnis durch Schriften Antonio Labriolas kennengelernt und in der Verbannung 1900 bis 1902 Schriften Karl Marx' und Vladimir Ilič Lenins studiert. Von diesen erwähnt er Lenins „Die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland". 1906, während der Untersuchungshaft, befaßte er sich mit Schriften Marx' und Engels' zur Revolution von 1848 und ihrem Kommentar zum Kölner Kommunistenprozeß. Bei dieser Gelegenheit entwickelte er deren Begriff der „Revolution in Permanenz" weiter.[25] Alle Mitarbeiter der „Pravda" waren als überzeugte Sozialisten wohl mit den Grundzügen des Marxschen Denkens vertraut, dürfen hier somit als Mitglieder des erweiterten esoterischen Denkkollektivs angesehen werden.

Dieses Denkkollektiv entwickelte aufgrund der eigenen Erfahrungen in der Revolution von 1905, der Nachrichten aus Rußland und der Kenntnis sozialistischer Schriften seine politische Strategie. Ein besonders wichtiger Gegenstand der kollektiven Gedanken

23 Nr. 15, 1./14. 8. 1910, S. 2, Sp. 1–2.

24 Nr. 2, 17./31. 12. 1908, S. 6, Sp. 1 – S. 7, Sp. 1.

25 Leo Trotzki, Mein Leben, Frankfurt a. M. 1990, S. 112, 115, 116, 167. Betr. Karl Marx' Schlachtuf: „Die Revolution in Permanenz" siehe MEW, Bd. 7, Berlin 1962, S. 244–254.

war die Reorganisation der Sozialdemokratischen Partei Rußlands. Sie erforderte die Zusammenarbeit der verschiedenen aus Marxisten bestehenden esoterischen Kerne und der Arbeiterschaft als Ganzem, dem exoterischen Denkkollektiv.

Im Editorial der ersten Nummer der „Pravda" stand die Losung: „Nicht führen, sondern dienen! Nicht sich erhitzen, sondern überzeugen!"[26] Trotzki konnte jedoch gar nicht anders, als das Blatt zu *führen*. Er war der politische Inspirator der Zeitung. Es gelang ihm trotz der Verfolgungen, direkte Informationen über die Geschehnisse und den Kampfgeist seiner Gesinnungsgenossen in Rußland zu erhalten. Selbstverständlich redigierte er selbst die Meldungen zur Publikation, wählte sie aus und brachte sie miteinander in Zusammenhang. Bei seinen Lesern und Korrespondenten stärkte er den gemeinsamen Wunsch, daß sich die Partei wieder vereinige. Er ließ sie an den Traditionen der sozialistischen Internationale teilhaben und versuchte, ihren Sinn für größere gesellschaftliche Zusammenhänge zu öffnen.

Trotzki und seine Mitarbeiter gehörten zur Intelligencija. Wenn sie die Meinung vertraten, daß das städtische Proletariat *durch seine eigene Situation* auf die historisch notwendige sozialistische Umformung der Gesellschaft gestoßen werde, so sahen sie vom Einfluß der „Pravda"-Herausgeber, also ihres eigenen Denkkollektivs, ab. Ihre Artikel waren darauf angelegt, die Gesellschaft und die Politik Rußlands als Folge von Klassengegensätzen und ökonomischen Situationszwängen des Kapitalismus zu zeigen und so Einfluß auf das Denken und Handeln der Arbeiter zu nehmen. Obwohl sie in einfacher Sprache verfaßt waren, erheischten sie vom Leser ein erhebliches Abstraktionsvermögen. Ohne dieses Ziel zu nennen, versuchte der Kreis um Trotzki, den Arbeitern die Vorstellung einer sozialistischen Gesellschaft zu vermitteln. Dabei spornte er sie auch zum Kampf um Reformen an, den er als Schulung zur revolutionären politischen Aktivität betrachtete.

Hier einige Beispiele:

1. Das Selbstbewußtsein der Arbeiter zeigte sich in der Nutzung des legalen Spielraums für ihre Anliegen.[27] 1909 waren die Gewerkschaften mutlos und verloren den größten Teil ihrer Mitglieder. 1910 dagegen entstanden neue Organisationen und Zeitungen. Die „Pravda" empfahl, die erlaubten Arbeiterklubs zu fördern. Sie seien in den Revolutionsjahren gegründet worden und hätten damals als politische Schule gewirkt. Jetzt aber würden dort politische Diskussionen verboten; Polizeikontrolle herrsche und man verbiete sogar die Bezeichnung „Klub". Mangels Referenten drohten die Klubs reine Unterhaltungsstätten zu werden. Es gebe aber Gegenströmungen: Viele Arbeiter wollten die Klubs wieder politisch orientieren, dort gesellschaftliche Probleme behandeln. Sozialdemokraten müßten solche Arbeiter fördern.

2. Der Bericht über den ersten allrussischen Kongreß der Fabrik- und Werkstättenärzte in Moskau erläuterte die Probleme der ärztlichen Versorgung.[28] Die anwesenden 50 Arbeitervertreter stellten sozialdemokratische Forderungen auf: Beschränkung des

26 Nr. 1, 3./16. 10. 1908.
27 Nr. 4, 2./15. 6. 1909, S. 1; Nr. 13, 15./28. 5. 1910, S. 1, Sp. 1–3. – BLS 100515(1).
28 Nr. 4, 2./15. 6. 1909, S. 5–6; Nr. 22, 16./29. 11. 1911, S. 2.

Arbeitstages sowie der Frauen- und der Kinderarbeit. Wegen seiner vorzeitigen Auflösung durch die Behörden habe der Kongreß diese Anliegen nicht besprechen können. Der Artikel stellte auch Bestrebungen von Ärzten dar, Krankenkassen zu schaffen, die von den Arbeitern selbst verwaltet würden. Regierung und Duma beschlossen solche Reformen erst unter dem Druck der Streikbewegung in den Jahren 1910 und 1911.

3. Alkoholismus beschäftigte die „Pravda" in mehreren Nummern.[29] Ermutigt durch Erfolge der deutschen Sozialdemokratie, traten ihre russischen Gesinnungsgenossen auf einem legalen, bürgerlichen Kongreß gegen den Alkoholismus auf. Dort trugen Popen und Bürger lange Einleitungen vor, in denen sie die Religion als Ausweg aus dem Alkoholismus priesen. Die Arbeiterdelegierten stellten klar, daß der Arbeiter sein Elend im Alkohol ersaufe. Die „Pravda" forderte sie auf, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen und die realen Ursachen der Not zu erkennen. Deshalb müßten sie auch den Alkoholgenuß in ihren eigenen Reihen bekämpfen. Die Polizei benutzte das Vorpreschen der Sozialdemokraten als Vorwand, um auf dem Kongreß in St. Petersburg sozialdemokratische Gewerkschafter und weitere Teilnehmer zu verhaften.

4. Ein Kongreß gegen die Prostitution fand im April 1910 statt. Die „Pravda" wies darauf hin, daß die Prostituierten meist Arbeiterkreisen, ihre Kunden aber dem Bürgertum entstammten.[30] Prostituierte, zumal in größerer Zahl, störten das Stadtbild; deshalb bemühten sich die Herrschenden, ihre Zahl zu vermindern, etwa durch Vermittlung ins Ausland. Grotesk sei, daß Herren, die durchaus zum Kundenkreis der Prostituierten gehören könnten, auf dem Kongreß das große Wort führten. Wirksam gegen Prostitution seien anständige Löhne, genügend Freizeit, Geselligkeit in Arbeiterklubs – letztlich die Abschaffung des Kapitalismus. Der Kongreß gegen die Prostitution habe erstaunliche Ähnlichkeiten mit demjenigen gegen den Alkoholismus aufgewiesen, nur seien an Stelle von Popen adlige wohltätige Damen in Erscheinung getreten, die von Kultur und Fortschritt flunkerten.

Die referierten Beispiele zeigen Parallelen zwischen dem Denkkollektiv der „Pravda"-Mitarbeiter und wissenschaftlichen Fachgesellschaften. Ähnlich wie diese versuchten die „Pravda"-Herausgeber, mit allen anderen sozialdemokratischen esoterischen Denkkollektiven ihre Ideen auszutauschen und ein exoterisches Denkkollektiv der Arbeiterschaft aufzubauen. Diesem sollten Reformziele und Kritik an denselben vermittelt werden.

Kriegsgefahr, Nationalismus und Kapitalismus – die Entwicklung der Theorien im sozialdemokratischen Denkkollektiv

Es trifft zwar zu, daß der Vorsatz, den Krieg zu verhindern, seit dem Kongreß der Internationale in Stuttgart (1907) in den sozialistischen Parteien immer wieder geäußert wurde. Er wurde aber auf den Kongressen nicht stärker hervorgehoben als etwa der

29 Nr. 7, 24. 11./4. 12. 1909; Nr. 8, 8. 12. 1909; Nr. 10, 12. 2. 1910, S. 3. Sp. 1–3.

30 Nr. 12, 3./16. 4. 1910, S. 2, Sp. 2–3; Nr. 13, 15./28. 5. 1910, S. 1, Sp. 3, und S. 3, Sp. 3; Nr. 14, 24. 6./7. 7. 1910, S. 3.

Kampf gegen die Arbeitslosigkeit, die Trunksucht oder die Todesstrafe. So war es auch in der „Pravda". Einer Kritik am Rüstungsbudget, welches die Staatsduma angenommen hatte, folgte die empörte Feststellung, daß man für die Schule nur wenige Millionen ausgebe.[31] Daß aber die von der „Pravda" begrüßte Wiederbelebung der Konjunktur zu einem großen Teil Folge staatlicher Rüstungsaufträge[32] war, sahen weder die sozialistischen Emigranten in Wien noch die Anhänger Lenins mit genügender Klarheit.

In der Theorie erfaßte Rosa Luxemburg diesen Zusammenhang in ihrem Buch über den kapitalistischen Akkumulationsprozeß.[33] Die Sozialdemokratie zog daraus keine praktische Konsequenz. Diese hätte darin bestehen müssen, der Aufrüstung einen alternativen wirtschaftlichen Plan entgegenzustellen, der eine Konjunkturbelebung auf anderer Grundlage erlaubt hätte. Möglichkeiten dazu wären vielleicht ein allgemeiner Gesundheitsplan, die Bewässerung von Wüstengebieten oder die Elektrifizierung Rußlands gewesen. Trotzki war später an der Elektrifizierung der frühen Sowjetrepublik entscheidend beteiligt.[34] Er schlug solche Pläne in den späten zwanziger Jahren auch der deutschen kommunistischen Partei vor. Es wäre reizvoll zu erforschen, inwiefern diese späteren Vorschläge durch die Überrumpelung der Sozialisten im August 1914 mitgeprägt waren.

Die Vorstellung einer geradlinigen, wissenschaftlich begründeten pazifistischen Politik der internationalen Sozialdemokratie, welche erst im August 1914 verraten worden sei, ist etwa im gleichen Ausmaß zutreffend wie die retrospektive Darstellung Wassermanns über seine Erforschung der Syphilisserologie.[35] Im Unterschied zur Medizin war die Folge der unzulänglichen Einschätzung in der praktischen Politik schwerer zu korrigieren.

Eng verbunden mit der Frage nach der Kriegsgefahr war diejenige nach der Entstehung und der Rolle des Nationalismus, der in den letzten Vorkriegsjahren das Denken der Menschen erfaßt und es ermöglicht hatte, die Völker gegeneinander aufzuhetzen. Die Antagonismen zwischen den Großmächten und das neu erwachende Selbstbewußtsein kleiner Nationen wurden in der „Pravda" verfolgt. Wie andere Sozialdemokraten erkannten die Herausgeber darin die Gefahr kriegerischer Verwicklungen.

Mit dem Ziel, die nationalen Gegensätze als Folge bürgerlicher kapitalistischer Konkurrenz darzustellen, schrieb Trotzki über den Nationalismus in den Balkanstaaten und dessen Mißbrauch durch die Großmächte Rußland, Österreich-Ungarn und England. Schon früh verfaßte er für die „Pravda" einen Artikel, der unter dem Eindruck der österreichischen Annexion Bosniens stand.[36] Er analysierte hier die imperialen Ansprüche Rußlands und Österreichs sowie die jungtürkische Bewegung des Jahres 1908 gegen den Sultan. Österreich und Rußland suchten nebst Absatzgebieten auf dem Balkan

31 Nr. 12, 3./16. 4. 1910.

32 Heiko Haumann, in: Handbuch der Geschichte Rußlands. Hrsg. von Gottfried Schramm, Stuttgart 1983, S. 430–437.

33 Rosa Luxemburg, Ökonomische Schriften. Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus, Berlin 1990, S. 398 ff.

34 Heiko Haumann, Geschichte Rußlands, München und Zürich 1996, S. 489–493.

35 Fleck (Anm. 1), S. 100. Fleck zitiert hier eine Arbeit August von Wassermanns aus dem Jahre 1921, aus der hervorgeht, daß Wassermann damals seinen Test als Nachweis des Erregers der Syphilis ansah, und nicht, wie später, als Nachweis einer Abwehr gegen denselben.

36 Nr. 2, 17./31. 12. 1908. – BLS 081217(3).

militärisch wichtige Stützpunkte. So komme es zum Konflikt zwischen diesen beiden Mächten. Trotzki warnte seine Leser, sich nicht durch die Begeisterung für die serbische Unabhängigkeit anstecken zu lassen, die von der Partei der Konstitutionellen Demokratie (KD), den „Kadetten", propagiert werde und welche imperiale russische Ansprüche demokratisch und panslawistisch verschleiere. Die Warnung läßt darauf schließen, daß die bürgerliche Expansionsideologie auf das Proletariat ausstrahlte. Dies war wohl deshalb der Fall, weil die KD am sichtbarsten gegen die Todesstrafe auftrat und die meisten Verurteilten Arbeiter oder Bauern waren. Als Alternative zu der gegenseitigen nationalen Zerfleischung der Kleinstaaten auf dem Balkan propagierte Trotzki eine demokratische Föderation derselben.

Die theoretische Stellungnahme gegen imperiale Ansprüche der Großmächte war vom sozialdemokratischen Standpunkt aus leicht. Wenn aber kleine Nationen durch große unterdrückt und ausgebeutet wurden, galt es, die Unterdrückten zu unterstützen, ohne dabei das Bürgertum, welches die nationale Emanzipation suchte, zu stärken – war doch diese Klasse gemäß der sozialdemokratischen Auffassung Unterdrücker und Ausbeuter der Arbeiter.

In Finnland schien kein solches Problem zu bestehen. Hier setzte sich besonders die finnische Arbeiterklasse für die Unabhängigkeit ihres Landes von Rußland ein. Die finnische Sozialdemokratie war im Parlament stark vertreten. Hartnäckiger als das Bürgertum verteidigte sie die nationale Unabhängigkeit vom Zarenreich. Das finnische Bürgertum aber – so Trotzki – hoffte auf russische Absatzmärkte. Die proletarischen Anliegen schienen hier also mit den national-finnischen zusammenzufallen. Ähnliches hätte für Polen gegolten, wenn dies damals in der „Pravda" zur Diskussion gestanden hätte. Dadurch wäre der Kurs der „Pravda" in Gegensatz zu demjenigen Luxemburgs geraten, welche die Vereinheitlichung des russisch-polnischen Wirtschaftsraumes schon in ihrer Doktorarbeit als fortschrittliches Element des Kapitalismus hervorgehoben hatte und in den Unabhängigkeitsbemühungen eine reaktionäre Tendenz sah.[37] Es hätten also zwei Paradigmen esoterischer Denkkollektive innerhalb des marxistischen Denkkollektivs aufeinanderstoßen können.

Später griff Trotzki diese Problematik wieder auf. Es interessiert uns hier, ob die Erinnerung im marxistischen Denkkollektiv ähnlich bearbeitet wurde wie in wissenschaftlichen fachlichen Diskussionen. In den ersten Jahren seiner letzten Emigration verfaßte Trotzki seine „Geschichte der russischen Revolution". In dieser widmete er ein ganzes Kapitel der nationalen Frage.[38] Er versuchte, einheitliche Kriterien für die Beurteilung nationaler Konflikte zu erarbeiten. Die Nation als territorial begrenzter Nationalstaat sei eine Errungenschaft des Bürgertums, ihre Entstehung infolge von notwendiger Amtssprache, Währung, Finanzinstituten und Zollgrenzen an den Kapitalismus gebunden. Einzelne Staaten hätten aber zur Zeit des Ersten Weltkriegs dieses Stadium noch nicht erreicht, so das zaristische Rußland und Österreich. Diese seien Staaten mit diversen Nationalitäten. Je eine Hauptmacht, die deutschsprechenden Österreicher und die

37 Rosa Luxemburg, Die industrielle Entwicklung Polens, in: Rosa Luxemburg, Gesammelte Werke, Berlin 1987, S. 113–216.

38 Leo Trotzki, Geschichte der russischen Revolution, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1982, hier Bd. 2, S. 721–744.

russischsprechenden Bewohner des Zarenreiches seien bevorzugt und übten unterdrükkende Funktionen gegenüber den Anderssprachigen aus. Die Loslösung dieser anderssprachigen Nationalitäten sei ein Fortschritt. Die Sozialisten dieser Länder sollten sie deshalb unterstützen.

Er erläuterte diese Grundüberlegung sodann an mehreren Beispielen, in welchen die in der Februarrevolution entstandene provisorische Regierung wegen ihrer großrussischen Politik getadelt wurde. In den Augen Trotzkis hatte der finnische Wille zur Loslösung die Revolution gefördert, und es gehörte zur Strategie Lenins, durch die Unterstützung solcher Strömungen die Revolution voran zu treiben. Die Schilderung der finnisch-russischen Beziehungen bricht kurz vor der Oktoberrevolution ab. Die revolutionäre russische Regierung hielt in der Folge Wort. Sie tolerierte die Selbständigkeit Finnlands, obwohl dessen Regierung nun antisozialistisch war.

Auch in Trotzkis erst posthum erschienener Biographie Stalins schildert er das Nationalitätenproblem.[39] Er konfrontiert die Vorstellungen, welche in der Sozialdemokratischen Partei Österreichs entwickelt wurden, mit denjenigen der Bol'ševiki. Die Österreicher wollten sich dafür einsetzen, daß den verschiedenen Nationalitäten auf ihrem Gebiete erlaubt werde, ihre eigenen Traditionen und ihre eigene Sprache zu pflegen, sie in den Schulen zu unterrichten. Im Gegensatz dazu seien die Bol'ševiki in der ersten Phase ihrer Herrschaft bereit gewesen, den unterdrückten Nationalitäten des ehemaligen Zarenreichs das Recht der Loslösung vom russischen Reich zu geben.

Gegenüber den Jahren 1908 bis 1912 hatten sich die Ansichten Trotzkis also geklärt. In der Vorkriegszeit hatte er zwar bereits die Unabhängigkeit Finnlands, das Recht zur Loslösung von Rußland, verteidigt. Was aber Österreich betrifft, hatte Trotzki an der Politik der Sozialdemokratischen Partei keine Kritik geübt und über deren Kongreß in Innsbruck 1911 so berichtet, als wäre er mit den dortigen Hauptreferenten einig gewesen, nämlich daß den tschechischen Sozialdemokraten zwar erlaubt werden solle, in ihrer eigenen Sprache zu verhandeln, daß aber aus ökonomischen Gründen die tschechischen Rechte im Rahmen Österreichs besser gewahrt seien als in einer unabhängigen Tschechei.[40]

In seiner Autobiographie schätzt Trotzki seine Ansichten zu Nationalitätenfragen richtig ein. Sie waren deutlich formuliert, hatten aber nicht die Klarheit Lenins erreicht. Offensichtlich hatte Trotzki noch vor 1930 und vor dem Verfassen seiner Stalinbiographie (1939 und 1940) über das Problem nachgedacht, seine Theorie verallgemeinert und differenziert. Ähnlich waren laut Fleck die späteren Übersichtsartikel Wassermanns klarer als die Berichte über die ersten Experimente, vergaßen aber die Schwierigkeiten, die scheinbar unüberbrückbaren Widersprüche früherer Arbeiten zu schildern, in denen die eigentliche wissenschaftliche Arbeit niedergelegt war.

39 Leo Trotzki, Stalin, Reinbek bei Hamburg 1971, S. 229–236.
40 Nr. 22, 16./29. 11. 1911, S. 4, Sp. 3.

Der Streit mit den Leninanhängern – eine wissenschaftliche Diskussion?

Eine Einflußnahme der Bol'ševiki auf die „Pravda", die auf der erweiterten Redaktionssitzung der Zeitschrift „Proletarij" beschlossen wurde, läßt sich ab Februar 1910 nachweisen. Eine einleitende redaktionelle Notiz kündigt an, daß die „Pravda" jetzt ein von Zentralkomitee (ZK) anerkanntes Organ der RSDAP sei. Dies bringe mit sich, daß das Blatt finanziell unterstützt werde und unter den Herausgebern einer vom ZK ernannt sein müsse. Das schließe aber ein, daß man sich nicht mit einer einzelnen Fraktion zusammentun könne. Der Wille zur Unabhängigkeit gegenüber den Bol'ševiki wurde also sofort betont.[41]

In der gleichen Nummer folgt weiter hinten ein langer Artikel mit dem Titel „Aus der Partei. Brief des ZK an die Parteiorganisationen".[42] Er weist den Leser an, sich mit den Ansichten des ZK vertraut zu machen. Die RSDAP müsse die neue Belebung der Arbeiterbewegung nutzen. Es sei deshalb wichtig, eine allrussische Parteikonferenz zu organisieren. Die eigentlichen Parteiarbeiter seien in Parteizellen *(jaščeiki)* organisiert, deren Mitgliedschaft wegen des Verbots der RSDAP geheim gehalten werde. Die Schwierigkeit bei der Wahl der Delegierten auf der Parteikonferenz sei, daß nur von den Zellenmitgliedern bekannt sei, wo sie politisch stünden. Es wird eine Hierarchie der Parteizellen empfohlen, wobei die unteren *(nižovye jaščeiki)* Personen vorschlagen und höhere *(jaščeiki oblastnich centrov)* unter diesen auswählen könnten. Eine weitere Schwelle gegen Unberufene könnten die übergeordneten Zellen aufbauen, indem sie Delegierte mit beratender Stimme und solche mit beschließender Stimme unterschieden. Es wurde also ein Recht übergeordneter geheimer Gremien postuliert, unter den Vorschlägen der untergeordneten auszuwählen. Eine im Brief erwähnte Resolution vom Dezember 1908 wurde beigefügt. Sie erkannte Georgij Valentinovič Plechanov und Lenin als Delegierte im Büro der Internationale an. Es war dies die erstmalige Nennung führender Parteimitglieder in der „Pravda".

Anfang Juli 1910, also etwa zwei Monate vor dem Kongreß der Sozialistischen Internationale in Kopenhagen, erklärte die „Pravda"-Redaktion in einem „Brief an die denkenden Arbeiter", wie sich ein Propagandazirkel von einer Partei unterscheide.[43] Nicht nur Größe, sondern auch Inhalt und Technik der politischen Arbeit seien verschieden. Eine Partei mobilisiere breiteste Arbeiterkreise für bestimmte Losungen. Ein Zirkel konzentriere sich auf einzelne, oft abstrakte Aspekte der Politik. Die RSDAP habe bei ihrer Niederlage gegen die Konterrevolution ihr Denken verändert. Eine Tendenz habe sich abgezeichnet, die Partei aufzugeben, das Liquidatorentum. Dieses habe sowohl die Intelligencija wie die Arbeiter erfaßt. Ähnlich lenke der Otzovismus, das Abberuflertum,[44]

41 Nr. 10, 12./25. 2. 1910, S. 1, Sp. 1.

42 Ebd., S. 3, Sp. 3, S. 4, Sp. 2.

43 Nr. 14, 24. 6./7. 7. 1910, S. 2.

44 Es war dies eine Tendenz, welche ursprünglich im bolschewistischen Flügel der RSDAP aufgekommen war. Sie verlangte, man solle die Dumafraktion in einem dramatischen Akt abberufen und damit zeigen, daß auf dem parlamentarischen Wege nichts zu erreichen sei. Die ihnen nahe stehenden „Ultimatisten" wollten den Arbeitern ein Ultimatum stellen – man würde sie nur unterstützen, wenn sie zur revolutionären Erhebung schritten.

von der politischen Arbeit ab. Diese beiden Formen der Ablenkung seien schlimm, weil im Zarenreich die Dumafraktion das einzige legale Gremium sei, das sozialistisches Gedankengut verbreiten könne. Der Brief betonte weiter, daß vor der Revolution im Zentrum der Parteipropaganda die Losung: „Nieder mit der Selbstherrschaft" gestanden habe. Gegenwärtig sei es notwendig, die Losungen zu differenzieren, damit man von den fortgeschrittenen Arbeitern wahrgenommen werde. Diese Differenzierungen seien gegeneinander abzustimmen, was eine illegale Untergrundbewegung notwendig mache. Diese brauche eigene Organe. Die darin vertretenen Losungen aber müßten von der Arbeiterschaft selbst ausgehen. Ihr unmittelbares Ziel sei ein gemeinsames Auftreten aller Schattierungen der Sozialdemokratie in den Wahlen zur vierten Duma. Dieser Brief war offensichtlich an das ZK gerichtet, ohne es zu nennen.

Erst im April 1911 wurde die Beziehung zur gesamten RSDAP wieder erwähnt.[45] Die Redaktion teilte mit, Kamenev (er wird „K." genannt) sei als Delegierter des ZK unter den Herausgebern der „Pravda" unerwünscht. Das bedeute nicht, daß man die Beziehung zum ZK überhaupt abbreche. Die darauffolgende Nummer wurde polemisch.[46] Der Titel eines Artikels hieß hier: „Verschwörung eines ausländischen Zirkels gegen die Russische Sozialdemokratische Arbeiterpartei". „Genosse L." sei mit seinen Anhängern aus dem gewählten Auslandbüro der RSDAP unter Mitnahme von Kasse und Dokumenten ausgetreten. Sie hätten sich zu den einzigen wirklichen Vertretern der Partei erklärt und gedächten, in der Wahlkampagne zur vierten Duma als eigene Partei aufzutreten. Sie würden also ihre Fraktion der Partei überordnen.

Nach weiteren, offensichtlich auf Lenin gemünzten Artikeln wurde schließlich der „Literaturzirkel um Lenin" eines Überfalls auf die Partei bezichtigt und der Konferenz, die im Januar 1911 in Prag stattgefunden hatte, die Legitimation abgesprochen, die Gesamtpartei zu vertreten.[47] Die dort Anwesenden seien nicht von ihren Sektionen als Delegierte gewählt worden. Mit Verbitterung stellte schließlich die Redaktion in der letzten Nummer fest, daß demnächst in St. Petersburg eine Tageszeitung mit dem Namen „Pravda" erscheinen werde.[48]

Ein Leser, der ausschließlich auf die Information aus der „Pravda" angewiesen war, vernahm vom Juli 1910 bis zum April 1911 nichts Weiteres über den Streit. Die Auseinandersetzung zwischen den beiden Denkkollektiven war aber in diesen Monaten besonders heftig. Es fanden persönliche Begegnungen anläßlich des Kongresses der Sozialistischen Internationale in Kopenhagen (18. August bis 3. September 1910) statt, die ihren Niederschlag in der deutschen sozialdemokratischen Presse fanden.

45 Nr. 20, 16./29. 4. 1911.

46 Nr. 21, 25. 6./8. 7. 1911.

47 Nr. 24, 14./27. 3. 1911.

48 Nr. 25, 23. 4./6. 5. 1912. Der unmittelbare Anlaß des Verschwindens der „Pravda" ist unbekannt. Trotzki selbst geht in seiner Autobiographie nicht darauf ein, so daß der Eindruck entsteht, seine journalistische Tätigkeit während der Balkankriege habe ihn einfach mehr interessiert – Trotzki (Anm. 25), S. 200–205. Corney (Anm. 9) nennt die Tatsache, daß die bolschewistische Zeitung gleichen Namens in St. Petersburg halb legal erscheinen konnte als wichtigen Grund. Außerdem fällt die Verhaftung Ioffes, der seine Aktivität als Journalist und Verteiler der Zeitung mit einer Verbannungsstrafe bis 1917 büßen mußte, ungefähr in die Zeit des Verschwindens von Trotzkis Zeitung.

In der Tageszeitung „Vorwärts" vom 28. August 1910 wurde ein nicht unterzeichneter Artikel Trotzkis über die russische Sozialdemokratie gedruckt.[49] Er schilderte den Rückschlag infolge der Konterrevolution, charakterisierte die verschiedenen Tendenzen in der RSDAP und gab der Überzeugung Ausdruck, daß diese unter dem Druck der sich neu belebenden Massenaktion wieder den Weg zur einheitlichen Partei finde. Eine Passage hob hervor, daß die Bol'ševiki eine eigene Organisation mit geheimem Zentrum, geheimen internen Vorschriften und geheimen Geldressourcen unterhielten.

Wenige Wochen später erschien ein weiterer Artikel Trotzkis in der „Neuen Zeit": „Die Entwicklungstendenzen der russischen Sozialdemokratie".[50] Der Autor versuchte hier, die Beziehung zwischen den sozialistischen Emigrantenzirkeln und der eigentlichen Arbeiterbewegung herauszuarbeiten – in der Terminologie Flecks also zwischen dem esoterischen und dem exoterischen Denkkollektiv. Der Artikel hebt die Beziehung zwischen der Niederlage in der Revolution und der Isolierung der Partei hervor. Diese Isolierung hätte viele Men'ševiki dazu gebracht, die Liquidation der Partei überhaupt zu fordern, einen Flügel der Bol'ševiki aber zu einem Freibeutertum mit „Expropriationen" – Überfällen auf Geldtransporte u. a. m. – verleitet, die man unabhängig von der Massenstimmung durchführen könne. Trotzki erwähnt in der „Neuen Zeit" lobend, daß sich die Bol'ševiki um Lenin von den Expropriationen, den Abberuflern und den ihnen nahe stehenden Ultimatisten distanzierten und jetzt ihren Parteiapparat samt Presse ausbauten. Im Gegensatz zum Artikel im „Vorwärts" schildert er hier die Anhänger Lenins als Sozialdemokraten, die keine Expropriationen mehr vornähmen und erwähnt den geheimen Parteiapparat nur noch als Notwendigkeit für den Kampf gegen das Regime. Möglicherweise hängt diese Wandlung in der Einschätzung der Leninanhänger durch Trotzki mit Auseinandersetzungen zusammen, welche unter den russischen Sozialisten im Umfeld des Kongresses der Sozialistischen Internationale in Kopenhagen im Spätsommer 1910 stattfanden.[51] 1905/06 habe sich ein „neuer sozialdemokratischer Typus" ausgebildet – revolutionär denkende Arbeiter, die nicht mehr Berufsrevolutionäre seien, sondern selbst Arbeiter, die leichter den Kontakt zu den Arbeitermassen fänden als die Intellektuellen. Als „furchtbares Erbteil" der Illegalität nennt er die Lockspitzelei.

In Anlehnung an die Flecksche Terminologie kann man in diesen Darstellungen zwei verschiedene Denkstile der russischen Sozialdemokratie erkennen. Die „Pravda"-Herausgeber versuchten, die Arbeiter selbst ihre politische Aufgabe finden zu lassen; Lenins Anhänger versuchten, ihnen die Vorstellung eines sozialistischen Ziels und das damit verbundene Missionsgefühl ausdrücklich zu vermitteln, was sich im Brief des Zentralkomitees an die Leser der „Pravda" zeigte.

Die wichtigste aktuelle Frage war, ob man an den Wahlen zur vierten Duma als eine einige sozialdemokratische Fraktion oder getrennt auftreten solle. Die „Pravda"-Herausgeber befürworteten ein gemeinsames Wahlprogramm. Zur Unterstützung dieses

49 Leo Trotzki, Die russische Sozialdemokratie, in: *Vorwärts,* 28. 8. 1910.

50 Nikolai Trotzky (sic!), Die Entwicklungstendenzen der russischen Sozialdemokratie, in: *Die Neue Zeit,* Jg. 28, 9. 9. 1910, S. 860–871. – BLS 100909(1).

51 Trotzki (Anm. 25), S. 193–194.

Vorhabens suchten sie Hilfe bei den anerkannten Autoritäten in der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie. Erwartungsgemäß setzten sich Karl Kautsky, Franz Mehring, Otto Bauer, Viktor Adler und Adolf Braun für das gemeinsame Auftreten ein.[52] Auch diese Berufung auf Autoritäten hat Parallelen in naturwissenschaftlichen und medizinischen Fachgremien.

Ein wissenschaftsfremdes Element schlich sich aber durch die Tätigkeit der Polizeiagenten, der Lockspitzel, in die Diskussion ein. Ihre Denunziationen führten vielfach zu Verhaftungen, gefolgt von jahrelangen Verbannungs- und Zuchthausstrafen. Solche Spitzel versuchten auch, der Regierung genehme Beschlüsse in der Partei durchzusetzen. Das war den Sozialdemokraten bewußt. Sie konnten aber die Individuen nicht erkennen, die sich für solche Dienste hergaben. Im Prinzip konnte jeder der vermeintlichen Parteigenossen Polizeiagent sein. So entstand ein tiefes gegenseitiges Mißtrauen. Die Bemerkungen Trotzkis im „Vorwärts", daß die Leninanhänger geheim organisiert seien und daß ihre Finanzen aus undurchschaubaren Quellen stammten, dürften dadurch veranlaßt gewesen sein, ebenso der Artikel in der „Pravda" über „die Verschwörung eines ausländischen Zirkels gegen die Russische Sozialdemokratische Arbeiterpartei".

Für Trotzki war die Gefahr des Eindringens von Agenten besonders groß, wenn die Partei sich geheim organisierte und unabhängig von den Massen operierte. Aus diesem Grunde schrieb er mehrere Artikel gegen die „Expropriationen". Daß sich die Bol'ševiki 1909 ganz von dieser Art Geldbeschaffung losgesagt hätten, bezweifelte er noch im August 1910, wie sein damaliger Artikel im „Vorwärts" bezeugte.

Ob die hierarchische Strukturierung der Zellen, welche Lenin vorschlug, eher einen Schutz oder eine besondere Verletzlichkeit durch geheime Polizeiorgane bedeutete, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls verunmöglichte sie eine demokratische Kontrolle durch die Mitgliedschaft. Ferner behinderte sie eine bewußte Einflußnahme der russischen Arbeiter, die in Klubs, Genossenschaften, Gewerkschaften und ähnlichen Vereinigungen organisiert waren – also des exoterischen Denkkollektivs.

Trotzkis Hinweis auf die Geheimagenten der Regierung lenkt die Aufmerksamkeit auf die zersetzende Wirkung des Mißtrauens in den Beziehungen zwischen russischen Sozialisten. Seine Formulierung „Überfall auf die Partei" für die Tätigkeit der Leninisten dürfte selbst ein Ausdruck dieses Gefühls gewesen sein. Er sah wahrscheinlich im Absonderungswillen der Leninisten eine Frucht der Tätigkeit von Polizeiagenten. Diese Atmosphäre der Verdächtigung verunmöglichte die Bildung echter wissenschaftlicher Denkkollektive.

Im Sinne der Fleckschen Betrachtungsweise müßte man auch die Kreise um Lenin als Denkkollektiv analysieren. Das würde bedeuten, daß man Lenin nicht als großen Strategen, sondern lediglich als Urheber besonders klarer Formulierungen dieses Kollektivs ansähe. Entgegen einer verbreiteten Meinung konnte Lenin sehr aufmerksam auf Argumente seiner Gesprächspartner eingehen.[53] Das machte ihn möglicherweise manipulierbar durch Agenten. Es ist jedenfalls auffallend, wie lange er freundschaftlich

52 Nr. 23, 10./23. 12. 1911, S. 4, Sp. 1–3.
53 Trotzki (Anm. 25), S. 193.

mit Malinovskij, dem wichtigsten Agenten der zaristischen Geheimpolizei, korrespondierte. In der Sicht derselben war die Spaltung der RSDAP vor dem Kriege wohl wünschenswert.[54]

Rund zwanzig Jahre später kam Trotzki in seiner Autobiographie wieder auf die Spannungen der Vorkriegsjahre zu sprechen.[55] Er schilderte in der Rückschau seinen Artikel im „Vorwärts" so, als hätte das Problem der Expropriationen darin ganz im Zentrum gestanden. Für den heutigen Leser wirkt ihre Erwähnung eher beiläufig. Der zeitgenössische Leser dürfte darin eine Bestätigung der nur gerüchteweise bekannten Expropriationen gesehen haben. 1930 erinnerte sich Trotzki hauptsächlich an seine Erwähnung der Expropriationen und gestand Lenin zu, er habe zu Recht den Men'ševismus bekämpft. Daß in den Vorkriegsjahren Lenins auf Spaltung der Partei angelegte Politik in ihm den Verdacht erregt hatte, sie sei von geheimen Regierungsstellen inspiriert gewesen, konnte er in der Autobiographie nicht mehr erwähnen. Der Leninkult war bereits so weit fortgeschritten, daß ein solcher Verdacht, selbst wenn er sich auf frühere Jahrzehnte bezog, in den Reihen der Partei als antikommunistischer Frevel gegolten hätte.

In Trotzkis Stalinbiographie schließlich, deren Druck er nicht mehr selbst veranlassen konnte, ist ein längeres Kapitel den Expropriationen gewidmet.[56] Es zielt darauf, Stalins Mittäterschaft bei denselben zu bezweifeln und ihm so das Prestige des romantischen Helden zu entziehen. Auch hier schildert er die Expropriationen als etwas Fragwürdiges, das in erster Linie der revolutionären Bewegung selbst geschadet habe. Das Spitzelwesen jener Jahre wird in einem weiteren Kapitel abgehandelt.[57] Trotzki hebt hier den Schaden durch die Denunziationen hervor, nicht aber das allgemeine gegenseitige Mißtrauen, welches sie verursachten. Und doch legen die erwähnten Artikel in der „Pravda" nahe, daß er selbst davon nicht frei war. Von Interesse wäre heute die Frage, inwiefern die in der Regierungszeit Stalins so verbreitete Atmosphäre der gegenseitigen Verdächtigung und Denunziation bereits durch die zaristische Geheimpolizei verursacht wurde.

Zusammenfassung

Es wurde untersucht, ob in der Entwicklung politischer Konzepte der russischen sozialdemokratischen Emigration vor dem Ersten Weltkrieg ähnliche Gesetzmäßigkeiten galten, wie sie der polnische Wissenschaftstheoretiker Ludwik Fleck in medizinisch-biologischen Fachgremien beobachtete. Dies ist in der Tat in einem erheblichen Ausmaß der Fall. Die marxistischen Emigrantenzirkel bildeten kleine esoterische Denkkollektive, die ihre Theorien entwickelten, sie innerhalb und außerhalb ihrer Gruppen diskutierten. Ähnlich wie wissenschaftliche Fachgruppen stellten sie außer ihnen stehende

54 Siehe auch V. I. Lenin, Neizvestnye dokumenty 1891–1922, Moskva 1999, S. 112, 148, 161, 180, 184, 185, 190, 195.

55 Trotzki (Anm. 25), S. 193–194.

56 Trotzki (Anm. 39), S. 133 ff.

57 Ebd., S. 192 ff.

Verhältnisse in der russischen Gesellschaft fest und versuchten, in derselben ein exoterisches Denkkollektiv, die klassenbewußte Arbeiterschaft, aufzubauen. Im Unterschied zu wissenschaftlichen Gruppierungen wurden sie von Polizeiagenten unterwandert, was in ihren Reihen ein gegenseitiges Mißtrauen aufkommen ließ, das wahrscheinlich äußerst folgenreich war.

Karl Korschs Wirkung in der Bundesrepublik

Kolloquium aus Anlaß des 60. Geburtstages von Michael Buckmiller, Hannover, 20. Juni 2003

Von Bernd Florath

Anläßlich des 60. Geburtstages von Michael Buckmiller fand am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hannover ein Kolloquium statt, das sich mit der Wirkung Karl Korschs in der Bundesrepublik beschäftigte.

Joachim Perels (wie die folgenden Hannover) verwies eingangs darauf, daß sich das Thema zugleich als Nachlese zur wissenschaftlichen Arbeit des Jubilars eigne. Er beschrieb die Entdeckung des sozialistischen Denkers Karl Korsch in den sechziger Jahren im Vorfeld der Studentenbewegung: Erste Editionen durch den Frankfurter SDS und ein Vortrag von Wolfgang Abendroth am 20. Juli 1964 zum 20. Jahrestag des Attentats auf Hitler hatten ihn erstmals von Korsch hören lassen.

Auch die folgenden beiden extemporierten Beiträge von Jürgen Seifert und Michael Buckmiller – Peter von Oertzen konnten den angekündigte Vortrag über Karl Korsch und die sozialdemokratische Linke (in der Bundesrepublik) – am Beispiel des niedersächsischen MdL Erich Gerlach nicht halten – bestätigten diesen Befund. Sie beschrieben die Neugier, mit der sie als Angehörige einer nach dem Kriege sozialisierten Generation bei Erich Gerlach Informationen über die durch Nationalsozialismus und Krieg verschüttete Tradition der deutschen Arbeiterbewegung aufsogen. Gerlach war Zeitzeuge der Weimarer Jahre, zu Hause in den Debatten der sozialistischen Theoretiker, „kannte sich mit dem Spanischen Bürgerkrieg aus" und lenkte seinen sozialdemokratischen Landtagskollegen auf Karl Korsch. Die von Hans Riepel geleitete Europäische Verlagsanstalt nahm sich inspiriert von Ruth Fischer der Neuherausgabe der Korschschen Schriften an. Korsch schien für Gerlach Quelle einer linken Theorie, die jenseits des Reformismus und des Stalinismus lag.

Heinz Brüggemann griff auf Grundthesen seiner Untersuchung über das Verhältnis zwischen Karl Korsch und Bertolt Brecht zurück,[1] die in ihrer Zeit durchaus gedacht waren als Gegenthese zum systematischen Verschweigen von Korsch als Lehrer Brechts in der DDR. Die Abweichungen Brechts vom parteioffiziellen Marxismus standen im Zentrum des forschenden Interesses von Brüggemann in den siebziger Jahren. Freilich lebte Brecht neben der produktiven Aneignung dessen, was er sich bei Korsch aneignete, zugleich auch jene gegen den regierenden Kommunismus affirmative Seite, die ihn über die eigenen zwiespältigen Reaktionen etwa am 17. Juni 1953 in der DDR selbst verzweifeln ließ: „Heut nacht im Traum sah ich Finger, auf mich deutend / Wie auf einen

1 Vgl. Heinz Brüggemann, Literarische Technik und soziale Revolution. Versuche über das Verhältnis von Kunstproduktion, Marxismus und literarischer Tradition in den theoretischen Schriften Bertolt Brechts, Reinbek bei Hamburg 1973.

Aussätzigen. Sie waren zerarbeitet und / Sie waren gebrochen // Unwissende! schrie ich / Schuldbewußt."[2]

Jürgen Seifert entwickelt noch einmal jenen Gedanken, den er als Anleihe bei Korsch als „juristische Aktion" bezeichnet hatte.[3] Die Anleihe der „juristischen Aktion" selbst kann sich allenfalls als metaphorische Umformung der „geistigen Aktion" auf Korsch berufen, wie er einräumen mußte. Diese geistige Aktion bei Korsch meine die spezifisch formbestimmte geistig-intellektuelle Auseinandersetzung, die sich nicht in den allgemeinen politischen oder ökonomischen Klassenkämpfen auflöse. Hiervon abgeleitet sei der Kampf um die jeweiligen Rechtspositionen (in concreto der arbeitsrechtlichen Positionen der Betriebsräte bei Korsch, resp. der verfassungsrechtlichen der Linken in den sechziger/siebziger Jahren bei Seifert) ebenfalls nicht auflösbar in den politischen Kämpfen ihrer Zeit. Vielmehr sei der Kampf um diese Rechtspositionen die konkrete Form, in der sich diese Kämpfe vollziehen. Seifert rief dies in Erinnerung auch als die Erfolgsgeschichte von Auseinandersetzungen in der Bundesrepublik, innert derer die ideologische Verklammerung der Sicherheit der Bürgerinnen und Bürger sowie des Staates aufgelöst werden konnte. Die Sicherheit und Freiheit der Bürger, d. h. aber zugleich die Bürgerrechte, seien nicht zuletzt gegen die Eigeninteressen der Exekutive durchzusetzen und (verfassungs)rechtlich zu sichern. Seifert illustrierte die konkreten Auseinandersetzungen anhand der Klagen um die Blockaden von Raketenstützpunkten (Mutlangen) oder zum Datenschutz. Ausgangspunkt einer juristischen Aktion sei dabei der kontinuierliche Versuch der Exekutive, extralegal staatliches Handeln zu praktizieren, wo die öffentliche Debatte den hierdurch erfolgten Eingriff in die Freiheitsrechte des Individuums nicht parieren könne. Die Etablierung des bundesdeutschen Geheimdienstes BND über die scheinbar private Organisation Gehlen stehe hierfür ebenso als Exempel wie die Schaffung der Bundeswehr durch das verfassungsrechtlich nicht vorgesehene Amt Blank. Die sogenannten Schubladenverordnungen der Notstandsverfassung kodifizierten das Grundgesetz aushebelndes Recht auf einem Wege, der sich der verwaltungs- und verfassungsrechtlichen Nachprüfbarkeit entzog. Umstritten blieb freilich die von Gerd Schäfer aufgeworfene Frage, ob es bei Karl Korsch bereits die eigene Ebene der Rechtsform gab, die Seifert in seinem Beitrag diskutierte. Joachim Perels vermutete hierzu, daß Korsch die rechtliche Ebene ganz wie seine marxistischen Zeitgenossen links der rechten Sozialdemokratie lediglich instrumentell als Transformationsmittel zur proletarischen Revolution sah, ihm die Eigengesetzlichkeit hingegen absprach.

Oskar Negt rekonstruierte, indem er verschiedene Polemiken zwischen ihm und dem Jubilar Revue passieren ließ, die sich an Korsch abarbeitende Reflexion des Verhältnisses von Theorie und Empirie bei Michael Buckmiller. Die zentrale Forderung Korschs, den historischen Materialismus zum Objekt der eigenen methodischen Herausforderung werden zu lassen, d. h., die Entwicklung des Marxismus selbst historisch-materialistisch zu untersuchen, stellt noch immer eine außerordentliche Herausforderung dar, der sich

2 Bertolt Brecht, Böser Morgen, in: ders., Gedichte, Bd. VII. Buckower Elegien, Berlin und Weimar 1969, S. 11.

3 Vgl. Jürgen Seifert, Karl Korsch und die juristische Aktion, in: ders., Kampf um Verfassungspositionen. Materialien zur Bestimmung von Grenzen und Möglichkeiten der Rechtspolitik, Frankfurt a. M. 1974, S. 54–65.

Buckmiller in seinen Korsch-Studien gewidmet hat. Die doppelte Desillusionierung Korschs durch die sozialdemokratische Reichsexekution gegen die thüringischen Einheitsfrontregierung einerseits und die theorie- und reflexionsarme Politik der KPD andererseits verschaffte ihm eine Position der praktischen Distanz zur politische Praxis. Diese Distanz schärfte zugleich sein theoretisches Reflexionsvermögen und ließ ihn die Degenerierung des Marxismus zur marxistisch-leninistischen Legitimationswissenschaft klar diagnostizieren. Diese Distanz bewahrte ihn zugleich vor der reziproken Abhängigkeit der Kontrahenten und Kritiker Stalins innerhalb des Kommunismus, die wie Trotzki, Bucharin u.a. ihre Bedeutung mit dem Untergang des kommunistischen Herrschaftssystems ebenfalls eingebüßt haben.

Joachim Perels' Zuspitzung der Aussage Negts über die produktive Distanz zwischen Theorie und politischer Praxis mit dem Verweis auf die Marxsche Formulierung „authentische Isolation"[4] dehnt dieses Wort indes über den historischen Kontext. Die Isolation, von der Marx sprach, beschrieb nur die der zahllosen sektiererischen Cliquen der Emigration, die an die Stelle der „wirklichen Bewegung" die rhetorische Schaumschlägerei setzten: „Man sieht mehr und mehr ein, daß die Emigration ein Institut ist, worin jeder notwendig ein Narr, ein Esel und ein gemeiner Schurke wird, der sich nicht ganz von ihr zurückzieht und dem die Stellung des unabhängigen Schriftstellers, der auch nach der sogenannten revolutionären Partei den Teufel fragt, nicht genügt."[5] Dem vollkommen entsprechend, schränkten sowohl Negt als auch Buckmiller in ihren Repliken die Distanz der Theorie von der praktischen Politik auch ein.

Nicht nur die Erwartung Negts, daß der siebte Band der Gesamtausgabe der Korsch-Werke, die Buckmiller betreut,[6] auf neugierige Erwartung stoßen, sondern auch seine Ermunterung, daß die intensiven Studien Buckmillers, die sich in den detaillierten Einleitungen zu den einzelnen Bänden niederschlagen, zu einer noch ausstehenden wissenschaftlichen Biographie Korschs aus der Feder des Jubilars sich verdichten mögen, fand ungeteilte Zustimmung des Kolloquiums.

In der abschließenden Runde, an der sich neben Buckmiller Gerd Schäfer, Michael Vester und Michael Krätke (Amsterdam) beteiligten, verwies Krätke auf die Produktivität der praktischen Erfahrung politischen Handelns bei theoretischen Denkern sowohl in der Politikwissenschaft, der Ökonomie oder andrer Sozialwissenschaften. Die Podiumsteilnehmer resümierten ihren jeweiligen Zugang zu Korsch und die heutige Produktivität seiner Fragestellungen für die jeweilige Arbeit, insbesondere in der Auseinandersetzung mit dem Erbe des Sowjetkommunismus einerseits und mit den aktuellen Debatten um den Umbau der sozialen Sicherungssysteme.

4 Marx an Engels, 11. Februar 1851, MEW, Bd. 27, Berlin 1963, S.184.

5 Engels an Marx, 12. Februar 1851, Ebd, S. 186.

6 Karl Korsch, Marxism, State and Counterrevolution 1938–1956 (Band 7 der Gesamtausgabe). Die Korsch-Gesamtausgabe wird seit 1978 im Auftrag des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte (IISG) in Amsterdam und des Instituts für Politische Wissenschaft der Universität Hannover von Michael Buckmiller herausgegeben. Bisher erschienen sind: Band 1: Recht, Geist und Kultur. Schriften 1909 bis 1918, Frankfurt a. M. 1980; Band 2: Rätebewegung und Klassenkampf. Schriften zur Praxis der Arbeiterbewegung 1920–1923, Frankfurt a. M. 1980; Band 3: Marxismus und Philosophie. Schriften zur Theorie der Arbeiterbewegung 1920–1923, Amsterdam 1993; Band 5: Krise des Marxismus. 1928–1935, Amsterdam und Hannover 1996; sowie die Bände 8 und 9: Briefe 1908–1958, Amsterdam und Hannover 1998.

Lese-Biographie oder Forschungsstand?

Anmerkungen zu Thomas Welskopp*

Von Dirk H. Müller

Um es vorwegzunehmen: Die Arbeit hinterläßt einen äußerst zwiespältigen Eindruck. Neben und innerhalb glänzend recherchierten Passagen und originellen wie materialreichen Interpretationsansätzen, die hoffentlich innovative Kontroversen initiieren werden, finden sich unerträgliche Inseln historiographischer und analytischer – gelinde gesagt – Fehleinschätzungen, häufig im Gewand verbaler Verblasenheit. Licht und Schatten sind derart eng verwoben, daß es dem Charakter des Buches nicht gerecht werden würde, das eine getrennt vom anderen zu rezensieren. Folgen wir also dem Seitenlauf.

Die einleitende Forschungsstandanalyse beginnt mit einer Überraschung: Die Frühgeschichte der Sozialdemokratie sei „eigentümlich unbeschrieben" (S. 19). Gemeint ist wohl eher, daß eine zusammenfassende und weiterführende Gesamtdarstellung fehlt. Die erfreulich differenzierte Historiographie der 1960er und folgender Jahre finden wir nur in der Bibliographie, weder ihre Methoden, noch ihre Ergebnisse werden skizziert. Statt dessen figurieren einige Veröffentlichungen, denen nicht immer archivalische Forschungen zugrunde liegen, als repräsentativ, ihre Autoren werden als „man" bezeichnet und es wird so *ein* Erkenntnisstand und *ein* Bewertungsschema suggeriert: „Die historische Literatur hat" die „Protagonisten" der frühen Sozialdemokratie „zumeist als Träger mehr oder weniger ‚richtiger', sprich marxistischer, ideologischer Positionen dargestellt" (S. 20). Wird da die eigene Lese-Biographie mit *der* historischen Literatur verwechselt? Die weiterführenden Fehleinschätzungen ungenannter Autoren über die Arbeiterbewegung der Revolutionszeit wird einerseits als historiographischer Standard ausgegeben, andererseits wird in der entsprechenden Anmerkung diese Einschätzung mit dem Wörtchen „dagegen" konterkariert, belegt mit unzureichenden Hinweisen auf einen kleinen Teil derjenigen Literatur, die den zuvor konstruierten historiographischen Popanz widerlegt. Unbeeindruckt vom eigenen Anmerkungsapparat fährt Welskopp jedoch fort: „Darüber hinaus koppelte man die Arbeiterbewegung der 1860er und 1870er Jahre an die Industrialisierung. Man rechnete die mehrheitlich handwerkliche Anhängerschaft der frühen Sozialdemokratie gegen das Idealbild vom männlichen gelernten Fabrikarbeiter in mittleren Jahren auf, das man aus den Jahren um 1900 in ihre Frühphase zurückblendete" (S. 21). In der entsprechenden Anmerkung wird – ohne Seitenangabe – auf Jürgen Kocka verwiesen. Ob er der Urheber dieser Projektion ist, oder nur stellvertretend genannt wird, bleibt offen. Das ist zwar schlampig, suggeriert aber Mut

* Diskussion und Rezension von:
WELSKOPP, Thomas: **Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz** (= Historisches Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung. Reihe Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 54). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 2000. 839 S.

und Unabhängigkeit, weil Kocka diese Habilitationsschrift betreute. Aber Kocka ist nicht „man", war es nicht und will es vielleicht auch gar nicht sein. Bei der weiteren Explikation seines Verdikts weist Welskopp pauschal auf Hartmut Zwahr hin. (An fehlenden Seitenangaben werden wir uns gewöhnen müssen.) Schauen wir mit Zwahr hinter den von diesem – systembedingt – inflationär gebrauchten Begriff „Proletariat", so entdecken wir das Bemühen um eine differenzierte Klassenanalyse. Zwahr untersucht jeden einzelnen Protagonisten der Konstituierung der Leipziger Arbeiterbewegung nach seiner Stellung im Produktionsprozeß.[1] Seine Einordnung vieler Aktivisten in die Rubrik „Manufakturarbeiter und Fabrikgesellen" mag skeptisch beurteilt werden, aber immerhin schlägt er sich mit einem Problem herum, das nach Welskopp für Zwahr nicht existiert.

Zum Beleg für die von Welskopp fahrlässig als Forschungsstand ausgegebene, tatsächlich aber längst obsolete und in vielen Studien ausgiebig widerlegte Behauptung, die „organisatorische Nähe und Koexistenz von Gewerkschaften und Partei" sei als „unproblematisch unterstellt" worden, bemüht er ausschließlich Christian Gotthardt, dem er eine Seitenangabe gönnt. Wenn er schon in diesem Zusammenhang von dem „Großteil der deutschen Arbeiterbewegungshistoriographie" spricht, wäre es angemessen, diese auch zu rezipieren. Doch Welskopp zieht es bei seiner historiographischen Bilanzierung statt dessen vor, die zahlreichen wissenschaftlichen Studien über die organisatorische Kristallisierung der frühen Arbeiterbewegung durch die Buchproduktion ausgewählter akademischer Meinungsführer zu substituieren, wobei er dem Leser monströse Argumente zumutet: Weil in der Historiographie die „parteipolitische Emanzipation vom bürgerlichen Liberalismus und von der bürgerliche Demokratie [...] als selbstverständlich [galt]", „verlor" die „Frühzeit der Sozialdemokratie [...] jede Selbständigkeit": „Als Folge lief sich die Arbeiterbewegungsforschung, die sich schon früh in hochideologische Grabenkämpfe um die ‚richtigen' Ursprünge und Vorväter verwikkelt hatte, an ihren inneren Widersprüchen regelrecht tot, bis sie in den 1980er Jahren versandete [...]" (S. 21). Ach, hätte er doch nur seine eigene Bibliographie mit einem Knopfdruck chronologisch geordnet.

Die „Frühgeschichte" der deutschen Arbeiterbewegung ist nicht – wie Welskopp meint – „eigentümlich unbeschrieben", sie ist von Welskopp eigentümlich ungelesen. Warum er die umfangreiche und ihm in groben Schattenrissen bekannte Spezialliteratur, die den diffizilen Gegenstand angemessen beschreibt und analysiert, nicht sachbezogen zur Kenntnis nimmt und warum er Forschung, Geschichtsschreibung und Ideologieproduktion nicht unterscheidet, bleibt rätselhaft.[2]

1 Vgl. Hartmut Zwahr, Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchung über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution, Berlin 1978 [künftig zitiert: Zwahr], S. 260–275.

2 Ebenso rätselhaft ist die angebliche Entdeckung des „integralen Arbeitervereins" durch den Rezensenten (S. 24 und S. 238). Freilich belegt Welskopp diese – „meine" – Entdeckung ohne Seitenangabe, durch Hinweise auf einen Aufsatz in der IWK – Probleme gewerkschaftlicher Organisation und Perspektiven im Rahmen eines arbeitsteiligen Organisationskonzepts, Jg. 15 (1979), H. 4, S. 569–580 – und auf die Monographie über „Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918. Ein Beitrag zur Geschichte des Lokalismus, des Syndikalismus und der entstehenden Rätebewegung" (Berlin 1985), in denen ich davon nicht spreche. Ich habe über den „integralen Arbeiterverein" in einem

Ratlosigkeit hinterlassen auch Welskopps methodische Vorbemerkungen: Es gibt ein Organisationsleben. An ihm nehmen Milieus teil (S. 49). Da ist schon mal die Dialektik von Bewegung und Organisation implizit ausgeklammert. Oder „repräsentieren" die Milieus die Bewegung? Und wenn ja, welche Bedeutung hat das schlichte Verb „teilnehmen" im Verhältnis von Organisation – Leben – Milieu? Oder konstituieren ein oder mehrere Milieus die Organisation? Aber die amorphe Semantik von „teilnehmen" hat schon ihren Sinn, denn mit „konstituieren" wäre sogleich die Frage aufgeworfen, wer oder was konstituiert das Milieu?

Es gibt vier Klassen von Milieus: 1. Trägermilieus, 2. assoziierte Milieus, 3. Kontaktmilieus und 4. Parteimilieus.

Das Trägermilieu, das sich – anders als die Milieus zu 2, 3 und 4 – erst im Verein bildet, ist ein „Sozialmilieu" von „Freundschaften und Geselligkeitskreise[n]": „[...] es [war] gerade der Mangel an arbeits- oder viertelbezogenen Sozialkontakten, der die Angehörigen der Trägermilieus in den öffentlichen Raum der Arbeitervereine und Versammlungen abdrängte." Also doch: Am Anfang war der Verein. Aber was tragen die „Trägermilieus"? Den Verein, den es schon gibt?

Die „assoziierten Milieus" hatten vor ihren Eintritt in den Verein bereits „politische[s] Engagement und autonome gewerkschaftliche Organisationstendenzen" entwickelt (exemplarisch: Zigarrenarbeiter und Buchdrucker/Schriftsetzer).

Als „Kontaktmilieus" lernen wir die „unabhängig von den Vereinen bestehenden Milieunetzwerke" der Berliner Maschinenbauer und – allgemein – der Maurer und Zimmerleute kennen, die über einzelne Milieuführer oder „Leitwölfe" ihren „Anschluss an die Organisationen" fanden.

Das Parteimilieu ist durch die „Identität von Berufsmilieu- und Organisationsmilieuzugehörigkeit" gekennzeichnet, dahinter verbergen sich schlicht diejenigen, die von der Sozialdemokratie lebten (Redakteure, Expedienten, Verleger, Drucker, Literaten, Gastwirte, Volksanwälte). „Angehörige dieser vier Milieutypen fanden in charakteristischen Mischungsverhältnissen in den politschen Arbeitervereinen zusammen, wobei vor allem Vertreter der Trägermilieus, der assoziierten Milieus und des Parteimilieus das Organisationsmilieu der Bewegung bildeten" (S. 51), das – so hätte klärend hinzugefügt werden müssen – jedoch kein charakteristisches Vertretermilieu war.

Die drei Hauptabschnitte der Habilitationsschrift gelten der sozialen Basis, der Vereins- und Versammlungsbewegung und der Ausformulierung wie Rolle der Ideologie.

Den ersten Abschnitt will Welskopp mit der Hinterfragung des zeitgenössischen Arbeiterbegriffs beginnen, um doch sofort zur „Forschung" überzugehen, der er erneut

[Forts. von Anm. 2]
abseitigen Sammelband geschrieben, den niemand kennen muß und der im Literaturverzeichnis bei Welskopp auch nicht vorkommt. In jenem Begleitbuch zu einer Ausstellung wurde mein Verweis auf Na'aman gestrichen, der in der Einleitung zu seiner Dokumentation über den Nürnberger Vereinstag den Leipziger Arbeiterverein als „integrierenden Arbeiterverein" charakterisiert hat – vgl. Shlomo Na'aman, Von der Arbeiterbewegung zur Arbeiterpartei. Der Fünfte Vereinstag der deutschen Arbeitervereine zu Nürnberg im Jahre 1868. Eine Dokumentation, Berlin 1976, S. 21. Welskopp hat den integralen Arbeiterverein möglicherweise einem Vortrag entnommen, den ich in Bielefeld gehalten habe, und den Verweis auf Na'aman nicht notiert. Statt dessen führt er den Leser durch zwei pauschale Literaturhinweise in die Irre.

vorwirft, sie ginge rückprojizierend und unisono davon aus, daß die abhängig Beschäftigten der „zentralisierten Betriebe" das „natürliche" Stammpersonal der Sozialdemokratie bildeten. Dagegen verweist er – zu Recht – auf Toni Offermann, der für Welskopp aber offensichtlich nicht zur „Forschung" [3] gehört, obwohl er ohne dessen Studien und ohne dessen großzügige Hilfestellung, ihm Material zur eigenen Auswertung zur Verfügung zu stellen, die zentralen Abschnitte des ersten Teils nicht hätte schreiben können. Er hätte leicht eine Vielzahl weiterer seiner Argumentationsstrategie nicht entsprechende Autoren anführen können – unter anderem Kocka mit seiner Siemensstudie –, doch dann hätte Welskopp nicht mehr simplifizierend von *der* Forschung sprechen können, und seine Originalität wäre dahin. Auch bemüht er sein Strickmuster aus der Einleitung. Hier nun wird der Popanz eines in sich undifferenzierten Proletariats der 1860er Jahre aus zeitgenössischen und historiographischen Elementen gebastelt: Lassalle-Marx-Engels einerseits, Kocka-Zwahr andererseits, die er erneut als „die sozialhistorische Forschung" hypostasiert. Welskopp schnibbelt mit der Nagelschere seiner selektiven Wahrnehmung in den Texten jener fünf Autoren diejenigen Stellen heraus, die nicht zum Bauplan seines Popanzes passen. Ferdinand Lassalle fällt vollständig der Schere von Welskopp zum Opfer, die zitierte Passage aus dem „Kapital" von Karl Marx definiert nicht die abhängige Beschäftigung in zentralisierten Betrieben, sondern die Arbeit als Ware.[4] Diese Passage enthält weder etwas über das Produktionsverhälnis noch von Herrschaftsverhältnissen, Mehrwert, oder Entfremdung, wie Welskopp behauptet. Ergänzend wird Friedrich Engels' Einleitung zu Karl Marx' „Lohnarbeit und Kapital" in der naheliegenden dritten Auflage, Peking 1975, zitiert, und der Leser erfährt nicht, aus welchem Jahr die Einleitung stammt. Nachgeschlagen in MEW, Bd. 22, Berlin 1963, finden wir nicht nur nichts von Welskopps Behauptungen wieder, wir finden positiv den Hinweis von Engels auf eben jenen gesamten Abschnitt des „Kapitals" (Erster Bd., II. Abschnitt, 4. Kapitel, 3. Unterabschnitt), auf den Welskopp pauschal verweist. Ein Schelm, der Böses dabei denkt. Von Zwahr rezipiert er erneut nur Reizworte, hier das vom „geborenen Proletariat".[5] Dagegen stellt er – auch unter Berufung auf neuere Literatur – eine allgemeine Rekonstruktion der sozialen und ökonomischen Heterogenität der frühen Sozialdemokratie und deren Reflex in den Formulierungen ihres Selbstverständnisses. Wem sagt er hier etwas Neues? Wir haben bis hierhin 97 Seiten gelesen und sind nicht klüger als zuvor, allenfalls ärmer an Zeit.

Wir sind deshalb so erzürnt, weil es eine stark nach Gefälligkeit riechende und im Internet weltweit verbreitete Rezension des Schweizer Soziologen Martin Lengwiler gibt, der, was seine eigenen Arbeiten betrifft, vom Gegenstand eigentümlich unberührt ist, Welskopp aufs Wort glaubt und ihn wegen seiner Rückweisung minoritärer – plump

3 Im Sinne der *academic economy* gehört Toni Offermann tatsächlich nicht zu „Forschung", er forscht als Lehrer halt nur nebenbei und erfreut uns – ganz nebenbei – seit Jahren mit seinen fundierten Studien, die wir aus Gründen einer sentimentalen Professionalität zur Forschung rechnen.

4 Vgl. MEW, Bd. 23, Berlin 1981, S. 181–191.

5 Zwahr spricht nicht vom „geborenen Proletariat" schlechthin, es heißt statt dessen: „[...] so reproduzierten sich in Leipzig bestimmte typische Elemente des Proletariats am Ende der industriellen Revolution nahezu vollständig aus der Arbeiterklasse". Zwahr, S. 153.

marxistisch geschminkter – Positionen, die Welskopp als Positionen *der* Forschung ausgibt, als „profiliertesten Vertreter" der „kulturalistischen Wende" abfeiert.

Mit dem zweiten Abschnitt des ersten Teils – der statistischen Aufschlüsselung einiger Vereinsmitgliedschaften – scheint der desaströse Vorspann beendet zu sein, wenn wir davon absehen, daß mit dem Begriff „Sample" nicht zufällig überliefertes Zahlenmaterial, sondern die repräsentative Teilmenge einer Gesellschaft oder ihrer Segmente bezeichnet wird,[6] und wenn wir den Satz in der Anmerkung zur Tabelle (S. 108) der beruflichen Struktur des Frankfurter Arbeitervereins 1848 – „Es handelt sich bei fast allen Mitgliedern um ‚fremde' Gesellen; daher gab es unter ihnen auch nur wenige Meister" – als bloßen Lapsus einstufen. Welskopp profiliert die berufliche und sozialökonomische Heterogenität mittels eines von ihm entwickelten und einsichtigen Kategoriengerüstes: Gewerbe und Intelligenz der „alten Bürgerstadt"; Handwerk der „alten Bürgerstadt"; Massenhandwerke; Bauhandwerke; Buchdruck/Verlagswesen; Metallgewerbe/Maschinenbau; Arbeiter/Tagelöhner; Sonstige. Ein großer Teil des Materials – das „Sample" Offermann und das „Sample" Eisenberg – bleiben für den Leser eine Black Box, methodisch und materiell. Präsentiert werden die Angaben für 14 Arbeitervereine. Für fünf Vereine/Gemeinden entnimmt er das Zahlenmaterial älteren und neueren Studien – die in seinem Verdikt von *der* Forschung, die einem glattem Industrieproletariat das Wort redet, nicht berücksichtigt wurden –, für sieben entleiht er sich das Material von Toni Offermann, der sich weitere eigene Auswertungen vorbehalten hat, und bei zweien beruht das Material ausschließlich auf eigenen Recherchen des Autors. Welskopp beläßt es nicht bei der je spezifischen Auswertung des profilierten Materials zu den verschiedenen Vereinen, sondern interpretiert es im Rahmen seines Modells unterschiedlicher Vereinstypen innerhalb der von ihm neu eingeteilten Vereinslandschaften und revidiert das alte, einfache und unvollständige Modell Shlomo Na'amans. Das ist fortschreitende Wissenschaft. So interessant der Befund eines steigenden Arbeiteranteils in der Reihung: hegemonialer Verein – autonome Koloniegründung – Satellitenverein auch ist, er bedarf irgendwann eines Erklärungsversuches. Insgesamt konkretisieren und differenzieren die Befunde zur sozialen Zusammensetzung der Arbeitervereine den bisherigen speziellen Forschungstand eher, als daß sie ihn revidieren. Anders verhält es sich mit den Berechnungen der Geburtsjahrgänge (S. 148). Hier werden bisher eher vage Thesen bzw. Vermutungen fundiert: „Während in den 1850er Jahren – mit Ausnahme des Rheinlandes – eine auffällige Lücke den Bruch in der personellen Kontinuität zwischen der 1848er Generation und der Gründergeneration der 1860er Jahre belegt, expandierte die Führungselite der Sozialdemokratie in den 1870er Jahren [...]" (S. 147 f.). Leider macht Welskopp diesen schönen Eindruck zunichte, wenn er anschließend behauptet, die Mittdreißiger der 1878er Jahre hätten zusammen mit den 18- bis 20jährigen dieser Jahre noch zu Beginn der Weimarer Republik die Führungsgruppe von Partei und Gewerkschaften gebildet. Diese Achtzigjährigen hätte ich denn doch ganz gerne namentlich kennengelernt. Nicht grundsätzlich neu, aber in

6 Welskopp räumt dies selbst ein, benutzt den Begrif „Sample" aber dennoch: Es „ist nicht mit letzter Sicherheit absehbar, welchen Anteil der im Untersuchungszeitraum tatsächlich aktiven Mitgliedschaft das Sample erfasst" (S. 145).

der statistischen Verteilung doch frappant sind die Ergebnisse der Berechnungen über die Geburts- und Wirkungsorte der „Aktivmitgliedschaft", wobei mit den Angaben über die – regional unterschiedliche – lokale Mobilität der (kleinen) Funktionäre ansehnliches Neuland betreten wird. Auch seine Berechnungen zur Konfession der Elternhäuser der Aktivmitglieder sind erfrischend neu, hier könnte jedoch eine regionale Differenzierung nähere Aufschlüsselung über den überraschend hohen Anteil derjenigen Aktivmitglieder geben, die aus katholischen Elternhäusern stammten (S. 149). Die betriebliche Tragik solcher quantifizierenden Teilstudien liegt in dem unsichtbaren Widerspruch zwischen der zeitraubenden digitalen Gier der Datenbanken (Welskopp verarbeitet 2264 Datensätze) und dem bescheidenen Seitenumfang der Ergebnisse. Dies gilt auch für den – allerdings zahlenlos daherkommenden – ebenso schmalen wie bedeutungsreichen Satz: „Eine berufsstrukturelle Analyse der Aktivmitgliedschaft und des Führungspersonals von ADAV, SDAP und SAP ergibt zunächst eine weitgehende Übereinstimmung mit der eingangs bestimmten ‚Normalmitgliedschaft' der frühen Sozialdemokratie" (S. 151). Anders sah es bei der Aktivmitgliedschaft aus: „Im Organisationsvergleich fällt der überproportionale Anteil von Angehörigen des Gewerbes und der Intelligenz an der Aktivmitgliedschaft der SDAP auf, obwohl diese im ADAV und in der sehr viel jüngeren SAP ebenfalls Präsenz zeigten" (S. 177). Also haben sich große Teile der Angehörigen des Gewerbes und der Intelligenz der SDAP nach der Vereinigung von ihrer Aktivmitgliedschaft zurückgezogen, oder sind gar ausgetreten! Oder ist die veränderte Zusammensetzung eine Folge der unterschiedlichen Größe der fusionierten Teilmengen? Wer so fragt, denkt nicht wie Welskopp, dieser fährt nach „zeigte" auf einer anderen Ebene fort: „Auch blieben die meisten Führungspersönlichkeiten von SDAP und ADAV in der SAP aktiv." Der unmittelbar anschließende Satz konfrontiert uns mit einer nicht nachvollziehbaren Soziologie: „Die Kontinuität dieser Führungsgruppe prägte die soziale Struktur der SAP somit stärker, als aus den Zahlen ersichtlich." Nicht die mangelnde Relation von Statistik und Struktur stört unseren interpretativen Spürsinn, vielmehr bleiben uns die soziale Technik und die Folgen des ominösen Prägevorgangs verborgen. Für den leicht interpretierbaren Befund, daß unter den Redakteuren der SAP-Zeitungen die Schriftsetzer im Verhälnis zu ihrem Anteil unter den Mitgliedern überrepräsentiert waren, bemüht Welskopf sein Milieu-Modell, das er – ohne dies allerdings zu begründen – für diesen Zweck dreifach ummodelt: Jener Befund bestätige „die Klassifikation des Buchdrucks als ein Gewerbe [sic!], dessen Charakter zwischen dem eines assoziierten Milieus und dem eines gewerkschaftlichen Kontaktmilieus changierte" (S. 180). In seinem Milieu-Panorama war weder davon die Rede, daß das Gewerbe ein Milieu gewesen sei, noch davon, daß die Buchdrucker zwischen zwei Milieus changierten, auch wurde das Kontaktmilieu nicht als ein gewerkschaftliches, sondern berufliches Milieu definiert.

Zu Beginn des vierten Abschnittes des ersten Teils überfällt er uns mit der beiläufigen Bemerkung, die „Bürgerstädte" seien „noch wenig sozial segregiert" gewesen (S. 185). Das lassen wir besser unkommentiert und wenden uns wieder der Statistik zu. Daß die Meister unter den Mitgliedern und erst recht unter den Handwerkern der frühen Sozialdemokratie unübersehbar waren, ist nicht neu. Daß sie in der SDAP aber ein Fünftel (19,3 Prozent) der Handwerker-Mitglieder ausmachten, ist dagegen eine weitere

wichtige Differenzierung der bisherigen Befunde. Die gewerbespezifische Aufschlüsselung dieses Mitgliedersegments – auch für ADAV und SAP – macht noch einmal den Wert seiner großen Datenbank deutlich. Die Arbeit, die er in sie investiert hat, scheint – nicht nur an dieser Stelle – einen erfreulichen wissenschaftlichen Mehrwert abzuwerfen, spätere Ergänzungen und Revisionen durch andere Datenfreaks nicht ausgeschlossen. Diesen positiven Eindruck macht Welskopp aber rasch wieder zunichte, wenn er auf der Basis hochbetagten Materials, wovon er nur den in der Sekundärliteratur zitierten Teil kennt und Wolfgang Schröders Analyse über die sozialdemokratischen Parlamentarier, schließt, die SPD des Jahres 1900 sei keine reine Klassenpartei gewesen (S. 213). Die Argumentationsstrategie ist immer dieselbe: Erst wird ein potemkinsches Dorf errichtet oder als real existierendes Konstrukt einer wissenschaftlichen Historiographie unterstellt, um dann die Abrißarbeiten selbst in Auftrag zu geben und durchzuführen. Er kommt in diesem Zusammenhang erneut auf Zwahr zurück und versteigt sich zu der Behauptung: „Damit wird Zwahrs Nachweis der Entstehung eines sozial homogenen ‚geborenen' Proletariats in Leipzig stark relativiert" (S. 219), wobei die Unverfrorenheit dieser Behauptung vor allem darin liegt, zu suggerieren, Zwahr habe mit *eines* Proletariats stets *das* Proletariat gemeint. Wenn Welskopp schon nicht in der Lage ist, den systembedingten verbalen Eiertanz von Zwahr zu entschlüsseln, so möge er ihm doch wenigstens nicht den Begriff „homogen" unterschieben, der sich keineswegs bei einem Blick auf die berufspezifischen Tabellen aufdrängt. Auch hätte es dem niedrigsten wissenschaftlichen Standard entsprochen, das besondere Kapitel zum geborenen Proletariat zu zitieren und nicht das vorangehende, in dem bereits zu lesen ist: „Obwohl das erbliche Proletariat im Verlauf der industriellen Revolution an Umfang und Bedeutung sichtbar zunahm, standen an seiner Seite in fast allen Arbeitergruppen[!] in nicht geringer Zahl aber stets auch Arbeiter nichtproletarischer Herkunft."[7] Im eigens einem geborenen Proletariat gewidmeten Kapitel heißt es: „Folgt man Tabelle 42, so reproduzierten sich in Leipzig bestimmte typische Elemente des Proletariats am Ende der industriellen Revolution nahezu vollständig aus der Arbeiterklasse." Mit den bestimmten typischen Elementen sind laut Tabelle 42 die „Fabrik- und Manufakturarbeiter" gemeint.[8] Und zusammenfassend heißt es bei Zwahr: „Obwohl die vorliegende Quellenanalyse die soziale Konstituierung der Arbeiterklasse nur punktuell zu erfassen vermag, kann abschließend festgestellt werden, daß die Herausbildung des geborenen Proletariats bei der gegen Ende der industriellen Revolution in Deutschland in die Produktion eintretenden Arbeitergeneration einen hohen Reifegrad erlangt haben muß."[9] Das alles muß Martin Lengwiler nicht wissen, aber dann soll er als Soziologe mit den Schwerpunkten Militärpsychatrie, Technikgeschichte und Versicherungswesen mit Ludwig Wittgenstein besser schweigen.

Doch zurück zum Positiven: Welskopps Sozialanalyse der Aktivmitgliedschaften zeigt – nicht erstmalig, nun aber in einem differenzierten Zahlenwerk ablesbar –, daß in der Sozialdemokratie nicht nur Verlierer und Bedrohte aller kleinbürgerlichen, handwerklichen und proletarisierten Gewerbe versammelt waren, sondern durchaus – und

7 Zwahr, S. 151.
8 Ebd., S. 152 f.

an prominenter Stelle – eine ansehnliche Anzahl von Personen, die beruflich-gewerblich erfolgreich waren. Welche Folgen dies für die Ideologiebildung hatte, wird im dritten Teil dargestellt. Zuvor widmet sich der zweite Teil der Vereins- und Versammlungsbewegung.

Welskopp resümiert die Ergebnisse des ersten Teils und kommt zu dem Schluß, daß „‚Arbeiterbewegung' und frühe Sozialdemokratie in Deutschland aus einer Koalition heterogener und z. T. stark individualisierter handwerklich-gewerblicher Basismilieus [entstanden], die erst durch die Organisation selber mobilisiert, integriert und zusammengehalten wurde. Erst in diesem Forum entstand ein lebensweltlicher Kontext, der die Fragmentierung der Trägergruppen überbrückte, ohne sie sozial anzugleichen, und der ihre informellen Eliten in einem eigenständigen Organisationsmilieu zusammenschweißte" (S. 235). Es folgt ein illustrativer Abschnitt über die organisatorische Genese der Sozialdemokratie innerhalb und im Umfeld der demokratischen Bildungsvereine. Dieser Abschnitt beruht auf den allgemein bekannten Studien von Frolinde Balser, Karl Birker, Na'aman, Ernst Schraepler, zahlreichen Studien späterer Autoren, wie den biographischen und historiographischen Schriften einiger Protagonisten. Originell ist dieser Abschnitt allenfalls durch die umfassenden Zusammenstellung und den auf Politisierung und innerer Parlamentarisierung zentrierten aktions- und kommunikationstheoretischen Ansatz. Der Begriff von Na'amans Versammlungsbewegung wird hier noch einmal anschaulich differenziert. Doch leider beginnt der nächste Abschnitt über die Auseinandersetzungen zwischen Sozialdemokratie und Gewerkschaften erneut mit der historiographischen Popanzologie Welskopps: „Nicht nur Parteibewegung und Gewerkschaften, sondern auch Streiks und Partei und Streiks und Gewerkschaften verhielten sich eher in Spannung zueinander, anstatt sich, wie eine gängige Interpretationsrichtung annimmt, stets wechselseitig zu verstärken" (S. 255). Wer die Verursacher und Multiplikatoren dieser „gängigen" (Fehl-)Interpretationsrichtung sind, verschweigt Welskopp. Andere gängige (oder nicht gängige) Interpretationsansätze werden nicht einmal skizziert. Willy Albrecht, Ulrich Engelhardt,[10] Dirk H. Müller, um ohne bibliographische Mühen nur den engsten Kreis der früh Ergrauten zu nennen, haben Gegenläufiges offenbar nie geschrieben.[11] Diese schwebend unwirksame, historiographisch gleichwohl nachvollziehbare Kontroverse zu rezipieren hätte freilich Welskopps Eingangsthese, die Geschichte der frühen Sozialdemokratie sei „eigentümlich unbeschrieben" relativiert. Die Rubrizierung des Abschnitts über die frühen Gewerkschaften im Großkapitel „Vereins- und Versammlungsbewegung" wird weder begründet noch entspricht sie dem dort entfalteten Material. Die Passagen über die Anfänge gewerkschaftlicher Organisationen, Streiks und die Rolle der politschen (Vereins-)Parteien werden hier nicht näher rezensiert, weil Welskopp nur eine Leerstelle füllen und diesen Komplex

9 Ebd., S. 155.

10 Da, wo Welskopp Organisationsgründungen und das Verhältnis von Organisationen und Streiks skizziert, kommt er nicht umhin, auf Engelhardt zurückzugreifen (S. 278 ff.).

11 Daß zahlreiche akademische Meinungsführer deren Positionen nicht zur Kenntnis genommen haben – oftmals sogar im Visavis wissenschaftlicher Tagungsdebatten –, geschah vielleicht weniger in der Absicht, aus der gängigen eine offizielle Interpretationsrichtung zu machen, sondern war eher Folge narzistischer Harthörigkeit.

in einer weiteren Arbeit untersuchen will.[12] Eingangs dieses Abschnitts macht er jedoch das, was er *der* bisherigen Historiographie vorwirft: Er projiziert spätere Entwicklungen auf die Frühzeit: „Gewerkschaften agieren als Kartelle auf dem Arbeitsmarkt, die fähig zum Arbeitskampf sind, und zwar auf der Basis sowohl von beruflichen oder betrieblichen Solidargemeinschaften als auch von finanziellen Ressourcen, die es erlauben, Arbeitskämpfe als eine Phase versicherter Arbeitslosigkeit durchzustehen, bis es zu einer Wiederaufnahme der Beschäftigungsverhältnisse kommt" (S. 256 f.).

Im Abschnitt über „Vereinsöffentlichkeit und Versammlungsdemokratie" (S. 291 bis 338) überrascht Welskopp den Leser mit der Behauptung, die „Versammlungsdemokratie" habe „ständische Wurzeln" gehabt (S. 293). Als Beispiel präsentiert er die „Zunft". Zunft war nicht Stand, und versammlungsdemokratische Formen sind allenfalls in ihrem Umkreis nachweisbar. Zünftig organisierte Gesellen – doch die Gesellen waren nicht die Zunft – agierten hin und wieder in versammlungsdemokratischen Formen, meist jedoch außerhalb der verfaßten Zunft. In einer zeitlich nicht definierten „spätständisch-handwerklichen" Epoche finden wir bei Welskopp Gesellen, Zunft und Bürger filmreif in einer Marktplatzdemokratie vereint: „Spätständisch-handwerklichen Ursprungs war das Beharren auf der Unmittelbarkeit von ‚face-to-face'-Interaktion als (gemeinschaftliche) Basis von Vergesellschaftung, wie es im Verständnis von Bürgerehre als aktiver Partizipationsbereitschaft zum Tragen kam. Aus diesen Wurzeln erwuchs ebenso die Vorstellung von Einfachheit, Überschaubarkeit, Homogenität und Ganzheitlichkeit: Wie eine kleine Handwerkerstadt, in der jeder jeden kannte, mit dem Marktplatz im Zentrum, auf dem die öffentlichen Dinge von allen Betroffenen ausgehandelt wurden, funktionierten in der zeitgenössischen Vorstellung der Verein und die Versammlung. Die Bürgeridentität war an die soziale Identität direkt gebunden, wie vormals in der Zunft [...]" (S. 294). Nachdem wir zu Ende gelacht haben, stehen wir vor der unbeantworteten Frage, ob „Verein und Versammlung" nun tatsächlich so funktionierten oder nur in der „zeitgenössischen Vorstellung"? Diejenige Literatur, die den Übergang von der handwerklichen zur gewerkschaftlichen Interessenvertretung kompetent beschreibt und analysiert, vermodert in Welskopps Literaturverzeichnis, der statt dessen romantisierende Verblasenheit bevorzugt, die er als Analyse ausgibt. Seine Schlußfolgerungen und der von ihm präsentierte Stoff stehen in keinem analytischen Zusammenhang. Was wie Schlamperei aussieht, ist die Camouflage für seinen dezisionistischen Synkretismus, wie die unmittelbar folgende Passage zeigt: Der „demokratische Universalisierungkult" der „Veranstaltungskultur" „katapultierte auch traditionale kollektive Umgangsformen und Deutungsmuster in die Moderne, wertete sie um und ‚entgrenzte' sie", was dazu führte, „dass der Republikanismus in Deutschland partikulare Produzenteninteressen und Weltdeutungen als Positionen des ‚eigentlichen' Volkes ausgeben, eine radikaldemokratische, antikapitalistische und antiparlamentarische Spitze entwickeln und sich umstandslos mit einem auf die ökonomische Sphäre ausgeweiteten ‚Assoziationssozialismus' verbinden konnte" (S. 294 f.). Der

12 Dann könnte es erhellend sein, wenn er die Art der gewerblichen Untergliederung seiner Statistik zu den „Gewerkschaften, Mitgliederzahlen und Organisationsgrad" (S. 287) dem Schema anpassen würde, das er für die soziale Gliederung der Arbeitervereine entwickelt hat.

„radikaldemokratische, antikapitalistische und antiparlamentarische" Republikanismus wird zunächst weder sozial-, noch politik- oder formationsgeschichtlich zugeordnet! Die dechiffrierte Zusammenfassung seiner Begründung für den langen Marsch von der Versammlungsdemokratie zum radikaldemokratischen, antikapitalistischen und antiparlamentarischen Republikanismus lautet: Die Dekorporierung der Gesellschaft habe den Ort des ständischen Bewußtseins ins Milieu verlagert und die versammlungsdemokratischen Vergesellschaftungsformen in den Vereinen waren das Vehikel dafür, partikulare Interessen als allgemeine auszugeben (S. 295): „Die Beziehungsmuster in den Vereinen und Versammlungen gruppierten sich um eine demonstrative ‚Kultur der Vergesellschaftung' und bezogen einen Großteil ihrer Vitalität gerade aus der diskursiven Beschäftigung mit sozialen Konstitutionsregeln" (S. 294). Als einziger Beleg hierfür gilt: „Die Manie der Geschäftsordnungsdebatten, die Konflikte um Rednerlisten und Redezeiten, die gedruckten Statuten, Tagungsordnungen und Veranstaltungsplakate sowie die Unmengen der publizierten Versammlungsberichte legen hiervon Zeugnis ab" (S. 294 f.). Ohne auf die multiple konzeptionelle und organisatorische Zersplitterung der frühen Arbeiterbewegung als ein mögliches Motiv für diesen Formalismus einzugehen, findet Welskopp die Ursache in der „individuellen Persönlichkeit": „Das Element der individuellen Persönlichkeit – eine Erfindung der Moderne – ging konstitutiv in den Voluntarismus der Assoziationsidee ein. Die Vorstellung von der Gleichheit besaß keine ständischen Wurzeln; erst auf ihrer Grundlage konnte sich der gesellschaftliche Horizont der Zeitgenossen auf das gesamtgesellschaftliche Verantwortungskollektiv aller Produzenten erweitern. [...] Das Prinzip der Neu- und Selbshilfeorganisierbarkeit von sozialen Beziehungen wiederum schuf die Möglichkeit der Institutionenbildung, der selbstgewählten Formalisierung sozialer Beziehungen, ohne dass man noch auf die ständischen Metaphern der Familie und des Hauses zurückgreifen musste. Auf der Basis dieser dezidiert modernen Elemente schließlich war begriffliche Abstraktion möglich, eine diskursive Suche nach identitätsstiftenden Gemeinsamkeiten, die ‚Übersetzungen' von partikularen Interessen in eine ‚höhere' Allgemeinheit zuließ" (S. 295). Eben noch hatte die Versammlungsdemokratie, die auf dem Prinzip der Gleichheit beruht, ständische Wurzeln, jetzt hat dieses konstitutive Element keine ständischen Wurzeln. Das Scheitern jener Transformation lastet Welskopp den partikularen Milieus an: „Verein und Versammlung waren zugleich Gegenstand, Forum und Vehikel dieser Modernisierungsprozesse. Das war politisch brisant, weil Verein und Versammlung die zentralen Institutionen der aufkeimenden politischen Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert waren, in die nun sozial spezifische Trägermilieus eigenständige Politikformen einbrachten und dabei traditionelle Partikularinteressen mit dem modernen Anspruch auf Gleichberechtigung zu einer explosiven Mischung verbanden. [...] Das soziale Einrichten handwerklich-gewerblicher Trägermilieus in der Sphäre der ‚allgemeinen' Vereine und Versammlungen usurpierte Institutionen der politischen Öffentlichkeit durch Formen gemeinschaftlichen Zusammenlebens, die ihre Bindung an diese Institutionen lebensweltlich abstützten, emotional aufluden und damit enorm intensivierten" (ebd.). Diese Schlußfolgerungen finden sich versteckt hinter dem Abschnitt über das quantitative und organisatorische Verhältnis von Milieus und Sozialstruktur der Vereine einerseits und den einleitenden Passagen über die Versammlungskultur andererseits. Diese

Schlußfolgerungen werden nicht aus der Entfaltung des Materials gewonnen, sie verkleben schlicht verschiedenen Referate.

Der Anfang des letzten Groß-Kapitels enttäuscht uns erneut. Wieder müssen wir begriffliches Kauderwelsch über uns ergehen lassen: Die „immense Ideologiehaltigkeit" der deutschen Sozialdemokratie sei „nicht in einem simplifizierenden marxistischen Sinne als Zeichen fortgeschrittener theoretischer Selbstreflexion zu interpretieren" (S. 510). Wer oder was zwingt Welskopp eigentlich, tatsächlichen oder unterstellten Dummquatsch zum Ausgangspunkt seiner Fragestellung zu nehmen? Auch scheint er von dem Zwang besessen zu sein, immer wieder – die offenbar selbstbefreiende – Behauptung aufstellen zu müssen, daß eine „umfasssende Neuinterpretation des Phänomens frühe deutsche Sozialdemokratie [...] eine Sprengung des marxistischen Begriffsrahmens [verlangt], innerhalb dessen es stets implizit oder explizit verortet worden ist" (ebd.). Wer nun eine Bestimmung des Begriffsrahmens erwartet, hat Welskopps Machart immer noch nicht verstanden. Marx wird freihändig aus willkürlich ausgewählter Sekundärliteratur, Hegel ohne jeden Beleg zitiert. Doch da haben wir noch Glück gehabt, denn die Stellen, an denen er uns – wenn auch aus zweiter Hand belegte – vollständige Zitate liefert, sind noch schmerzlicher zu lesen. Folgendes ist für ihn ein untrüglicher Beweis für eine „kriegerische Nationalbegeisterung" der Sozialdemokratie zwischen 1849 und den 1860er Jahren: „Unsere National-Sache gegen Dänemark beansprucht uns alle, da uns der Krieg einen intelligenten Arbeiter nach dem anderen wegzieht" (S. 523). In der anschließenden Passage bewertet er den Aufruf norddeutscher Gliederungen des ADAV zur Teilnahme an einer bewaffneten Auseinandersetzung mit Dänemark als „revolutionäre[n] Nationalismus". Er suggeriert, daß hinter diesem Aufruf ein Appell zur Bildung von Freiwilligenverbände gestanden habe, indem er die Formulierung „unsere Armee, unsere Macht" als Beweis dafür sieht, daß diese Gliederungen „einen deutschschwärmerischen Irredenta-Nationalismus [den es erst später in Italien gab] an den Tag [legten]" (S. 524). Das „unsere" bei Armee und das „unsere" bei Macht wird offensichtlich nur deshalb auf die Arbeiterbewegung bezogen, weil sie unmittelbar im Anschluß an „Brüder!" stehen. Und weil dieser Kontext bei der Formulierung „Unser Vaterland" eingangs desselben Aufrufs fehlt, wird „Unser Vaterland" offenbar nicht als Vaterland der Werktätigen interpretiert.

Das Weltbild der Sozialdemokratie wird als „panoptisch" charakterisiert, d. h., man kann „von jedem seiner Einzelelemente alle anderen Elemente übersehen und wie von einem „archimedischen Punkt" aus direkt ableiten" (S. 530). Der „hohe diskursive Aufwand" – daß panoptisch und diskursiv einander ausschließen, stört möglicherweise nur den Rezensenten – hatte darin seine Ursache, daß „widersprüchliche Erfahrungsbestände" auf einer „höheren ideologischen Ebene ‚aufzuheben'" waren (S. 530). Der hohe diskursive Aufwand war „notwendig, weil dieses Weltbild trotz seiner einfachen Struktur inhaltlich nicht simpel war, sondern äußerst komplex. Anders als ein strahlenförmiges monistisches Weltbild, das alle Bezüge aus einer einzigen Prämisse ableitet, etwa aus der Erfahrung der Lohnarbeit, besaß das ‚panoptische' Weltbild der Sozialdemokraten eine sphärische Gestalt; es sah aus wie ein globales Gitternetz von Prämissen, die sich nicht aufeinander[!] reduzieren ließen und trotzdem aufeinander verwiesen. Von jeder einzelnen dieser Prämissen ließ sich das Weltbild in seiner Gesamtheit

aufschlüsseln. Obgleich die Elemente des Weltbildes so eng verkoppelt waren, dass sie sich auseinander ableiten ließen, war dieses weder eng noch im strikten Sinne geschlossen" (ebd.). Das alles erfahren wir, bevor die Genese der sozialdemokratischen Ideologie rekonstruiert wird.

Der archimedische Punkt des panoptischen Weltbildes war die Kategorie der „Selbstbestimmung", die im Zentrum der frühen Parteiprogramme stand. Im Programmantrag zum Nürnberger Vereinstag (1868) wurde bestimmt, daß nicht nur jeder Mensch das Recht auf Selbstbestimmung habe, sondern auch die „Association der Einzelnen – das Volk, die bürgerliche Gesellschaft, der Staat": dieses Selbstbestimmungsrecht sei von der Majorität „zur Geltung" zu bringen (S. 531). Kaum sind wir beim sozialdemokratischen Bekenntnis zu Parlamentarismus angelangt, weist Welskopp jene vorab versprochene antiparlamentarische Spitze im Republikanismus der Sozialdemokratie nach. Dieser Nachweis findet – entgegen aller diskurstheoretischen Beteuerungen – chronologisch als Salto rückwärts und als textwidrige Interpretation des Chemnitzer Programms der Sächsischen Volkspartei von 1866 statt, von dem Welskopp behauptet: „Aus dem demokratischen ‚Selbstbestimmungsrecht' leitete sich die Forderung nach der direkten Gesetzgebung durch das Volk ab" (S. 532). Aber weder im Chemnitzer noch im Nürnberger Programm ist von „der direkten Gesetzgebung durch das Volk" die Rede. Das Nürnberger Programm enthält – mit Ausnahme der Formulierung „im demokratischen Staat" – keine programmatischen Äußerungen zu einer künftigen Konstitution, das Chemnitzer fordert ausdrücklich: „Allgemeines, direktes und gleiches Wahlrecht mit geheimer Abstimmung auf allen Gebieten des staatlichen Lebens (für Parlament, Kammern der Einzelstaaten, Vertretung der Gemeinden usw.). Volkswehr an Stelle der stehenden Heere. Ein mit Machtvollkommenheit ausgerüstetes Parlament, welches namentlich auch über Krieg und Frieden zu entscheiden hat."[13] Zunächst also wäre die antiparlamentarische Spitze der Sozialdemokratie – hier in bezug auf den VDAV – abgebrochen. Die „direkte Gesetzgebung" als antiparlamentarische Spitze bei Lassalle und den Lassalleanern erwähnt er nur en passant, wobei er den Lassalle unterstellten Antiparlamentarismus allein einer nachträglichen zeitgenössischen Schrift eines späteren innerparteilichen Kritikers des Lassalleanismus, Julius Vahlteich, entnimmt (S. 556). Darüber hinaus erfahren wir von Lassalle, außer daß sein Weltbild auch „panoptisch" gewesen sei (S. 549), nicht Neues. Originell dagegen ist der Hinweis, daß im „panoptischen" Weltbild mit einzelnen „Formeln auch gegensätzliche Positionen begründet werden" konnten, solange sie sich in dem „Rahmen" hielten, „den das viel breitere demokratisch-sozialistische ‚Normalweltbild' dem Diskurs setzte" (S. 558). Illustriert wird dies an den drei Schlagworten vom „ehernen Lohngesetz", der „einen reaktionären Masse" und am Beispiel der durch Lassalle spezifizierten Formel „durch Einheit zur Freiheit". Welskopp folgend, blieben diese Formeln so lange unangetastet, bis die neuen Ausführungsbestimmungen oder Lesarten, die durch die veränderten Realitäten induziert wurden, allgemein akzeptiert waren, so daß die alte Formel fallengelassen werden konnte. Da sieht man doch, welche analytische Kraft das Modell von der Panoptik innerhalb des Normalweltbildes besitzt.

13 Programmatische Dokumente der deutschen Sozialdemokratie. Hrsg. u. eingel. von Dieter Dowe und Kurt Klotzbach, Berlin und Bonn-Bad Godesberg 1973, S. 157.

In seinem eigens dem sozialdemokratischen Antiparlamentarismus gewidmeten Abschnitt kommt Welskopp nicht mehr auf die Lassalleaner zurück[14] und greift – mit Ausnahme eines Zitats aus der „Arbeiterverbrüderung" von 1848 – ausschließlich auf Quellen der Eisenacher Richtung bzw. der vereinigten SAP zurück (S. 584–592). Erneut behauptet er, die Forderung nach „direkter Gesetzgebung" in den Parteiprogrammen der 1860er und 1870er entdecken zu können (S. 584), ohne – wie bei Wolfgang Renzsch zu entnehmen ist, auf den er jedoch an dieser Stelle nur pauschal verweist – klarzustellen, daß es sich bei den Programmen der 1860er Jahre nicht um alle, sondern nur um eins, das Eisenacher Programm von 1869, handeln kann. Der nur pauschale Hinweis auf Renzsch hat seine Ursache darin, daß Welskopp in drei wesentlichen Punkten von Renzsch abweicht: Erstens ist die direkte Gesetzgebung auch im Erfurter Programm von 1891 zu finden, das bis 1921 galt, zweitens war die direkte Gesetzgebung als ergänzendes und konkurrierendes Institut neben dem Parlament bzw. das Parlament als Kontrollorgan der Exekutive gedacht, und drittens stellt Renzsch die These auf, daß die Forderung nach direkter Gesetzgebung nicht einem Weltbild entsprang, sondern – ereignisgeschichtlich – durch Rezeption eid- und zeitgenössischer Entwicklungen zu erklären sei.[15] Welskopp stellt die Forderung nach direkter Gesetzgebung dagegen in einen größeren Zusammenhang und leitet sie überzeugend aus den „Konzepten der Ganzheitlichkeit und Unmittelbarkeit" des sozialdemokratischen „Normalweltbild[es]" ab (S. 584). Diese Konzepte belegt er mit eindrucksvollen Zitaten über die Zurückweisung des Repräsentativsystems. Wie nun aber die – nach Welskopp kontradiktorischen – Forderungen nach direkter Gesetzgebung und parlamentarischer Konstitution, die programmatisch unmittelbar nebeneinander standen, in einem panoptischen Weltbild aufeinander bezogen waren, ist nicht überzeugend dargelegt. Welskopp vermengt durch eine asynchrone und eklektische Zitatologie Antiparlamentarismus, direkte Gesetzgebung und die Prognose vom Absterben des Staates. In diesem Zusammenhang verbreitet Welskopp über Marx mal wieder Sachwidriges: „Es war keine theoretische Initialzündung von Marx, die die Rezeption seiner Doktrin vom ‚Absterben des Staates' im Sozialismus einleitete" (S. 585). Selbstverständlich fehlt an dieser Stelle der Beleg, er muß fehlen, denn es handelt sich nicht um eine Doktrin: In seinen „Randglossen zum Programm der deutschen Arbeiterpartei" (Kritik des Gothaer Programms) schreibt Marx, daß die Frage, welche Funktionen dem Staat in Zukunft verbleiben, ausdrücklich: „Diese Frage ist nur wissenschaftlich zu beantworten [...]."[16] In dem Zusammenhang drängt sich die Frage auf, warum die Zurückweisung Marxscher Positionen im akademischen Betrieb so selten wissenschaftlich ist. Für Welskopp aber steht fest, daß

14 Zur Forderung einer „Gesetzgebung durch das Volk", wie sie im Gothaer Programm zu finden ist, bemerkt Engels in einem Brief an Bebel, daß die Lassalleaner den Eisenachern die Übernahme dieser Passage aus dem Eisenacher Programm konzediert hätten: „Daß ein Haufen ziemlich verworrener rein demokratischer Forderungen im Programm figurieren, von denen manche reine Modesache sind, wie z. B. die ‚Gesetzgebung durch das Volk', die in der Schweiz besteht und mehr Schaden als Nutzen anrichtet, wenn sie überhaupt was anrichtet." Engels an Bebel vom 18./28. März 1875, in: MEW, Bd. 19, Berlin 1962, S. 3–9, hier S. 6.

15 Wolgang Renzsch, Die „direkte Gesetzgebung durch das Volk" im Eisenacher Programm, in: *IWK*, Jg. 13 (1977), H. 2, S. 172–176, hier S. 172 ff. und S. 176.

16 Vgl. MEW, Bd. 19, Berlin 1962, S. 15–32, hier S. 28.

das Absterben des Staates eine „Parole" von Marx gewesen sei, die er „auf der Basis einer weithin geteilten Mentalitätsdisposition" entwickelt habe (S. 585). Bei Marx kann die „Parole" vom Absterben des Staates nicht nachgewiesen werden, allenfalls aus seiner Bestimmung des Verhältnisses von Klassenunterdrückung und Staat und der Perspektive der Aufhebung der Klassenunterschiede kann die Tendenz zum Absterben des Staates gefolgert werden.[17] Es ist Engels, der in seiner – später als „Anti-Dühring" bezeichneten – Artikelserie[18] von 1878 vom „einschlafenden", oder „absterbenden" Staat spricht. Hier stellt sich die Frage, warum Welskopp sachwidrig argumentiert. Wenn seine Einschätzung stimmt, daß die Historiographie lange Zeit marxistisch orientiert war, muß er mit belesener Kritik rechnen. Außerdem gibt es seit 1983 ein Sachregister und seit kurzem eine preiswerte CD der Schriften von Marx und Engels und jüngst die Suchmaschine „Google". In diesem weiten Feld haben sachwidrige Argumente also eine wissenschaftliche Halbwertzeit, die nahe bei null liegt. Welskopp scheint dagegen mit dem Zeitgeist zu spekulieren, an dessen akademischer Börse Gewinnmitnahmen mitunter mafiotisch organisiert werden.

Das ist deswegen so tragisch, weil das Buch – von Text kann nicht die Rede sein – immer wieder intelligente Abschnitte enthält, wie den über „die Assoziation" als Vermittlerin zwischen Individualität und Kollektivität" (S. 566–584) oder über „Mit ‚kühlem Kopf' und ‚heißem Herzen': Wissenschaftspathos, Ehre, Männlichkeit" (S. 596 bis 608). Aber so anregend diese Abschnitte auch sind, so negativ aufregend sind andere. Vollkommen konfus ist der Abschnitt über „Die Trennung der ‚proletarischen' von der bürgerlichen Demokratie" (S. 614–621). Hier zeigt sich, daß ihm manchmal die einfachsten sprachlichen Mittel nicht zur Verfügung stehen. Wenn Gustav Mayer über die „Trennung A von B" schreibt, heißt dies nicht unbedingt, daß A sich von B getrennt habe, was Mayer so auch nicht sagt.[19] Die „Trennung A von B" kann auch heißen, daß A und B sich voneinander getrennt haben. Welskopp dagegen glaubt, historiographisches Neuland zu betreten, wenn er behauptet, B habe sich statt dessen von A getrennt. Welskopp beschreibt in etwa dieselben Ereignisse wie Mayer, allerdings auf anderer – vor allem organisationsgeschichtlicher – Quellenbasis. Von Mayer nimmt er außer dem Titel nur das Bebel-Zitat vom „Abschluß eines Scheidungsprozesses" (S. 620) zur Kenntnis, das Welskopp offensichtlich nach altem Familienrecht interpretiert.

Es folgen vierzig Seiten von bester Qualität (S. 622–667). Die einzelnen Befunde sind zwar nicht neu. Die Synthesen über „schlechtes und gutes Eigentum", den „politischen Antikapitalismus", den „aufgezwungenen Klassencharakter des ‚arbeitenden Volkes'" und die konkurrierenden – vereinsrechtlichen versus staatsrechtlichen – Assoziationsvorstellungen sind eine Bereicherung der Historiographie.

17 So erstmals im „Manifest der Kommunistischen Partei", vgl. MEW, Bd. 4, Berlin 1969, S. 459–493, hier S. 482. Auf S. 585 behauptet Welskopp unbelegt: „Die Institutionen des Vereins und der Versammlung, in denen demokratische Volkspolitik emphatisch zelebriert wurde, galten in der erstrebten Zukunftsordnung als hinreichende Verköperung von Staatlichkeit. Marx tat dies als demokratische Sentimentalität ab."

18 Vgl MEW, Bd. 20, Berlin 1968, S. 1–303, hier S. 2 und S. 262.

19 Vgl. Gustav Mayer, Die Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie in Deutschland (1863–1870), Leipzig 1911, S. 46–64.

Der folgende Abschnitt: „Vom Lassalleanismus zum Marxismus" ist wieder von unsagbaren historiographischen Fehleinschätzungen gekennzeichnet, die vor allem darauf basieren, Wolfgang Schröder und Hannes Skambraks als repräsentativ hinzustellen: „Zu lange ist die Ideologiegeschichte der frühen deutschen Arbeiterbewegung als eine Geschichte der unvollständigen Rezeption sozialistischer Ideen geschrieben worden. Die Lektüre kanonischer Schriften und die Verwendung ihrer Schlüsselkategorien galten dabei als Gradmesser des Fortschritts unterstellter Lernprozesse" (S. 670). Wie man glauben kann, die historiographische Einleitung zu diesem Kapitel schreiben zu können, ohne Hans-Josef Steinberg auch nur zur Kenntnis zu nehmen, ist nicht nachvollziehbar, selbst wenn nur die ersten Abschnitte von Steinbergs Analyse zum Forschungszeitraum von Welskopp gehören. Steinberg ist in der Wissenschaft über Jahrzehnte international und nicht nur in der „Arbeiterbewegungshistoriographie" – richtungsübergreifend – rezipiert, um nicht die Übersetzungen bis ins Japanische aufzuführen, Schröder und Skambraks sind dagegen nur von einem engen Kreis von Spezialisten zur Kenntnis genommen worden, ohne nachhaltige historiographische Spuren zu hinterlassen. Oder wird wieder einmal, wie schon eingangs vermutet, die eigene Lese-Biographie mit der Historiographie verwechselt? Darüber hinaus passen die meisten Autoren, die Welskopp zum Beleg seines folgenden Referats heranzieht, nicht in sein historiographisches Zerrbild. Und indem er dieses Zerrbild widerlegt, wird, wie so oft in diesem Buch, das Rad neu erfunden. Die wenigen neuen Befunde stehen in keinem Verhältnis zum Aufwand: Die innere Reichsgründung habe die ideologische Gangart auch in der Sozialdemokratie verschärft, die vertrockneten revolutionären Hoffnungen seien durch eine staatssozialistische Utopie substituiert und die alltäglich Praxis sei durch eine allmähliche Konkretisierung von Forderungen wie Aktionsformen und den Übergang zum Primat des Parlamentarismus gekennzeichnet. Die begrüßenswerte Einbeziehung der Dühring-Kontroverse ergänzt eher die Skizze von Dieter Dowe und Klaus Tenfelde, als sie wesentlich zu revidieren. Doch dieser positive Eindruck wird wieder zerstört, wenn Welskopp behauptet, die deutsche Sozialdemokratie sei nach 1877 von Marx und Engels als Musterschüler der Internationale erachtet worden (S. 722). Welcher Internationale? Die 2½. Internationale ist bekannt, die 1½. wäre eine Entdeckung.

Das Buch schließt mit zwei Schlußbetrachtungen. Eine, die sich auf das Buch bezieht, die andere wagt den internationalen Vergleich des Sonderweges, von dem es nur einen gegeben zu haben scheint, mit dem Hauptweg. Beide sind wie das Buch: eine Achterbahn. Beide Schlußbetrachtungen fassen mehr zusammen, als zuvor präsentiert wurde, sachlich wie zeitlich. Beide, wie das Buch, lassen vermuten, daß sich Welskopp im historiographischen Supermarkt nicht zurechtfindet und aus den Regalen nimmt, was in seinen grenzenlosen Einkaufskorb paßt. Leider paßt nicht alles zur Geschichte, wie die Behauptung, daß die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie in der Zeit „zwischen der Mitte der 1870er Jahre und den 1890er Jahren" von der „Ablösung eines demokratischen, partizipatorischen Politikstils durch eine von hierarchisch[!] organisierten Parteien[!] getragene Massenpolitik" charakterisiert sei (S. 776, Anm. 13).

Polizeigeschichte vom Zweiten Weltkrieg bis in die Bundesrepublik

Anmerkungen zu einigen Neuerscheinungen*

Von Klaus Weinhauer

In der Erforschung der deutschen Polizeigeschichte lassen sich derzeit zwei Schwerpunkte erkennen.[1] Zum einen werden die von Polizeieinheiten während der NS-Herrschaft begangenen Verbrechen untersucht. Zum anderen steht der Wiederaufbau der Polizei nach 1945 im Mittelpunkt. Diese Arbeiten haben jedoch noch nicht das Reflexionsniveau der sozialgeschichtlichen Darstellungen erreicht, die sich mit der Polizei des Kaiserreichs befaßt haben.[2] Dies mag daran liegen, daß die letztgenannten Studien aus dem Umfeld der damals noch boomenden Arbeitergeschichte hervorgegangen sind, die bis Mitte der 1980er Jahre der Geschichtswissenschaft zahlreiche methodische Anregungen vermittelt hat. Diese produktive Verbindung endete jedoch mit dem Abschwung der bundesrepublikanischen Labour History.

Der von Alfons Kenkmann und Christoph Spieker herausgegebene Sammelband, zugleich Begleitbuch zur Dauerausstellung im Geschichtsort Villa ten Hompel in Münster, umfaßt neben einem gut 60seitigen Bildteil 17 Beiträge. Sechs behandeln direkt die NS-Zeit, vier weitere befassen sich mit dem Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Bundesrepublik. Die organisationsgeschichtliche Skizze von Floria Dierl ist dem Hauptamt Ordnungspolizei gewidmet, wobei zusätzlich der Führungsspitze sowie den Befehlshabern in den Wehrkreisen Aufmerksamkeit gewidmet ist. Der Autor kennzeichnet das

* Rezensionen und Diskussionen von:
Im Auftrag. Polizei, Verwaltung und Verantwortung. Begleitband zur gleichnamigen Dauerausstellung – Geschichtsort Villa ten Hompel. Hrsg. von Alfons KENKMANN und Christoph SPIEKER (= Schriften Villa ten Hompel, Bd. 1). – Essen: Klartext Verlag 2001. 372 S.
BOLDT, Erwin B.: **Die verschenkte Reform. Der Neuaufbau der Hamburger Polizei zwischen Weimarer Tradition und den Vorgaben der britischen Besatzungsmacht 1945–1955** (= Veröffentlichungen des Hamburger Arbeitskreises für Regionalgeschichte. Hrsg. von Arno Herzig und Franklin Kopitzsch, Bd. 12): Münster: Lit Verlag 2002. XV, 391 S.
GRZESINSKI, Albert: **Im Kampf um die deutsche Republik. Erinnerungen eines Sozialdemokraten.** Hrsg. von Eberhard KOLB (= Schriftenreihe der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Bd. 9). – München: R. Oldenbourg Verlag 2001. 384 S.
KEBBEDIES, Frank: **Außer Kontrolle. Jugendkriminalpolitik in der NS-Zeit und der frühen Nachkriegszeit** (= Düsseldorfer Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens, Bd. 54). – Essen: Klartext Verlag 2000. 307 S.
NOETHEN, Stefan: **Alte Kameraden und neue Kollegen. Polizei in Nordrhein-Westfalen 1945–1953** (= Villa ten Hompel. Schriften, Bd. 3). – Essen: Klartext Verlag 2003. 567 S.

1 Vgl. zum Forschungsstand: Nachkriegspolizei. Sicherheit und Ordnung in Ost- und Westdeutschland 1945–1969. Hrsg. von Gerhard Fürmetz, Herbert Reinke und Klaus Weinhauer, Hamburg 2001; Öffentliche Ordnung in der Nachkriegszeit. Hrsg. von Christian Groh, Ubstadt-Weiher 2002; Klaus Weinhauer, Schutzpolizei in der Bundesrepublik. Zwischen Bürgerkrieg und Innerer Sicherheit. Die turbulenten sechziger Jahre, Paderborn u.a. 2003; ferner zur DDR: Thomas Lindenberger, Volkspolizei. Herrschaftspraxis und öffentliche Ordnung im SED-Staat 1952–1968, Köln u.a. 2003.

2 Vgl. z.B. Ralph Jessen, Polizei im Industrierevier. Modernisierung und Herrschaftspraxis im westfälischen Ruhrgebiet, Göttingen 1991.

„typische Laufbahnprofil" (S. 172) im höheren Offizierskorps der Ordnungspolizei: Zwischen 1885 und 1900 geboren, oftmals Sozialisation in der kaiserlichen Armee, Teilnahme am Ersten Weltkrieg als Berufsoffizier, danach Angehöriger der Freikorps oder der Sicherheitspolizei, von dort aus Übergang in die Polizei der Länder. Fokussiert auf die NS-Herrschaft untersucht Thomas Köhler die für die weltanschauliche Schulung von Polizeibeamten verwendete Literatur und spricht dabei von einem „durchaus hohen und wirksamen ideologischen Verführungspotential" (S. 154) dieses Lesestoffes.

Die Beteiligung von Polizeieinheiten an NS-Massenmordaktionen, zumeist verschleiert unter den Begriffen Banden- oder Partisanenbekämpfung, schildern Stefan Klemp und Moritz Felix Lück. Nachkriegsprozesse gegen Angehörige von Polizeibataillonen werden beleuchtet von Michael Okroy und Stefan Klemp. Der geschichtswissenschaftliche Erkenntnisgewinn so angelegter Studien scheint inzwischen jedoch ausgeschöpft. Kommt man doch mit den hierbei verwendeten Analysemethoden kaum über die Aufdeckung von Mordtaten und ihrer zögerlichen gerichtlichen Aufarbeitung hinaus. Zukünftige Arbeiten könnten sich der genauen Aufschlüsselung der kameradschaftlichen Netzwerke sowie der Traditionsbildung in der Nachkriegspolizei widmen.[3] Hierbei scheint es mir analytisch weiterführend, auch einen Blick zu werfen auf die militärischen Veteranenorganisationen, wie die HIAG, unter deren Dach auch die Mitglieder der ehemaligen (SS-)Polizeidivision zusammenkamen.[4] Auch die systematische Analyse gesellschaftlicher Reaktionen (u. a. in Zuschriften an die Gerichte oder in Leserbriefen) könnte Einsichten vermitteln über die Verankerung der Täter in der lokalen Gesellschaft, aber auch über polizeibezogene Erinnerungskulturen.

Erwin B. Boldt rückt den Neuaufbau der Hamburger Polizei nach 1945 in den Mittelpunkt seiner Dissertation. Der ehemalige Hamburger Polizeibeamte geht von der These aus, daß die Bestrebungen zur Reform der Polizei in der britischen Zone von Politikern und leitenden Polizeibeamten deshalb unterlaufen wurden, weil die für den Wiederaufbau Verantwortlichen durch Erfahrungen aus der Weimarer Republik geprägt waren, wobei er vor allem den Einsätzen bei gewalttätigen Auseinandersetzungen eine hohe Bedeutung beimißt. Das „Kernerlebnis" (S. 2) der Hamburger Polizei bildete der Hamburger Oktoberaufstand von 1923, dessen Nachwirkungen Boldt durch den Kalten Krieg verstärkt sieht.

Die Studie zerfällt in zwei Teile. Auf 170 Seiten, die mehr als die Hälfte des darstellenden Parts einnehmen, widmet sich der Autor der Geschichte des Hamburger Oktoberaufstands von 1923 (Verlauf, gerichtliche Ahndung und Überlieferung u. a. in der Hamburger Polizei). Wie Boldt betont, blieb „der Oktoberaufstand und das Gedenken an seine Todesopfer eine bleibende Verpflichtung" in der Hamburger Polizei (S. 168). Anstatt in diesem Großabschnitt die sozialgeschichtliche Streikforschung zu rezipieren, arbeitet der Autor mit analytisch wenig ertragreichen Kategorien (wie „Friedensstöter"

3 Unverzichtbar für die Analyse der Nachkriegsentwicklung der bundesdeutschen Kriminalpolizei: Patrick Wagner, Hitlers Kriminalisten. Die deutsche Kriminalpolizei und der Nationalsozialismus zwischen 1920 und 1960, München 2002.

4 Vgl. zur Polizeidivision: Peter Dudek und Hans-Gerd Jaschke, Entstehung und Entwicklung des Rechtsextremismus in der Bundesrepublik. Zur Tradition einer besonderen politischen Kultur, 2 Bde., Opladen 1984, Bd. 1, S. 113, Anm. 20. Vgl. zur HIAG, ebd., S. 106–115.

und „Friedenswahrer"). Darüber hinaus stehen diese Ausführungen relativ unverbunden neben denen des zweiten Hauptteils, der das Spannungsverhältnis zwischen britischen Polizeivorstellungen und der Hamburger Polizeiführung schildert. Neben der an Erlassen und Verordnungen orientierten Darstellung der britischen Reorganisationsversuche, in der auch einige interessante Details zur Entnazifizierung (S. 191–196) zu finden sind, wird knapp die 1952 durchgesetzte „Dereformation" der Polizei skizziert. Abschließend wird die Hamburger Polizeiführung nach 1945 an Hand von 13 biographischen Porträts vorgestellt (S. 263–310). Was der Studie leider fehlt, ist eine Analyse der polizeilichen Alltagsarbeit ebenso wie der Blick auf den genauen Umgang mit der NS-Vergangenheit, aber auch der Versuch, darzustellen, wie konkret sich denn die Weimarer Polizeierfahrungen im (Alltags-)Dienst der Hamburger Polizei niederschlugen.

Die 1933 verfaßten Erinnerungen Albert Grzesinskis (Jg. 1879) vermitteln genauere Einblicke in die Gedankenwelt einer jener Persönlichkeiten, die von den Weimarer Verhältnissen geprägt wurden. In seinem Fall handelt es sich jedoch nicht um einen Polizisten, sondern um einen der führenden preußischen Innenpolitiker. Die hier vorzustellende Edition bietet neben einer Einleitung von Eberhard Kolb eine gute Kommentierung des Manuskripts. Der Sozialdemokrat Grzesinski bekleidete zentrale innenpolitische Posten; er war sowohl preußischer Innenminister (Oktober 1926 bis Anfang 1930) als auch Berliner Polizeipräsident (Mai 1925 bis Oktober 1926, November 1930 bis Juli 1932). Seine Tätigkeit als Polizeipräsident war für Grzesinski „wohl mit die interessanteste meines Lebens" (S. 171). Wie Grzesinski mit Blick auf die preußische Schutzpolizei betont, war die „überwiegende Mehrzahl" der Mannschaften republikfreundlich eingestellt, vom Polizeioffizierskorps könne das jedoch „in dieser Ausschließlichkeit nicht behauptet werden" (S. 207). Da inzwischen jedoch die Grundzüge der Entwicklung der preußischen Schutzpolizei souverän dargestellt sind und auch eine gute Studie über Grzesinski vorliegt,[5] ist der Erkenntnisgewinn dieser Erinnerungen nicht mehr ganz so groß. Aufschlußreich sind jedoch die beigefügten Tagebuchnotizen und Briefe vor allem zu seinem Ausscheiden als Innenminister, zur erneuten Berufung zum Polizeipräsidenten von Berlin sowie zum Verlauf des 20. Juli 1932.

Stefan Noethens Studie zur Polizei in Nordrhein-Westfalen der Jahre 1945 bis 1953, Teil einer Kölner geschichtswissenschaftlichen Dissertation, ist in sechs Kapitel gegliedert. Auf einen Überblick über die Entwicklung Polizei im Rheinland und in Westfalen von 1933 bis 1945 folgt eine gut 60seitige Skizze der britischen Polizeireformen und der deutschen Polizeipolitik in NRW von 1945 bis zur Verstaatlichung der Polizei im Jahre 1953. Die folgenden drei Teile bilden das Kernstück der Darstellung; sie widmen sich dem polizeilichen Führungspersonal (den Polizeichefs), untersuchen für die Jahre 1945/46 personelle Brüche und Kontinuitäten unter der Ägide der britischen Besatzungsmacht sowie die personelle Entwicklung der Polizei unter deutscher Verantwortung (1947–1953). Das letzte, sehr aufschlußreiche Hauptkapitel geht der Verknüpfung von

5 Vgl. Peter Leßmann, Die preußische Schutzpolizei in der Weimarer Republik. Streifendienst und Straßenkampf, Düsseldorf 1989; Thomas Albrecht, Für eine wehrhafte Demokratie. Albert Grzesinski und die preußische Politik in der Weimarer Republik, Bonn 1999; dazu die Besprechung von Klaus Weinhauer: Polizei und innenpolitische Spannungen in der Weimarer Republik, in: *IWK*, Jg. 35 (1999), H. 4, S. 554 bis 563.

Polizei, Politik und NS-Vergangenheit (1945–1953) nach. 36 Abbildungen, drei Organigramme, 32 Tabellen und 43 Kurzbiographien ausgewählter Polizeichefs bieten zahlreiche nützliche Informationen.

In einem knapp zweiseitigen Fazit beantwortet Noethen seine zwei Kernfragen: Gab es in der nordrhein-westfälischen Polizei nach 1945/46 eine personelle Erneuerung, und haben britische und deutsche Stellen eine solche überhaupt beabsichtigt? Gab es nach Kriegsende gezielte Versuche, um die Polizisten „für die Demokratie zu gewinnen" (S. 497)? Wie Noethen mit Blick auf die Polizeichefs, die an der Spitze der Polizeibehörden standen, unterstreicht (S. 167 f.), war unter ihnen der Anteil ehemaliger NSDAP-Mitglieder mit etwa 20 Prozent (Juli 1948) „deutlich geringer" als unter den übrigen Oberbeamten der Polizei (55,3 Prozent, Sommer 1948). Grundsätzlich kritisiert der Autor vier personalpolitische Fehlentwicklungen. So gab es erstens zwar politische Säuberungen, die aber bereits 1947 wieder zurückgenommen wurden, da britische Stellen stabile Verhältnisse anstrebten und zugleich deutsche Stellen den Wiedereinstellungsgesuchen „zu unkritisch begegneten" (S. 497). Zweitens verzichteten schon die Besatzungsmacht und deutsche Stellen darauf, politisch unbelastetes jüngeres Führungspersonal einzustellen. Drittens war weder von deutscher noch von britischer Seite konsequent versucht worden, solche Polizisten zu entlassen, die sich an Kriegsverbrechen beteiligt hatten, die den britischen Stellen durchaus bekannt waren. Schließlich wurde es versäumt, die Polizeibeamten durch politische Bildungsmaßnahmen zur Demokratie zu erziehen.

Diese knappen Ergebnisse verblüffen angesichts der sehr breiten Quellenrecherchen des Autors, die in dieser Intensität wohl ihresgleichen suchen. Insgesamt setzt die Arbeit kaum darauf, der Forschung neue Impulse zu verleihen oder die Polizeigeschichte mit anderen geschichtswissenschaftlichen Forschungsfeldern zu vernetzen. Vielmehr hat die Studie ihre Stärken in einer dichten Materialpräsentation, in der sich der Leser jedoch bisweilen verloren fühlt und nach übergeordneten Interpretationsmustern und „roten Fäden" sucht. Man darf jedoch sehr gespannt sein auf den bereits angekündigten Teil zum polizeilichen Nachkriegsalltag.

Ein kleiner Teil des polizeilichen Alltags wird in der Studie von Frank Kebbedies über Jugendkriminalpolitik von etwa 1939 bis 1948 kurz angerissen. Die Arbeit ist in fünf Teile mit insgesamt elf Kapiteln untergliedert. Nach einer kurzen Einleitung werden Grundzüge der Jugendkriminalpolitik (1892–1952), anschließend die Kriminalisierung von Jugendlichen (1938–1948) sowie die Mentalität der Sozialkontrolleure untersucht. Im Schlußkapitel werden kriminelle und normale Jugendkriminalpolitik voneinander abgegrenzt.

Für Kebbedies ist jugendkriminalpolitisches Handeln Bestandteil sozialer Kontrollpraxis, die Jugendliche der „Strafverfolgung und Sanktionierung aussetzt, dieses verhindern will oder daran mitwirkt" (S. 15). Er beschreibt soziale Kontrolle als den Versuch, „mittels einer Selbstbeschreibung der Gesellschaft als ‚Körper', ‚Gemeinschaft', ‚Volk' usw. (das ‚Soziale') und daran anschließender, darauf bezogener Praktiken und Politiken eine Art von Sozialherrschaft zu bilden und zu festigen". Er unterstreicht, daß diese Vorstellungen vom Sozialen den öffentlichen und privaten Raum transzendieren und so die Trennung zwischen (liberaler) bürgerlicher Gesellschaft und Staat überwinden sollten (S. 260).

Im Sinne seiner These von der Normalität von Kriminalität geht Kebbedies davon aus, daß Jugendkriminalpolitik der symbolische Herstellung von Normalität dient, daß also eine erfolgreiche Jugendkriminalpolitik „nur so viel Kriminalität definiert und produziert, wie es die Glaubwürdigkeit und die Geltung der Sozialnorm erlauben" (S. 15). Seine These lautet, daß es bereits 1939 und nicht erst mit der Desintegration ab 1943 ein „kommunikatives Wechselspiel" zwischen Krieg und der Kriminalisierung von Jugendlichen gab, das erst mit dem wirtschaftlichen Neuanfang 1948 endete (S. 123).

Grundsätzlich will der Autor zeigen, wie die vor 1933 entstandenen jugendgerichtsreformerischen Traditionen Bestandteile des NS-Jugendstrafrechts wurden. Dabei gerieten die Maßnahmen zur Kontrolle der Jugendkriminalität zusehends außer Kontrolle. So betont Kebbedies zu Recht mit Blick auf die vage Unterscheidung zwischen normaler und krimineller Jugendkriminalpolitik, der „Gefahrenpunkt ist und bleibt immer der grenzenlose und außer Kontrolle geratene Perfektionsdrang, eine total transparente und normalisierte Gesellschaft zu verwirklichen" (S. 278).

Wie Kebbedies hervorhebt, war die Jugend für die zeitgenössischen Akteure sowohl die biologische als auch die soziale Grundlage der zukünftigen Gesellschaft, die aber bereits im Hier und Jetzt gestaltbar war. Zwischen 1939 und 1948 wurde Erziehung zum „formalen Code für Entgrenzungen rechtsstaatlicher Selbstbindungen im Sinne einer verbesserten Sozialkontrolle" (S. 269). Sowohl konservativ-autoritären Richtern als auch reformpädagogisch-bündisch beeinflußten Experten ermöglichte die Emotionalisierung der Jugendfrage, sich mit der nationalsozialistischen Praxis zu identifizieren (S. 270).

Nach 1933 sieht Kebbedies die Politisierung der Jugendfrage vorangetrieben, wobei die Frage nach Sozialkontrolle der Gesellschaft totalitär und rassenbiologisch zugespitzt wurde. Die gerichtlichen Sanktionen wurden härter. Angesichts der „enormen Nachfrage nach Sicherheit" im Zweiten Weltkrieg und in der unmittelbaren Nachkriegszeit, spricht der Autor vor allem für die Besatzungszeit von einer moralischen Panik, in deren Verlauf Devianz und Delinquenz speziell von Arbeiterjugendlichen tunlichst schon präventiv bekämpft werden sollten (S. 265). So wurden Jugendkriminalität und Jugendverwahrlosung zu wichtigen innenpolitischen Themen. Mit Blick auf die polizeilichen Kompetenzen beim Vorgehen gegen Jugendliche unterstreicht Kebbedies die äußerst wichtige Position der weiblichen Kriminalpolizei als zentrale jugendkriminalpolitische Schaltstelle (S. 163 ff.).[6]

Zusammenfassend betrachtet blieben Bemühungen zur Veränderung von Rechtsnormen, die in der NS-Zeit entstanden waren, auf die Alliierten beschränkt. Grundsätzlich wurde versucht, am Bewährten festzuhalten. In den Debatten um die effektive Bekämpfung von Jugendkriminalität nach Kriegsende diente das Etikett „nationalsozialistisch" dazu, mißliebige Positionen zu diskreditieren (S. 271).

Wenngleich die Arbeit von Kebbedies methodisch ungleich reflektierter ist als die anderen hier vorgestellten Studien und Beiträge, so bleiben die Betroffenen sehr blaß.

6 Vgl. dazu genauer Tobias Mulot, Erzieher in Uniform. Polizisten und Polizistinnen und ihr Umgang mit Jugendlichen im Zweiten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit (1939–1952), in: Nachkriegspolizei (Anm. 1), S. 255–275.

Wir erfahren fast ausschließlich, was über die Jugendlichen geschrieben bzw. wie gegen sie vorgegangen wurde, aber kaum etwas über das konkrete Agieren der jungen Menschen.

Blickt man am Ende dieses kurzen Beitrags auf derzeitige Erkenntnislücken und methodische Schwachstellen der Polizeigeschichtsschreibung zurück, werden die eingangs umrissenen Defizite deutlicher. So fehlen immer noch Studien zur polizeilichen Praxis (z. B. mit Blick auf den Straßenverkehr, aber auch bezogen auf die Analyse von Alltagskriminalität).[7] Zudem gibt es einen deutlichen Nachholbedarf, sowohl was die Orientierung polizeigeschichtlicher Studien an neueren geschichtswissenschaftlichen Methoden (Stichwort: Kulturgeschichte) als auch die Anbindung an die Gesellschaftsgeschichte des jeweils untersuchten Zeitraums betrifft. Ohne hier die Notwendigkeit einer Orientierung an einer einzigen Leitwissenschaft zu postulieren, wäre es jedoch analytisch weiterführend, wenn Polizeigeschichte zukünftig systematisch Impulse aus anderen Wissenschaftsdisziplinen – seien es geschichts- oder sozialwissenschaftliche – aufgreifen würde. Darüber hinaus sollte nicht nur für die Weimarer Republik, sondern auch für die NS-Herrschaft und die Bundesrepublik mehr als bisher gelten: Polizeigeschichte muß (wieder) methodisch reflektierter und sollte nicht ohne eine Einbettung in sozial-, alltags- und kulturgeschichtliche Gesellschaftsanalysen betrieben werden.

7 Vgl. zur Verkehrspolizei Gerhard Fürmetz, „Kampf um den Straßenfrieden". Polizei und Verkehrsdisziplin in Bayern zwischen Kriegsende und Massenmotorisierung, in: Nachkriegspolizei (Anm. 1), S. 199–228.

Neue Literatur

Enciclopedia della sinistra europea nel XX secolo. Hrsg. von Aldo AGOSTI. – Roma: Riuniti 2000. XLV, 1344 S.

This almost 1400 pages long encyclopaedia constitutes, to the best of my knowledge, the very first successful attempt to assemble a truly continental reference work on the most important aspects of the history of the European Left in any language. It is a pioneering effort which deserves the highest recognition from anyone interested in the twentieth century history of the European Left. All the more so – the main editor of this work, Aldo Agosti, cogently notes in his introduction – as the dawn of the Third Millenium does not appear to be a favorable moment for the European Left nor, for that matter, for the practice of and public interest in history as such. It comes, then, as little surprise that such a monumental task was published precisely in Italy rather than anywhere else, for Italy (the events of July 2001 and March/April 2002 since the publication of this book have underscored this once again) remains at the very forefront of social movement activism in Europe – east or west.

The structure of the volume is intelligently designed. Five major sections subdivide this massive tome, with the indispensable biographical sketches taking up no more than a quarter of the available space. Anyone suspecting that the notion of "encyclopaedia" might refer to the mere inclusion of brief biographical sketches and similar short descriptions of key organisations prominent in the lifeworld of the European Left will be positively surprised by the ample space devoted to sections that go far beyond the traditional constraints of most such collaborative efforts.

Section Two is devoted to "i movimenti, le istituzioni, le correnti culturali", and here already it is not uncommon for the reader to encounter contributions that are as long as short articles in most historical journals. Section Three covers "gli eventi" in the twentieth century history of Europe's embattled Left, starting with the 1902 Belgian general strike and ending with a twelve-page assessment of "1989". The dictionary-like character of most encyclopaedias is completely left behind in the important fourth portion of this book, devoted to "i grandi temi". Here, virtually all authors furnish short-article-length contributions on themes ranging from "riforme e rivoluzione" to "la globalizzazione", and they must be regarded as important contributions in their own right, each one ideally deserving an independent assessment and critique. The longest single section of this volume is the final one on "la sinistra nei diversi paesi europei". Once again, the individual pieces are major contributions to an ongoing debate much more so than mere surveys, ranging in length up to thirty-seven pages.

Almost all entries include brief bibliographical references for further study. Consistent cross-referencing makes the simultaneous usage of all five sections possible and advisable. The indices and the explanations of acronyms complete the scientific apparatus of this remarkable work.

The guiding principles of this work, as put forward in Agosti's introduction, explicitly envision the treatment of the socio-cultural dimension of the European Left as no less important than its political and intellectual history. The strictly international, i.e. European, orientation of this project is judged to be equally crucial, aiming to include the experiences of all but the tiniest national states in this comprehensive volume. Central to this enterprise, however, is the definition of the European "Left". Though based on a somewhat vague and murky definition of the term by Norberto Bobbio in his "Destra e sinistra", I suspect that few readers will encounter major difficulties with most specific examples of "the Left" that can be found in the pages of this book. Agosti highlights that the term was defined explicitly to include far more than only the "official Left", i.e. social democracy and communism, and the editor stresses the importance likewise to include the multiplicity of individuals, political and cultural manifestations, and other expressions of the non-mainstream and borderline Left ("correnti critiche e di frontiera" – p. XV). How have these editorial intentions been translated into authorial practice?

As with any pioneering work, particularly a volume co-authored by more than one hundred individuals, criticism can be readily meted out, and it is relatively easy to point out minor errors, inconsistencies and perhaps even contradictions. In the following portion of my review, I shall engage in some of these critiques. But I want to preface these remarks with the following proviso.

My criticisms should be taken in the spirit of fundamental admiration for this difficult enterprise. For all practical purposes, no one, I believe, would have been able to avoid interpretative omissions or other gaps. If some of these could have been corrected by another team of authors, surely other errors (avoided in this particular volume) would have crept in instead. My critical comments should thus be taken in the spirit of cooperation. They are designed for the sole purpose of aiding similar projects that may hopefully arise in the future and, perhaps, in other languages.

To begin with Section One. This reviewer has few qualms regarding the included biographical entries. As is to be expected, specialists will note a few trivial errors here or there. Thus, for instance, the reference to Rudi Dutschke supposedly dying in a traffic accident is surely an inadvertent confusion with the fate of another leader of the German SDS, Hans-Jürgen Krahl, who indeed died in a fatal crash. More important than these unavoidable errors, by contrast, appears to me to be the list of major figures that are *not* included in this biographical dictionary. For, on balance, it appears to this reader, the biographical listings are near-complete for the mainstream Old Left, i.e. social democracy and communism. But if the editor's mandate to go beyond the ranks of the "official Left" is to be taken seriously, then surely the omission of many of the key figures of the New Left or Far Left is inexplicable. There is no entry for the key figure of European Trotskyism after World War II, Ernest Mandel, and even the guru of much of the European (and North American) New Left, Herbert Marcuse, is conspicuously missing. Likewise, key figures of the Christian or Catholic Left are missing. Whereas some Italian exponents of Left Catholicism are included, key individuals of the non-Italian Catholic Left, such as Marie-Dominique Chenu, a central figure from the 1940s through the 1970s, have failed to be included.

A similar fate appears to have befallen the cultural representatives of the European Left. The editor's wish to include the cultural dimension has been adhered to in this section in a very sketchy and haphazard fashion. Federico García Lorca and Jean-Paul Sartre are two of the rare entries for cultural figures of the European Left. But the reader will search in vain for entries on John Heartfield, André Breton or Frans Masereel. For a historical enterprise it is perhaps also surprising that some of the prime examples of nationally, and indeed internationally, recognized activist historians of the Left, who were often major players within Left politics in their respective home states, such as Marcel Liebman or E. P. Thompson, are notable only for their absence.

The last section (on national histories) is characterized by a similar patchwork quilt of (lack of) attention given to the non-mainstream Left. Some contributions, as is the case with the entry for Denmark, take account of the presence of a viable Far Left. Many other entries do not follow this example. Amazingly, the 31-page article on France manages to devote less than one paragraph to the pre-1968 New Left and completely ignores the post-1968 Far Left. This curious omission may appear particularly glaring following the first round of the April 2002 presidential elections where the PCF candidate managed to get less than a third of the combined popular vote for the various Trotskyist candidates. But the relevance of the French Far Left vis-à-vis the PCF long predates the latest electoral results. The detailed preoccupation of Giorgio Caredda with the inner life of the PCF even in the most recent years may thus stand as one (but only one) particularly glaring example of ideological blinkers guiding some authors included in this work, who persist in recognizing solely social democrats and communists as authentic representatives of the European Left. Needless to say, the section on national trajectories consistently sidelines developments in the sociocultural fields.

Equally uniformly political in their orientation are the various entries in Section Three and Section Four. Section Three, as mentioned above, is a serious attempt to sketch and interpret the chronological highlights in the string of victories and defeats of the European Left. It includes some oftentimes ignored moments of opportunity and crisis, such as the decisive year of "1934", which is recognized as an important turning point in the history of European society and the European Left. Unfortunately, the author here commits the habitual mistake of most historians of this period, and he regards this year as a mere prelude to the subsequent period of popular fronts, rather than a period in its own right: the era of working class based united fronts.

But a disproportionate concern with the history of the "official" Left characterises this section as well. The entry on "The Spanish Civil War" never fully explains the phenomenon of wide-ranging social revolution affecting large portions of Catalonia and Aragon in particular. Considering that the Catalan and Aragonese

Revolution of 1936/7 constitutes the most important example of a social revolution in the twentieth century carried out under the banner of workers' self-management, this "omission" is striking indeed. Similarly, Enzo Collotti's important entry on "The Resistance" barely mentions the ubiquitous and tendentially self-management-oriented Liberation Committees springing up just before and after Liberation across western and southern Europe like mushrooms in the rain. Could it be that such developments are ignored because such novel institutions of popular democracy or self-administration were ultimately neglected and marginalized by all component parts of the "official" European Left?

In later portions of Section Three, the reader will find short entries on "1968", Italy's "Hot Autumn" and the Portuguese Revolution, but s/he shall search in vain for any significant event relating to the flowering of the so-called New Social Movements. Some attention is paid here to the non-traditional New and Far Left, but other shortcomings emerge correspondingly clearer. The European Left, broadly defined, in the last quarter of the Novecento cannot be adequately conceptualized or understood without taking into account the rise (and fall) of the anti-nuclear power plant movement of the late 1970s or the peace movement in the era of Reagan and Thatcher, to mention but two prominent examples of the so-called New Social Movements. The omission from the list of key events of any crisis points relating to New Social Movements (and there were many!) suggests, once again, an overly heavy emphasis on the traditional workers' movement as the sole defining criterion of the European Left by many of the contributors to the volume under review.

This predominant orientation towards the Old (or "official") Left and high politics emerges most pervasively in Section Four. Thus, the opening article in this portion of the encyclopaedia, Bruno Bongiovanni's contribution on "Reform and Revolution, Democracy and Socialism", manages to gloss over the role and function of workers', soldiers' and peasants' councils in 1917–1919; makes no reference even to the mere existence of the Catalan Revolution; completely avoids the rise of experiments with grassroots democracy in 1944/5, i.e. the plethora of Liberation Committees and associated experiences and debates; entirely neglects the contribution of "1968" to the debate on reform, revolution, democracy and socialism; and completely ignores the relevant debates within the New and the Far Left. Massimo Salvadori's subsequent piece on "Alliance Politics" continues this single-minded orientation towards the classical workers' movement and high politics. For him, apparently, "alliance politics" within the ambit of the European Left solely refers to questions of cooperation "tra classe operaia e altri strati sociali" (p. 838); that movements such as feminism raised troubling questions of "alliance politics" throughout the entire Novecento, to mention but this one example, appears to have escaped this eminent political scientist. At the very least, a reference to possible different meanings of the term "alliance politics" would have been warranted and, indeed, necessary.

It is in Section Four where this reviewer has some of the most serious disagreements with the tenor and the message of some of the lengthy pieces included. Thus, Mario Telò's disquisition on "l'Europa" is exclusively concerned with the intellectual and institutional history of European integration. Needless to say, his exclusive attention to the "official" Left results in a piece in which voices critical of the European Union in its current configuration are effectively marginalized. Lengthy paragraphs on the real or purported differences in attitudes towards the New Europe between such figures as Tony Blair and Lionel Jospin convey the sense that the European Left's history of engagement with the European Union project has largely become a story of agreement and benevolence. The wave of protests accompanying virtually all European summit meetings in recent years is not worthy of a single mention, let alone analysis, in Telò's piece. "La sinistra anti-Ue" (p. 913) is dealt with in no more than two short sentences.

The final contribution in Section Four by Leonardo Paggi on "la globalizzazione" is written along largely identical lines. Globalisation is correctly approached as a long-term evolutionary process. But the argument remains on an excessively abstract level, and the most recent manifestations of this trend are referred to in such vague terms that the explosive political content of recent debates about globalisation must remain a mystery to any unsuspecting reader. Indeed (and this is inexcusable for a contribution to the history of the European Left!), the recent massive and truly global wave of popular opposition to globalisation, already visible to the naked eye by the time this encyclopaedia was written, does not merit a single reference in Paggi's contribution. Could this, once again, be a reflection of the fact that the "official" Left has in recent years undergone a

process of wholesale adaptation to (and integration into) the corporate-directed globalisation process and its regional manifestations, such as the construction of a European Union beholden to the wishes of European multinational corporations?

The near-total avoidance of any engagement with (let alone sympathetic portrayals of) the most important progressive social movements in recent European history by some authors in Section Three forcefully redirects attention to the issue of the definition of the European "Left". Is the late twentieth century European Left, as understood by many contributors to this volume, really still located on the Left? In a day and age when leading standard bearers of European social democracy (the main survivor of Europe's embattled Old Left), such as Anthony Blair and his British New Labor Party, openly engage in high-level political alliances based on an unabashedly neoliberal agenda, together with governments led by figures such as José Maria Aznar or, worse yet, the Berlusconi/Fini/Bossi team, is it still possible or legitimate to include all of social democracy as part of "the Left" in any meaningful sense of the term? Was Benedetto Craxi really a member of the "Left" at any point in time after his rise to political prominence?

Some authors included in this volume, like Donald Sassoon or Federico Romero, are keenly aware of the changing nature of European social democracy in the closing years of the Novecento, though they raise their concerns solely in passing and in a more or less oblique manner. Perhaps this is as good an occasion as any to suggest the relevance of moving beyond Norberto Bobbio's abstract definition of "the Left" and to suggest instead a focus on the interaction between the relevant political organisations and ongoing social movements as the crucial criterion. Doing so may very well lead observers to discover that some organisations supposedly part of the "mainstream Left", such as social democracy which indeed originated as a vibrant social movement many generations ago, have today become opponents of most if not all actually existing progressive social movements – and may therefore no longer deserve to be included as part of the family of "the European Left". By a gradual process which the Greek political scientist Gerassimos Moschonas has aptly referred to as "The Great Transformation", European social democracy has, for all practical purposes, removed itself from the lifeworld, the ideas and the practices of any European Left worthy of its name. Sidelining or, worse yet, ignoring the New and Far Left (and associated social movements) in the second half of the Novecento effectively removes much of what was vital in the late twentieth century European Left from detailed and serious historical appreciation and critique.

To return to the details of the encyclopaedia under review. In my estimation, Section Two constitutes the most successful portion of this work. The stated desire to go far beyond the traditional focus on politics and ideas and to include social trends and (counter-)cultural critiques, the explicit aim to include the "correnti critiche e di frontiera" side-by-side with the "official" Left, is finally and truly achieved. Short but insightful articles on "Avanguardie artistiche" or "Associazionismo per il tempo libero" successfully stand alongside contributions on "Antifascismo in Europa" or the "Movimenti per il suffragio femminile". It is in Section Two where the reader finds satisfactory discussions not only on "revisionismo" and the "Internazionale socialista" but also on "psichiatria alternativa" and "culture giovanili". It is above all Section Two which could and should furnish a truly interdisciplinary and all-inclusive model for any attempt to provide a survey and synthesis of the kaleidoscope of movements and individuals which, singly or combined, have managed to shape European society into the reasonably livable continent it tends to be (at least for some of its residents) even in the opening years of the Third Millenium.

Of course, even in Section Two, a detailed critique of individual contributions would find room for improvements. Thus it is puzzling why there is no entry for the quasi-continental council movement leaving its imprint on many central European states in 1917–1919, but solely an entry for the Italian "Movimento dei consigli". Likewise, the term "Nuova sinistra" is left ill-defined, and it remains a mystery why, given that the author traces its development for a number of years after 1968 rather than ending it in the late sixties, the description of the New Left suddenly ends in or around 1977. Also, to mention but one more example, it will strike many readers as bizarre that the "Quarta Internazionale" is described at reasonable lengths from its very origins in the 1920s, but the narrative inexplicably ignores the post-1968 period, which is precisely the moment when Trotskyism finally managed to gain societal relevance and to make an impact in a number of key states.

But the point has been made. It is in Section Two where, in this reviewer's opinion, the editorial

guidelines are most successfully translated into authorial practice. It is here where the full range of activities and movements composing the twentieth century European left are most vividly and all-inclusively portrayed.

Having spent some time and space critiquing other sections of this work, I would like, however, to close this review by repeating my earlier proviso regarding precisely this detailed critique. No collective effort of more than one hundred authors could have avoided most of the weaknesses noted in this review. No amount of constructive criticism can and should occlude the signal contribution of Aldo Agosti and his team. The "Enciclopedia della sinistra europea nel XX secolo" is the very first such effort anywhere. Future historians of the Left will be unable to ignore this collective work. It is and will remain a benchmark against which all similar efforts will be judged. It will be difficult to surpass its level of achievement.

Gerd-Rainer Horn

Findbuch zum „Archivbestand 2: Allgemeine Sachablage" des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR (= Archiv zur DDR-Staatssicherheit. Hrsg. von Dagmar UNVERHAU, Bd. 4). – Münster, Hamburg, Berlin und London: Lit Verlag 2001. 311 S.

In ihrem Geleitwort betont die Behördenleiterin Marianne Birthler, daß dieses Findbuch „das erste seiner Art" sei. Ich nehme an, daß sie damit meint, dies sei das erste, welches ihre Behörde herausgibt. Damit hätte sie dann wohl recht, lang genug hat es ja gedauert. Vielleicht reklamiert sie ja auch die „Besonderheiten" des Bestandes, wie es dann auch in der Vorbemerkung fortwährend geschieht („Einmaligkeit als auch die Besonderheiten der Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes", S. 1), dann müßte einiges relativiert werden.

Zunächst hat jeder Bestand in einem Archiv ein unverwechselbares Profil, das er „besonders" und „einmalig" ist, ist die Normalität.

Das die Abteilung XII des MfS, aus deren Hinterlassenschaft auch die Allgemeine Sachablage stammt, eine „spezifische Archivorganisation" (wieder was Besonderes) darstellte, kann man leider guten Gewissens nicht bejahen. Sie stellte überhaupt keine Archivorganisation dar, vielmehr handelte es sich bei der Abteilung XII um eine Form der „speziellen Registraturen", die im Alltag der behördlichen DDR-Schriftgutverwaltung überhaupt nichts Besonderes, sondern oft Normalität darstellten.

Bei vielen Behörden und Einrichtungen fallen sogenannte objektbezogene Fallakten an. Das sind bei Forschungsinstituten z. B. Forschungsberichte, bei medizinischen Einrichtungen Patientenakten, bei Baubehörden Bauakten. Die Akten wiederholen sich im Aufbau, vielfach gibt es dafür Vorgaben, sie sind qualitativ gleichartig, widerspiegeln eben sich wiederholend unterschiedliche Objekte. In der Regel ist ihnen ein langfristiger aktueller Wert gemeinsam – sie werden einfach für die tagtägliche Arbeit dringend gebraucht. Folglich werden für diese Akten eigenständige Organisationsformen entwickelt, eben die besagten „speziellen Registraturen". Häufig wird dabei die Grenze zum Dokumentationszentrum durchbrochen, indem die Akten mit weiteren Informationen, ungeachtet ihrer Herkunft, ergänzt werden. Das kann als Verletzung des Provenienzprinzips bewertet werden, aber diese Registraturen werden ja nicht für die Endarchive angelegt, sondern für die Alltagsarbeit einer Behörde. In der DDR-Realität geriet dadurch das „normale" Schriftgut in vielen Institutionen hoffnungslos ins Hintertreffen. Der DDR-Staatsapparat verstand sich als revolutionär, Bürokratie war verpönt. Und was ist bürokratischer als Schriftgutverwaltung und Registraturwesen? Spätestens seit 1958 setzte sich endgültig eine verschluderte Form der Sachbearbeiterablage durch. Demgegenüber stieg der Wert der speziellen Registraturen an, wobei die seit 1961 extensiv erweiterte Geheimhaltung zusätzlich in ihren VS-Stellen neue Eliteregistraturen schuf, die wiederum in ihrer Rückwirkung den Wert des „offenen" Schriftgutes weiter nach unten drückte.

Besieht man unter diesen Aspekten das Ministerium für Staatssicherheit, liegt dieses voll im Trend. Es ist alles wiederzuerkennen: die eigenständigen Organisationsformen für die speziellen Registraturen in Form der Abteilung XII, die Fallakten sind die Personenablagen, die „politisch operativen Zwecke" bestimmen den bleibenden aktuellen Wert.

Natürlich gab es Kollisionen in den Fällen, da die speziellen Registraturen nicht genügend schlossen. In diesen Fällen konnten Provisorien geschaffen werden, deren Intentionen aber in den seltensten Fällen von der Erhaltung historischer Quellen ausgingen. Ein solches Provisorium ist die „Allgemeine Sachablage", also der Bestand um den es hier geht. Die Arbeitsprinzipen der

Archivare spielten dabei in der Regel keine Rolle. Die wenigen achivfachlich ausgebildeten Archivare des MfS (maximal mit Fachschulausbildung) standen in der Hierarchie der Abteilung XII relativ niedrig und paßten sich dem Dienst an der Registratur willig an. Das sich die historische Sicht auf die Dokumente Ende der achtziger Jahre etwas erweiterte, wobei in diesem Zusammenhang auch das Wort „Archiv" (für das es bekanntlich kein Copyright gibt) stärker bemüht wurde, hängt sicher mit dem Politbürobeschluß Anfang der achtziger Jahre zur Erfassung von Sachverhalten im antifaschistischen Widerstandskampf und mit dem 1990 bevorstehenden 40. Jahrestag der Gründung des MfS zusammen.

Leider ist das sehr interessante Dokument „Arbeitsorganisatorische Festlegungen zur Archivordnung XII", welches auf S. 6 zitiert wird, mit „noch 1989" ungenau datiert. 1989 war für das MfS ein sehr langes Jahr voller Wendungen und auch voller Versuche, sich der raschen Entwicklung anzupassen Wenn es um Ende 1989 geht dann standen die Demonstranten schon vor der Tür. Dann ist die generell begriffliche Aufwertung zum Archiv nichts weiter als der Versuch, mittels Verweis auf die Bedeutung der Dokumentation den Erhalt der eigenen beruflichen Perspektive zu retten. In dem Kontext sei auch erwähnt, daß die Registraturen der Abteilung XII seinerzeit vom staatlichen Archivwesen der DDR aufgefangen wurden, womit die Bildung der Gauck-Behörde erst möglich wurde. In der Normannenstraße war es das „Zwischenarchiv der Staatlichen Archivverwaltung", welches die volle Last der Auflösung des MfS zu tragen hatte. Die „Hände der Bürgerbewegung" beschränkten sich auf die Ausübung von Kontrollfunktionen.

Ansonsten bot sich die „Allgemeine Sachablage" für ein erstes Findbuch aus der Stasiunterlagenbehörde an, insofern kann den Bearbeitern eine gute Wahl bescheinigt werden. Dieses bunt gescheckte Aktenkonvolut durchzieht wirklich viele Aspekte der Arbeit des MfS. Und hier mal Grund hereingebracht zu haben ist zweifellos ein Verdienst. Anscheinend ist vieles, was (noch) nicht paßfähig zu den Registratursystemen des MfS war, aber irgendwie Wertigkeit besaß, hier reingepackt worden. Überbordende Vorgangsnummern und der Zugang über die Personenregister (allerdings nicht vollständig), Vorbehalte der abgebenden Stellen über die Benutzung waren die Kennzeichen dieser Ablage bis 1989. Durch die Auflösung des MfS entfielen die Nutzungsvorbehalte, so daß der Bestand im Prinzip als benutzbar galt. Erste Nutzungen erfolgten im Sommer 1990 durch Historiker der Universität Bonn an den Unterlagen der Deutschen Verwaltung des Inneren. Mit der Bildung der Stasiunterlagenbehörde nach der deutschen Einheit setzte die Nutzung der Unterlagen zunächst wieder aus, wurde dann mit Inkrafttreten des Stasiunterlagengesetzes aber wieder möglich. Die Neubearbeitung, ein schwieriges Unterfangen bei einem Bestand, der zugleich in der Nutzung ist, wurde dann ab 1994 angegangen. Resultat ist das vorliegende Findbuch.

Prinzipiell wurde auf mögliche Vernichtungen verzichtet – eine Entscheidung, die ich nachvollziehen kann. Jede Kassationsentscheidung ist unwiderruflich und die „Last", einige unmaßgebliche Akten noch weiterhin im Bestand zu halten, ist nicht so hoch, als das sie wirklichen Informationsverlust aufwiegen würde.

Nachzuvollziehen ist auch der Verzicht auf die Trennung nach Provenienzen. Das würde den Bestand faktisch aufheben und damit seine Benutzbarkeit zerstören. Allerdings hätte ich mir Hinweise darauf bei den einzelnen Vorgängen gewünscht. Einige Titel deuten auf Kopien von anderen Einrichungen hin, ungeachtet der Art des Zustandekommens der Informationen. Wenn dieses der Fall ist, wären entsprechende Vermerke sehr hilfreich.

Dies soll nicht im Sinne eines Werturteiles mißverstanden werden. Die Kategorien „Original" und „Kopie" haben bei Teilen der DDR-Überlieferung aufgrund der zahlreichen Aktenvernichtungen wenig Bedeutung. Man ist mit der Kopie ebenso glücklich, wenn das Original, weil es nicht mehr existiert, nicht aufzutreiben ist.

Akzeptabel ist auch die Beibehaltung der alten Signaturen, erhellt aber auch einen gewissen provisorischen Charakter des Findbuches.

Zu den schwierigsten Aufgaben des Archivars gehört das Ordnen der Informationen des Bestandes und genau da sehe ich die größten Defizite des Findbuches. Immerhin geht es darum, dem Benutzer einen schnellen Weg zu den von ihm benötigten Informationen zu geben.

Das Ordnungsschema ist unausgewogen und dadurch in Teilen wenig informativ. Während der Punkt 14 „Unterlagen der Deutschen Verwaltung des Innern" ausreichend gegliedert wurde (wahrscheinlich wurde eine ältere Systematik benutzt) und auch andere Punkte ausreichend informativ sind, kann dies vor allem zu den Punkten 1 und 2 nicht gesagt werden. Unter den schwammigen Formulierungen „1. Beobachtung und Kontrolle von Organisationen, Einrichtungen

und Wirtschaftsbetrieben sowie von Personen und Personengruppen im In- und Ausland" (S. 23–77) und „2. Ermittlungen zu politischer Opposition und allgemeiner Kriminalität, zu Bränden und Unfällen, zu Tötungen und Selbsttötungen" (S. 79 bis 125) werden völlig unterschiedliche Sachverhalte lediglich chronologisch gereiht. Gewiß, wer sucht, der wird finden, aber eine sachthematische Tiefengliederung wäre doch möglich und sehr wünschenswert gewesen. Versucht wurde es wohl, wenn zum zweiten Punkt vermerkt wird, daß politische Opposition und allgemeine Kriminalität in vielen Fällen nicht trennbar waren. Dieses Dilemma ist aber doch in erster Linie ideologischer Art und liegt bei den Bearbeitern selbst. Die beigegebenen sorgfältig erarbeiteten Register (Geographisches bzw. Sachregister) erleichtern zwar zusätzlich den Zugang zum Bestand, können aber die kritisierten Mängel nicht ganz ausgleichen, da hier gezwungenermaßen der chronologische Zugriff fehlt.

Eine kleine Anmerkung sei noch zu den Akten der Deutschen Verwaltung des Innern (1945–1949) erlaubt. Der Hauptteil der Überlieferung befindet sich bekanntlich im Bundesarchiv. Beide Behörden, Stasiunterlagenbehörde wie auch Bundesarchiv, werden vom Steuerzahler bezahlt, wäre da nicht die Zusammenführung solcher zueinander gehöriger Teilbestände möglich? Der § 6 des Stasiunterlagengesetzes war seinerzeit eine Sturzgeburt, um in erster Linie den Sonderspeicher 01 (Unterlagen anderer Staatsorgane, u.a. Generalstaatsanwaltschaft der DDR) in der Gauck-Behörde zu halten, nach über zehn Jahren sollte so etwas doch zumindest diskutabel sein.

Alles in allem kann man das Findbuch als Gewinn betrachten, da zumindest ein Teil der Ablagen des Ministeriums für Staatssicherheit nunmehr einer größeren Öffentlichkeit zugänglich ist. Die Durchsicht der Aktentitel fördert sehr viel interessantes Material zu Tage. Man muß darum die DDR-Geschichte nicht neu schreiben, aber auf einige Facetten fällt ein neues Licht.

Matthias Wagner

TIMM, Uwe: **Gesammelte Schriften. Veröffentlichungen 1955 bis 2002.** – Hamburg: Mackay-Gesellschaft 2002. 288 S.

Über fast fünf Jahrzehnte versammelt der Band Aufsätze von Uwe Timm und dokumentiert damit nicht nur die persönliche Bilanz und Entwicklung eines politischen Menschen seit Gründung des Bundesrepublik, sondern auch ein Stück Zeitgeschichte des deutschen Nachkriegsanarchismus, bei dem Timm bis heute eine markante Rolle einnimmt. Der Anarchismus selbst ist in Deutschland eine schnellebige Bewegung, in der in rascher Folge Generationenwechsel stattfinden. Seit den 1960er Jahren ist der Anarchismus in diesem Sinne vor allem ein „Jugendphänomen" und Bestandteil der Jugendbewegung und -kultur. Vor diesem demographischen und soziologischen Hintergrund des bundesrepublikanischen Nachkriegsanarchismus erhält der Band von Timm eine besondere Bedeutung.

Timm zählt zu den „Altanarchisten" in der Bundesrepublik und führt Anarchismus als Politik in der Tradition von Augustin Souchy (1892–1984), Willy Huppertz (1904–1978), Kurt Zube (1905 bis 1991) oder Otto Reimers (1902–1984) fort. Timms politische Sozialisation erfolgte in den 1940er und 1950er Jahren und ist geprägt durch die Widerstandskultur jener Jahre. Er ist damit keiner jener militanten Barrikadenkämpfer, die immer wieder auch Bestandteil der anarchistischen Bewegung waren und sind. Timm zeigt sich in Sprache und Inhalt als ein libertärer Individualist, Intellektueller und Humanist in der Nachfolge von John Henry Mackay (1864–1933) und bewegt sich an der Schnittstelle von Anarchismus, Individualismus und Liberalismus. Ein Beleg dafür sind seine neueren Veröffentlichungen in der radikal-liberalen Zeitschrift „eigentümlich frei" aus den letzten Jahren.

Timm ist nicht nur ein beobachtender Zeitzeuge des deutschen Nachkriegsanarchismus, sondern auch einer seiner Gestalter und Vertreter. Sein Engagement zeigt sich nicht nur „auf der Straße", wie ein Foto von ihm von 1958 auf dem Rathausmarkt in Hamburg bei einer Mahnwache „Gewaltlosigkeit gegen Gewalt" exemplarisch dokumentiert (S. 60), sondern vor allem auch publizistisch in vielen Beiträgen und Kommentaren in libertären Zeitschriften. Organisatorisch wirkt er bis heute vor allem in der Mackay-Gesellschaft, die er 1974 zusammen mit Kurt Zube und anderen gründete, deren Verlagstreuhänder er von 1977 bis 1984 war und die bis heute zum traditionsreichsten Sprachrohr des Individualanarchismus im Nachkriegsdeutschland zählt. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch sein beruflicher Werdegang, zuletzt als Konstrukteur im Anlagenbau eines großen Hamburger Unternehmens. Ungewöhnlich für einen Anarchisten ist seine

Tätigkeit als Betriebsrat, die er von 1981 bis 1992 ausübte.

Wenn Uwe Timm in diesem Band eine zentrale Auswahl seiner Beiträge der letzten Jahrzehnte vorlegt, dann ist dies weniger als Eitelkeit eines libertären Intellektuellen zu interpretieren, sondern vielmehr als das interessante und berechtigte Anliegen zur Rekonstruktion einer Strömung innerhalb des deutschen Nachkriegsanarchismus.

Sein Verständnis von einer humanen Gesellschaft im Sinne des Anarchismus wird deutlich, wenn er schreibt: „Wirkliche Gemeinschaft, menschliche Solidarität, existiert nur dort, wo Menschen freiwillige Beziehungen eingehen und sich als gleichberechtigte Individuen gegenüberstehen. Nur wo das geschieht, gibt es menschliche Gemeinschaft" (S. 94). Und zu seinem politischen Selbstbild führt er etwas später aus: „Der Anarchist bejammert nicht das soziale Elend, vertritt keine Armeleutepolitik, worauf sich gewisse Sozialisten beschränken, um die soziale Abhängigkeit im Interesse der Nutznießer von Privilegien zu verwalten, sondern kämpft für einen Zustand der gleichen Freiheit aller und damit für eine Lösung der sozialen Frage, die allen ökonomische Unabhängigkeit ermöglicht" (ebd.).

Abgedruckt sind Beiträge aus anarchistischen Zeitschriften wie „Befreiung" (1948–1974), „Direkte Aktion" (seit 1977), „Graswurzelrevolution" (seit 1972), „Information" (1955–1962), aus freidenkerisch-sozialistischen Zeitschriften wie „Trotz Alledem" (seit 1979) und aus freiwirtschaftlichen Zeitschriften wie „Sozialökonomie" (seit 1962).

Themen sind für Timm immer wieder der Faschismus, antiautoritäre Tendenzen im (Staats-) Sozialismus, Fragen der Wirtschaft und des Geldes sowie die individualanarchistische Traditionen von John Henry Mackay und Silvio Gesell (1862–1930). Er greift auch aktuelle Fragen auf, wie z. B. die Verurteilung eines Totalverweigerers 1983 und kommentiert diesen „Vorfall" aus individualanarchistischer Sicht. Es wird deutlich, daß für Timm Anarchismus immer auch mit einem radikalen Humanismus gleichgesetzt werden muß. Wie ein „roter Faden" zieht sich Timms Kritik am autoritären Staatssozialismus ebenso wie am parlamentarischen „Demokratismus" durch den Band. Gleichsam unter dem Motto „weder Parlament noch Partei" plädiert er für einen humanen Individualismus, wobei er realistisch bleibt und nicht zum revolutionären Barrikadenkampf gegen den Kapitalismus aufruft.

Der Band bietet das Profil eines deutschen Anarchisten in Form ausgewählter Selbstzeugnisse. Uwe Timm repräsentiert als Individualanarchist nicht nur eine Minderheitenposition im gegenwärtigen Kontext der antiautoritären Bewegung, sondern vertritt auch innerhalb des Anarchismus selbst mit dem Individualismus in Anlehnung an Max Stirner und Mackay eine pointierte Position. Darüber hinaus repräsentiert er einen radikalen und bürgerlichen durch Pazifismus, Individualismus und Antietatismus geprägten Humanismus.

Ulrich Klemm

DUTSCHKE, Rudi: **Jeder hat sein Leben ganz zu leben. Die Tagebücher 1963 bis 1979.** Hrsg. von Gretchen DUTSCHKE. – Köln: Kiepenheuer & Witsch 2003. 430 S.

Der deutsche Bundeskanzler hieß von 1966 bis 1969 Kurt Georg Kiesinger. Wie war der Name des Oppositionsführers? Hans-Dietrich Genscher? Walter Scheel? Adolf von Thadden? Nein, die Gegenposition zur großen Koalition aus CDU und SPD markierte die Außerparlamentarische Opposition (APO). Diese Opposition kristallisierte sich im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS). Und dessen Wortführer war ein 1965 noch ziemlich unbekannter Westberliner Soziologiestudent namens Rudi Dutschke. Dutschke geriet in diese Rolle aus verschiedenen Gründen. Er war intelligent und charismatisch, rhetorisch brillant und telegen. Und er war einer der Radikalsten in einer sich ständig verbreiternden und radikalisierenden Protestbewegung gegen den Krieg der USA in Vietnam, die Ausbeutung der „Dritten Welt", das postfaschistische Establishment, die verkrusteten Strukturen des bundesdeutschen Bildungswesens und die geplanten Notstandsgesetze. Einer Bewegung, die gleichzeitig eine Bewegung für die Solidarität mit den Befreiungsbewegungen in Afrika, Asien und Lateinamerika, mit der Opposition in den USA und für die Entwicklung basisdemokratischer und antiautoritärer Selbstorganisation war.

Am 11. April 1968 wurde der nicht nur von der antikommunistischen Springer-Presse dämonisierte Student vor dem SDS-Zentrum am Kurfürstendamm niedergeschossen. In der Folge brannten Springer-Häuser in Berlin und anderswo, griff die Bewegung endgültig auf das Bundesgebiet über. Dabei war dies kein deutsches Phänomen. Begonnen hatte der Protest in Berkeley, USA, und war dann nach Italien und Frankreich, Großbritannien

und Japan übergesprungen. Modifiziert gab es die Protestbewegung auch in der Tschechoslowakei und Polen, vergleichsweise schwächer in der DDR.

Mit dem allmählichen Verebben des Vietnamkonflikts, mit der westdeutschen Entspannungspolitik gegenüber der UdSSR, Osteuropa und der DDR, mit dem Auftreten neuer Konflikte und Bewegungen in den siebziger Jahren übernahmen das Erbe der APO teilweise die Jungsozialisten in der SPD, teilweise orthodoxe und Neokommunisten, entstanden die Frauen- und Schwulenbewegung, Basisgruppen und die Bewegung gegen Atomkraftwerke. Rudi Dutschke, der Akteur und Sprecher von 1967 bis 1968, konnte dies nur noch beobachten. Beim Attentat 1968 war er so schwer verletzt und geschockt worden, daß er erst einmal nicht aus England bzw. Dänemark zurückkehren wollte und zunächst von dort aus eine wissenschaftliche Qualifikation an der FU Berlin anstrebte . Als er sich nach Promotion und verschiedenen Forschungsstipendien endlich für eine Rückkehr und eine Mitarbeit bei den Grünen entschieden hatte, erlag er 1979 den Spätfolgen des Mordanschlags.

Die vorliegendenden Tagebücher dokumentieren Dutschkes Leben von 1963 bis 1979, d.h. vor und nach dem Attentat von 1968, wobei quantitativ und qualitativ der Teil danach gewichtiger ist, ließ doch Dutschkes Aktivismus 1966 bis 1968 offenbar kaum Raum für längere Aufzeichnungen. Herausgegeben wird der Text von Rudi Dutschkes amerikanischer Ehefrau Gretchen, die heute als Webdesignerin und politische Aktivistin in Waltham (Massachusetts) lebt.

Das Diarium beginnt 1963, d.h., wir erfahren nichts über die Jugend in Luckenwalde (DDR), den Grenzübertritt knapp vor dem Mauerbau im August 1961, das zweite Abitur im Westen und die kurzfristige Tätigkeit als Sportjournalist bei Springers BZ. Der junge Mann beginnt sein Tagebuch 1963 mit Karl Marx: „Marx analysiert phantastisch u[nd] eindeutig, doch heute geht seine Analyse, für Westeuropa gesehen, ins Leere" (S. 11). Und Marx bleibt ihm, neben Jesus und Che Guevara, neben Herbert Marcuse, Ernst Bloch und manchem anderen Denker als theoretischer Fixstern sein Leben lang erhalten. 1963 finden sich Marx und Bloch noch neben Martin Heidegger, Karl Jaspers und Friedrich Nietzsche, z.T. vermittelt durch Wilhelm Landgrebe und Karl Löwith. Organisatorisch steht auch 1964 noch nicht der SDS im Zentrum, sondern die „Subversive Aktion" und ihre von Dutschke mitverfaßte Zeitschrift „Anschlag". Politisch beeindruckt ihn die KP Chinas. „Die Sowjets lavieren und argumentieren wie die Revisionisten à la Kautsky, Hilferding und Bauer; besonders in der Beurteilung des Charakters unserer Epoche, einer Epoche der nationalen Befreiungskriege in Asien, Afrika und Lateinamerika, bin ich ‚Chinese'" (S. 20 f.). Als „komisch" empfindet er, daß er mit den Leuten von der „Subversiven Aktion" oder vom SDS „über Theologie und Christentum" nicht reden könne (S. 22). Einfacher ist die Erfahrung der Aktion selbst. Die Demonstration gegen den Kongo-Potentaten Moise Tschombé im Dezember 1964 wird aus Dutschkes Sicht ein voller Erfolg, denn die polizeilichen Regeln werden durchbrochen: „[...] viele Tomaten [...], nicht bloß zum Essen [...]. Der imperialistische Agent und Mörder von Lumumba ließ nicht lange auf sich warten. Wir donnerten voll los, Schwiedrzik traf ihn voll in die Fresse" (S. 24). 1965 vertieft ein Besuch der UdSSR mit einer SDS-Delegation Dutschkes Skepsis. Aber „warum lieben, nein, verehren wir dennoch die Oktoberrevolution? Die Bourgeoisie hat 1917 eins auf die Fresse bekommen, wer von uns konnte sich darüber nicht freuen?" (S. 32).

1966 und 1967 überschlagen sich die Ereignisse. Der Tagebuch-Autor kann nur noch gehetzt folgen:

„[...] März 1966[:] Viva-Maria-Periode!! (Heirat) [...]

Juni 1966[:] Sit-in [...]

Oktober[:] Africa Addio [...]

Dez. 1966[:] Spa-Pro (Verhaftungen etc. obj[ektive] Guerillataktik – städtische?!) [...]

22. April[:] ‚Humphrey-Attentat' [...]" (S. 34 f.).

Notizen wie diese wären nur schwer verständlich, wenn nicht in ausführlichen Anmerkungen und in einer Zeittafel Details zu den Ereignissen berichtet würden: die Faszination durch den Revolutionsfilm „Viva Maria" von Louis Malle, das Sit-in als Reaktion auf Behinderungen bei der FU-Raumvergabe, der Protest gegen den rassistischen Film „Africa Addio", die „Spaziergangs-Demonstrationen" und das scheinbare Pudding-Attentat der „Kommune I" auf den US-Vizepräsidenten Humphrey.

Ausführlicher wird das Tagebuch erst nach dem 2. Juni 1967, als bei Demonstrationen gegen den Schah von Persien ein Student in der Nähe der Deutschen Oper in Berlin erschossen wurde. Dutschke wird nun zum Motor des Aktivismus, weshalb er von Jürgen Habermas des „linken Faschismus" geziehen wird. Rudi Dutschke

kommentiert: „Organisierte Gegengewalt unsererseits ist der größte Schutz, nicht ‚organisierte Abwiegelei' à la H[abermas]. Der Vorwurf der ‚voluntarist[ischen] Ideologie' ehrt mich [...]" (S. 45). Die massenhafte Mobilisierung der Studierenden in West-Berlin und bald auch der ganzen Bundesrepublik verzeichnet das rasch zum Idol avancierende SDS-Mitglied teils en passant und eher unzufrieden, teils schwer begeistert. Schon beschäftigen ihn organisatorische Konsequenzen: „Aktionszentren" (S. 48), „Gegenuniversität" (S. 54), „Reorganisation des SDS" (S. 58) durch Projektgruppen. Fast gleichzeitig saust der inzwischen Titelheld des „Spiegel" und Haßobjekt Nr. 1 der Springer-Presse gewordene Studentensprecher im Sommer und Herbst 1967 nach Hamburg, Hannover, Freiburg, Mannheim, Heidelberg, Frankfurt, Mailand, Kampen, Bochum und Bremen. Die Bewegung scheint unaufhaltsam zu sein, der Starkult um seine Person wird Dutschke und vor allem manchen SDS-Genossen allmählich lästig.

Der Mordanschlag vom April 1968 verändert Dutschkes Biographie essentiell: „Am 11. April 1968 wurde Rudi Dutschke von einem von der ‚Bild'-Zeitung aufgehetzten Hitler-Verehrer namens Josef Bachmann niedergeschossen. Die Texte bis zum 13. 7. 1968 entstammen Rudi Dutschkes Übungsbuch" (S. 71, Anm.). Es sind Wortübungen, ein sich nunmehr häufig wiederholendes Zitat von Eugen Leviné („Wir Kommunisten sind nur Tote auf Urlaub", S. 73 u. ö.), Marcuse-Exzerpte und weitere Lektüre-Notizen. Im August 1968 setzt das Tagebuch wieder ein. 1969 reflektiert der Rekonvaleszent seine schwierige Genesung in Großbritannien und beobachtet seinen Sohn Hosea Che fast ebenso intensiv wie Tendenzen „der zunehmenden Faschisierung und Revolutionierung in der BRD" (S. 104). 1970 taucht dann Tochter Polly im Tagebuch auf. Schwierigkeiten registriert der Doktorand in Oxford und Cambridge, wo er schließlich akzeptiert wird. Tagespolitik wird temperamentvoll kommentiert, etwa am 28. Dezember 1970: „Die zaristischen Schweine der Führung der SU gehen totalitär gegen Juden etc. aus dem eigenen Lande vor. Die israelischen Halb-Faschisten können damit nur profitieren. Lang lebe doch Fidel, er öffnet das Land für die Feinde, damit sie verschwinden können" (S. 143).

1971 „ist es doch passiert, die pigs schmeißen uns raus" (S. 155). Dutschke und Familie müssen England verlassen, im März 1971 beginnt er in Århus (Dänemark) mit einem Seminar über „Grundbegriffe des Marxismus". Århus wird zur Wahlheimat der siebziger Jahre, unterbrochen von immer häufigeren Reisen nach Deutschland, besonders nach Berlin, wo er an der FU mit einer Doktorarbeit „Zur Differenz des asiatischen und europäischen Weges zum Sozialismus" promoviert. Die Studie erschien im August 1974 im Berliner Wagenbach-Verlag unter dem Titel „Versuch, Lenin auf die Füße zu stellen". Dutschkes Notizen dazu sind teilweise skurril. Er hatte in seinem Buch die „asiatische Produktionsweise" thematisiert, eine von Marx beschriebene Kastendiktatur, die spätestens seit der „orientalischen Despotie" von Karl August Wittfogel (1957) als totalitarismustheoretische Sowjetunion-Deutung zum Kernbestand der Sozialwissenschaften gehört. Nun geriert sich Dutschke so, als ob er dies Theorem entdeckt und sein alter Freund Bernd Rabehl ihn de facto plagiiert habe: „Ich behaupte, daß er meine Position, nicht meine Sätze, bezüglich des Verhältnisses von ‚asiatischer Produktionsweise' und russischer Entwicklung bzw. Stagnation unsolidarisch und widersprüchlich adoptiert hat. Ist das so schlimm? Eigentlich nicht im geringsten, wenn solidarische Verkehrsformen dabei aufrechterhalten bleiben. Ich behaupte, daß Bernd sie durchbrochen hat" (S. 173). Auch die Doktorväter „Urs (Jaeggi) und Peter (Furth) haben das Spiel von Bernd halb-direkt mitgespielt" (ebd.). Vier Jahre später wird selbst Rudolf Bahro von Dutschke der „Abschreiberei" (S. 295) verdächtigt. Dutschkes eigenartige Position zur „asiatischen Produktionsweise" erweist sich auch darin, daß er noch 1975 schreibt: „Die revolutionären Kämpfe in Kambodscha und Vietnam gehen weiter, die Revolution schreitet vorwärts!!!" (S. 239). Oder: „Wie groß war und ist die ostasiatische Revolution" (S. 245). 1979 heißt es dagegen: „Die Herren Damen Professoren, die es seit 1974 vorgezogen haben, über ‚Dutschkes Tick mit der asiatischen Produktionsweise zu witzeln', haben durch die asiatischen Kriege (zwischen Vietnam, China und Kambodscha) eins hart auf die Gusche bekommen" (S. 319).

Weitere Buchprojekte sind ein nie erschienenes Werk „Sozialismus für Anfänger" und ein Sammelband über die Sowjetunion, Solschenizyn und die westliche Linke (Reinbek 1975). Mitherausgeber Manfred Wilke erscheint Rudi Dutschke als „manipulativer Despot im Kleinformat" (S. 241). Gegen Ende der siebziger Jahre tritt die gelegentlich von Fastparanoia begleitete Fixiertheit auf die asiatische Produktionsweise ebenso in den Hintergrund wie die solidarisch-kritische

Auseinandersetzung mit dem RAF-Terrorismus und den K-Gruppen. Dutschke bemüht sich – nur teilweise erfolgreich – um ein Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft, beschäftigt sich mit Leben und Werk von Ernst Bloch und Herbert Marcuse. Er entdeckt die Umweltfrage: „Über die Anti-Atomkraft-, hoffentlich bald Anti-atombomben-Bewegung desgleichen, steht *Leben* und *Frieden* zur Grunddebatte" (S. 295). Damit geht der Kontakt zu den Bremer Grünen einher. 1979 beschließt Dutschke die Rückkehr in die Bundesrepublik und die Mitarbeit bei den Bremer Grünen. Bevor es dazu kommt, stirbt er am 24. Dezember 1979 an den Spätfolgen des Attentats.

Im Anhang finden sich fast ausschließlich sportbezogene Notizen zu einem Fotoalbum (1955 bis 1958). Stolz stellt der junge Diskuswerfer fest, daß er „in der Bestenliste der DDR den 7. Platz" (S. 355) einnimmt. Sportkritische Positionen gibt es im gesamtem Tagebuch nicht, obwohl dem Soziologiestudenten die Sportskepsis der „Frankfurter Schule" bekannt gewesen sein könnte. Im Gegenteil heißt es zur Anti-Tschombé-Demo 1964: „Alle Stopversuche der Polizei gingen schief. Es lohnt sich schon, Leichtathlet (und Ringer) gewesen zu sein" (S. 23). Erst im März 1979 fällt auf: „Beim Spezialarzt für Füße gewesen. [...] Der Leistungssport in der ‚Jugendzeit' zeigt jedenfalls negative Aspekte" (S. 318). Sport dominiert auch noch den Beginn von zwölf Seiten undatierter „autobiographischer Notizen", um dann gegenüber anderen Stichworten wie „Krach mit Rabehl, Bernd", „DFG [...]" oder „Ausbürgerung von Wolf B[iermann]" zurückzutreten (S. 360–372).

Das Nachwort der Herausgeberin Gretchen Dutschke ist ein lesenswerter Kommentar zum Alltag der Familie Dutschke zwischen Wunsch und Wirklichkeit, zu Rudis voluntaristischer Ideologie mit der Forderung nach antiautoritärer Selbstbestimmung und zu seinem Verständnis des Marxismus. Zur Frage, ob das Attentat eine Verschwörung war, bemerkt sie: „Wer wollte Rudi Dutschke ermorden? Vielleicht gibt es in Geheimdienstarchiven Hinweise, vielleicht auch nicht. Interessant ist, dass Rudi selbst eine Verschwörung für möglich hielt. Ich weiß nicht, wie ich mich dazu verhalten soll" (S. 391). „Am meisten Schwierigkeiten" hatte Gretchen Dutschke mit den Tagebüchern da, wo es um Sexualität (mit ihr und mit anderen Frauen) ging. Sie entschloß sich jedoch zum ungekürzten Abdruck, „denn es ist ein Teil von ihm" (S. 407). Weggelassen wurden lediglich etwa sechs Seiten „aus juristischen Gründen" (ebd.), vermutlich Invektiven.

Der Anmerkungsapparat und die Zeittafel sind hochinformativ und gelegentlich unerläßlich zum Verständnis des Textes. Der Apparat ist allerdings nicht immer zuverlässig. So ergaben Stichproben, daß der Vorname der „Argument"-Herausgeberin Frigga Haug konsequent als „Fridda" wiedergegeben wurde (vgl. S. 21, 424). „Kadritzke, U." dürfte sich auf Ulf und nicht auf „Niels Kadritzke" (S. 45) beziehen. Ekkehart Krippendorf war nicht „damals SDS-Aktivist" (S. 53). Jens Litten war nicht „Mitglied des Hamburger SDS" (S. 64). Das Berliner „Projekt Klassenanalyse" war kein „Projekt des DKP-nahen Instituts für Marxistische Studien und Forschungen" (S. 169). Die „K. [...] dufte und liebe Berliner Schnauze" (S. 272) könnte Katharina Thalbach sein. „PL" (S. 274) könnte für „Politologie" stehen, vielleicht aber für „Proletarische Linke/Parteiinitiative".

Insgesamt bieten Rudi Dutschkes Aufzeichnungen einen faszinierenden Einblick in das geistige Innenleben eines deutschen Linken, der theoretische Analyse und politisch-praktischen Gestaltungswillen auf inzwischen eher seltene Weise miteinander verbinden wollte. Der Text enthält zudem eine Fülle von wertvollen Detailinformationen zur Geschichte der Studentenbewegung und der Außerparlamentarischen Opposition von 1964 bis 1969 sowie zur deutschen und europäischen Zeitgeschichte der siebziger Jahre. Man fragt sich, was aus diesem Talent geworden wäre, wenn Dutschke nicht an den Folgen des durch hysterischen Antikommunismus motivierten Attentats Heiligabend 1979 verstorben wäre. Eine Gelehrtenlaufbahn wäre nicht unmöglich gewesen. Aber auch ein Engagement bei den Grünen scheint denkbar, das von der außerparlamentarischen zur parlamentarischen Opposition bis hin zur gouvernementalen Politikgestaltung geführt haben könnte.

Der Rezensent kannte Rudi Dutschke nicht besonders gut. Aber immerhin festigte sich zwischen 1965 und 1978 bei ihm der Eindruck, daß Dutschke ein ganz ungewöhnlicher Mensch war. Ein körperlich kleiner Mann, der vom Gewicht seiner mit Büchern vollgepackten Aktentasche fast zu Boden gezogen wurde. Jemand, in dessen Gesicht man sofort lesen konnte. Indifferenz, Antipathie oder Zustimmung waren immer klar erkennbar. Ironie oder gar Zynismus waren Dutschke fremd, obwohl er durchaus manipulative Kompetenz entwickeln konnte. Manches seinerzeit an ihm Unklare wurde bei der Lektüre des Diariums konturierter, etwa Dutschkes naives Christentum oder seine vielleicht noch aus

Luckenwalde stammende Hoffnung auf ein sozialistisches Gesamtdeutschland.

Volker Gransow

BRAVO, Gian Mario: **Democrazia, socialismo e partito repubblicano. Il tedesco-americano August Becker (1814–1871)** (= Studi storici Carocci, Bd. 29). – Rom: Carocci 2002. 426 S.

Der Turiner Forscher Gian Mario Bravo, Autor von zwanzig Monographien und Textausgaben sowie zahlreicher Spezialstudien zur Geschichte des politischen und sozialen Denkens im 19. Jahrhundert,[1] genießt internationale Achtung. Die Zuverlässigkeit seiner Forschungsergebnisse zur Geschichte des italienischen, französischen, deutschen, englischen, skandinavischen und amerikanischen Sozialismus vor Marx zehrt von einer selten gewordenen Symbiose quellenkritischer Analyse, subtiler Detailkenntnis und Weite des Blickwinkels. Deutsche Vormärzhistoriker schätzen Bravos hervorragende Kenntnis der frühen deutschen Arbeiterbewegung und des Sozialismus in Deutschland. Seine Weitling-Biographie von 1962 gehört noch vier Jahrzehnte nach ihrem Erscheinen zum unverzichtbaren Bestand der Fachliteratur.[2] Verdienstvoll für die Spezialforschung zur deutsch-amerikanischen Arbeiterbewegung ist und bleibt das von ihm besorgte arbeitsaufwendige Reprint der von Weitling in New York von 1850 bis 1855 herausgegebenen Zeitschrift „Die Republik der Arbeiter".[3]

Längst wünschen sich Forscher, die Bravos gehaltvolle Spezialstudien über August Beckers Rolle am Vorabend und während der Revolution von 1848/49 kennen,[4] eine Gesamtdarstellung von Leben und Wirken des in der jüngeren deutschsprachigen Historiographie noch immer vernachlässigten Sozialrepublikaners auf zwei Kontinenten, den man teils wegen seines Barts, teils wegen seiner politischen Ansichten den „roten" Becker nannte. Denn was wir über diesen Mitstreiter Georg Büchners, Ludwig Weidigs und Wilhelm Weitlings wissen, beschränkte sich im wesentlichen auf das, was Ernst Barnikol 1932 in der kommentierten Ausgabe von August Beckers „Geschichte des religiösen und atheistischen Frühsozialismus" mitteilte,[5] bzw. auf das, was die Büchner-Forschung[6] und die Weitling-Literatur über seine Rolle im Vormärz zusammentrugen.

Bravos Monographie erweitert die bislang vorliegenden Ergebnisse zu einem umfassenden Gesamtbild. Seine akribische Analyse schöpft aus reichhaltigem Quellenfundus und umfassender Kenntnis der zeitgenössischen und historiographischen Literatur. Erschlossen werden inmitten des politischen und intellektuellen Umfelds die politische und organisatorische Tätigkeit und das publizistisches Werk Beckers, das mehr als hundert Titel umfaßt. Darüber hinaus vermittelt das Buch aus dem vielfältigen Beziehungsgeflecht politischer und geistiger Begegnungen mit Freunden und Gegnern manches Neue über Zeitgenossen und Strömungen der Vor- und Nachmärz-Bewegung.

Die zehn Kapitel verfolgen die bewegten Lebensetappen des 1814 geborenen hessischen Pfarrersohnes, der, von der Polizei halb Europas gehetzt, seinen Unterhalt als freischaffender Publizist verdienen mußte. Untersucht wird der aktive Anteil des jungen Theologie-Studenten an der „Verschwörung" Georg Büchners und Ludwig Weidigs in den dreißiger Jahren und die folgende Annäherung des nach Frankreich und in die Schweiz Geflüchteten an den Sozialismus. Eingehend behandelt Bravo Beckers 1839 beginnendes Wirken in den Vereinen der deutschen Handwerksgesellen in der Schweiz, seine Mitarbeit im Bund der Gerechtigkeit und seine Hilfe bei Redaktion und Vertrieb der ersten deutschen Arbeiterzeitschrift Wilhelm Weitlings, dessen organisatorische Arbeit er mit Rat und Tat begleitete. Bravo vergegenwärtigt Beckers Auseinandersetzung mit klerikal-konservativen Kräften wie mit anarchistisch-atheistischen Tendenzen des „Jungen Deutschlands", gegen die er den Kommunismus in Wort und Schrift verteidigte, ohne sich je zu einer bestimmten sozialistischen Strömung zu bekennen. Gewürdigt werden Beckers – in der Literatur nicht immer zutreffend beurteilte – philosophische, ökonomische und zeitgeschichtliche Schriften in dieser seiner Hoch-Zeit, gefolgt von den Bemühungen, nach Weitlings Verhaftung und Ausweisung mit Simon Schmidt die Bewegung in der Schweiz weiterzuführen und ihr, zunächst allein, dann mit Johann Jakob Treichler, ein Periodikum zu erhalten, wozu ihm auch ein fragwürdiges Zusammengehen mit Georg Kuhlmann nützlich schien. Beckers Zuflucht im Elsaß nach den Verboten und die Mitarbeit an der „Mannheimer Abendzeitung" und anderen radikalen Blättern veranlassen die Ermittlung von Umfang und Inhalt seiner Beiträge. Einen weiteren Höhepunkt bietet das Wirken des Anfang 1848 in die

Heimat Zurückgekehrten während der Revolution in Hessen, in der er im Demokratischen Verein und vor allem in seiner Zeitung „Der jüngste Tag", 1849 geändert in „Wehr dich", für eine freie und einheitliche demokratisch-soziale Republik mit einem aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgegangenen „Volksparlament" eintrat, auch ein „Büro der Arbeit" zum Schutz der Arbeiter und Bauern vor Reichen, Spekulanten und Großgrundbesitzern gründete, und noch am Ausgang der Revolution als Abgeordneter der Zweiten Kammer des Hessischen Landtags von sich reden machte. Als letzte Etappe erscheint das Wirken in den Vereinigten Staaten von Amerika nach abermaliger Emigration Anfang 1852, der Verkehr mit alten Achtundvierzigern und die erneute Verbindung mit dem Freunde Weitling und zeitweilige Redaktion von dessen „Republik der Arbeiter", die weitere publizistische Tätigkeit des entschieden für Sklavenbefreiung und Landreform eintretenden Journalisten in zahlreichen deutschsprachigen Blättern und die Teilnahme als Feldkaplan und Berichterstatter im Sezessionskrieg. Sein Tod 1870 beendet das selbstlose Leben eines rastlosen sozialen Demokraten, der – so Bravo – sich in der Schweiz und in Hessen als tatkräftiger Volksführer bewährte und seine hohe Intelligenz und vielseitige Begabung zwar nicht immer konsequent, doch stets ehrlich in den Dienst der sozial-republikanischen und Arbeiterbewegung stellte.

Der Band enthält ein Namensregister, aber leider kein Verzeichnis der Schriften August Beckers, das der Leser in Bravos Studie in den „Annali" findet.

1 *Erwähnt sei hier nur die auch in andere romanische Sprachen übersetzte Darstellung und Textausgabe zur Geschichte des europäischen Sozialismus: Storia del socialismo 1789–1848, Rom 1971; Il socialismo prima di Marx, Rom 1966.*

2 *Wilhelm Weitling e il comunismo tedesco prima del Quarantotto, Turin 1963.*

3 *Die Republik der Arbeiter, New York 1850 bis 1855; Neuausgabe mit einer Einleitung von Gian Mario Bravo, 5 Bde., Vaduz 1979.*

4 *Il comunismo tedesco in Swizzera. August Becker. 1843–1846, in: Annali, Mailand, Jg. 6 (1963) – die Bibliographie im Anhang erfaßt 102 Schriftstücke und 14 unveröffentlichte Manuskripte; August Becker am Vorabend der Revolution (August 1846 bis Ende 1847), in: International Review of Social History, Vol. XXVI (1981), Part 3; Die Revolution in Hessen. August Becker 1848/49, in: Jahrbuch für Geschichte, Bd. 33 (1986).*

5 *Geschichte des religiösen und atheistischen Frühsozialismus nach der Darstellung August Beckers vom Jahre 1847, Erstausgabe von Ernst Barnikol, Kiel 1932.*

6 *Jan-Christoph Hauschild, Georg Büchner. Biographie, Stuttgart 1993.*

Joachim Höppner

TAFT, Bernie: **Diesseits von Gut und Böse. Erinnerungen eines roten Weltbürgers. Mit einem Vorwort von Wolfgang Leonhard.** – Berlin: Edition Ost im Verlag Das Neue Berlin 2002. 332 S.

Bernhard Tugendhaft ist ein weitgereister Mensch: 1939 gelangt der in Hannover geborene und damals 21jährige Jude auf verschlungenen Pfaden der Emigration nach Australien und ändert seinen Namen in Bernie Taft. Fortan lassen ihn seine prominente Mitarbeit in der Kommunistischen Partei Australiens und seine zahlreichen Reisen in deren Auftrag in der Tat zu einem „roten Weltbürger" werden. Tafts Memoiren „Crossing the party line" liegen nun auch in deutscher Sprache vor.

Seine zahlreichen Reisen u.a. nach Moskau, China und in die Tschechoslowakei, seine Begegnungen und Erfahrungen mit kommunistischen Funktionären vieler Länder und unterschiedlicher Prägungen zeichnen ein komplexes Bild der internationalen kommunistischen Bewegung insbesondere der 1950er, 1960er und 1970er Jahre. So wurde Taft z. B. die vermutlich seltene Ehre zuteil, sowohl an der chinesischen als auch der sowjetischen Parteihochschule studieren zu können. Während sich ein Großteil des Buches der internationalen Betrachtung widmet, ist diese aber auch eng verknüpft mit seiner Arbeit und den Auseinandersetzungen in der Kommunistischen Partei Australiens.

Die differenzierten Beschreibungen und Analysen zeichnen sich dadurch aus, daß Bernie Taft politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Positionen nicht einseitig und dogmatisch vertritt, sondern zur kritischen Hinterfragung und gegebenenfalls zum Meinungswechsel fähig ist. Die inneren und äußeren Konflikte, die Bernie Taft im Laufe solcher Entwicklungen ausgestanden hat, werden nicht unter den Teppich gekehrt. Dabei lockert er seine sprachlich und stilistisch eher einfach gehaltenen Schilderungen immer wieder

durch überraschende Anekdoten auf. Ärgerlich sind leider die zahlreichen Tippfehler, die sich wohl im Zuge der Übersetzung eingeschlichen haben.

Bernie Taft gewährt mit seiner Autobiographie einen einzigartigen Blick hinter die Kulissen der Kommunistischen Partei Australiens. Weit über diesen Rahmen hinaus jedoch zeichnet der Autor ein differenziertes und strömungsreiches Bild der kommunistischen Weltbewegung – und das über mehr als ein halbes Jahrhundert.

Frank Paschen

KALBITZ, Rainer: **Die Ära Otto Brenner in der IG Metall** (= Schriftenreihe der Otto-Brenner-Stiftung, Bd. 77). – Frankfurt a. M.: Bund Verlag 2001. 233 S.

Um es gleich vorwegzunehmen: Ein so schlechtes Buch habe ich schon lange nicht mehr gelesen. Es ist schlampig verfaßt und ebenso nachlässig gedruckt. Immer wieder fehlen Satzzeichen und Buchstaben, ja ganze Wörter, die das Lesen zur Qual werden lassen. Zuweilen finden sich auch zu viele Buchstaben wie bei „Republick" (S. 104) oder „Berling" (S. 194), oder es werden nicht selten Kommata dort gesetzt, wo sie gar nicht hingehören. Auf wundersame Wortschöpfungen wie „Technische Schoxhulen" (S. 194) oder „Umettikierungen" (S. 195) stößt man ebenso wie auf völlig wirre, unverständliche Sätze wie auf S. 201: „Dazu kommen die Einkommensverluste von den nur in der allerwenigsten Fällen reichte der Druck der Streikenden aus, sich von den Arbeitgebern die Streikzeit bezahlen zu lassen." Obendrein werden die Namen von Walter Arendt (S. 95) sowie Arkadij Gurland und Leo Kofler (S. 101) nur entstellt wiedergegeben, und ganze Zeilen von S. 57 sind auch in ein Zitat auf S. 43 f. eingebaut, das dadurch verfälscht wird und so kaum noch verständlich ist. Wird auf S. 11 die Einstellung von Otto Brenner bei Hanomag auf das Jahr 1925 datiert, so ist es nur vier Seiten später auf einmal das Jahr 1924. Mal stehen im Text die Verben im Präsens, mal im Imperfekt.

Damit nicht genug: Der Verfasser springt immer wieder innerhalb chronologischer und thematischer Zusammenhänge und läßt auf diese Weise kaum eine klare Struktur erkennen. Innerhalb weniger Seiten, auf denen der Gründungsprozeß der Gewerkschaften zwischen November 1945 und Februar 1947 behandelt wird (S. 35–39), verliert er zugleich ein paar Worte zur Rückkehr von Otto Brenner in die SPD im September 1945, zu seinen privaten Wohnverhältnissen wie auch zu einem achtwöchigen Erholungsurlaub, der ihm im August 1948 gewährt wurde, um anschließend aus Dokumenten von Juli und Oktober 1947 über die Festlegung der gewerkschaftlichen Bezirksgrenzen bzw. die Frage von Streiks zu zitieren, bevor er dann auf den ersten Verbandstag der IG Metall für die britische Zone im Februar 1947 eingeht.

Grundsätzlich drängt sich die Frage auf, was das Buch eigentlich behandeln will. Es ist weder eine Biographie noch eine Organisationsgeschichte. Von beidem finden sich Elemente, ohne daß sie jedoch sinnvoll miteinander kombiniert werden. Nur bruchstückhaft erfährt der Leser etwas über die Person Otto Brenners und sein Wirken in der IG Metall. Wichtige Bereiche, vor allem solche, die politische Fragen betreffen, wie sein Engagement gegen die Remilitarisierung, die nukleare Bedrohung oder die Notstandsverfassung, werden völlig ausgeblendet, geschweige denn, daß das Verhältnis zu den wechselnden Bundesregierungen und damit etwa die konzertierte Aktion beleuchtet würde. Die Begründung des Verfassers, sich nur auf „die dauerhaft wirksamen Eingriffe von Otto Brenner mit der IG Metall in die Sozialstruktur der Bundesrepublik Deutschland" (S. 233) zu konzentrieren, ist wenig überzeugend, denn auch das, was Otto Brenner vergeblich unternahm oder worin er scheiterte, gehört zu seiner Biographie, und sowenig politische Aktionen zu den Kernaufgaben von Gewerkschaften zählen, sowenig läßt sich aber auch umgekehrt die IG Metall auf Tarifpolitik und Arbeitskämpfe reduzieren, wie es der Verfasser tut. Seinem eigenen Forschungsschwerpunkt entsprechend, dem er schon seit Jahrzehnten folgt, werden lang und breit Streiks beschrieben, sei es der Bayern-Streik von 1954 (S. 104–119), sei es der Streik in Schleswig-Holstein 1956/57 (S. 133–149) oder sei es die Aussperrung in Nordbaden/Nordwürttemberg 1963 (S. 180–192). Über Fragen der Mitbestimmung, ein zweifellos wichtiger Bereich gewerkschaftlichen Handelns, wird ebenso hinweggegangen wie über die Politik der IG Metall gegenüber der Automation, was z. B. auch Rationalisierungsschutzabkommen einschließt. Darüber hinaus wird die Organisationspolitik völlig unzureichend behandelt; auf die Mitgliederentwicklung wird nur im Zusammenhang mit der Angestelltenproblematik kurz eingegangen (S. 193 ff.), und die Entwicklung

der hauptamtlich Beschäftigten wird im Rahmen der Finanzentwicklung lediglich beiläufig gestreift (S. 216). Statt die organisationspolitischen Fragen in Anknüpfung an die wegweisende Studie von Wolfgang Streeck (1981) systematisch zu analysieren, werden vielmehr spektakuläre oder skandalöse Vorgänge aufgeführt: Ungereimtheiten in der Lohn- und Gehaltseinstufung der hauptamtlich Beschäftigten durch die hinter verschlossenen Türen tagende Personalkommission (S. 159 und 166) oder Unterschlagungen von Mitgliedsbeiträgen in nahezu allen Bereichen der Gewerkschaft (S. 225–229).

Wissenschaftlichen Standards genügt das Buch kaum. Selbst grundlegende Literatur wird nicht herangezogen. Der Verfasser stützt sich in erster Linie auf einzelne, recht willkürlich ausgewählte Quellen aus dem Zentralarchiv der IG Metall, die im übrigen in zwei Quellenbänden (1991 und 1999) zumindest für den Zeitraum von 1950 bis 1963 inzwischen für jeden nachzulesen sind. Weder soziologische Studien wie das bereits erwähnte Buch von Wolfgang Streeck oder die Untersuchung von Claus Winfried Witjes über gewerkschaftliche Führungsgruppen (1976) noch wichtige gewerkschaftshistorische Publikationen wie etwa die Arbeit von Johannes Kolb über „Metallgewerkschaften in der Nachkriegszeit" (1970) oder „Die blinde Macht" von Theo Pirker (1961), ganz zu schweigen von Detailuntersuchungen zu einzelnen Arbeitskämpfen, zur KPD, zu den Verhältnissen auf der Klöckner-Hütte in Bremen usw., werden verarbeitet. Viele Behauptungen sind deshalb nicht nur ohne jeden Beleg, sondern auch schlicht falsch. Ein Blick in das Buch von Klaus Peter Wittemann über die „Ford-Aktion" (1994) reicht aus, um zu sehen, daß die Angaben über die Mitgliederentwicklung im Kölner Automobilwerk von angeblich 1000 auf 11 000 innerhalb von nur vier Jahren (S. 198) maßlos übertrieben sind; tatsächlich stieg nämlich die Zahl der Mitglieder lediglich um die Hälfte.

So erfreulich und begrüßenswert es ist, daß sich die IG Metall ihrer eigenen Geschichte erinnern will, so kontraproduktiv ist die vorliegende Publikation. Sie verleidet Interessierten eher die historische Auseinandersetzung, als daß sie sie anregt und fördert.

Karl Lauschke

A nemzetközi munkásmozgalom történetéből. Évkönyv 2004 (XXX. Évfolyam). [Aus der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung. Jahrbuch 2004 (Bd. 30)]. – Budapest: Magyar Lajos Alapítvány 2003. 462 S.

Das Inhaltverzeichnis des Jahrbuchs listet 120 Studien, Dokumente, biographische Skizzen, Informationen und Buchbesprechungen auf, die über historische und aktuell-politische Ereignisse der internationalen Arbeiterbewegung berichten. Alle vorzustellen würde selbst den Rahmen einer bündelnden Kurzbesprechung sprengen. Deshalb sei nur auf einige Beiträge hingewiesen, die in der Rubrik „Internationales Supplement" originalsprachig abgedruckt werden, darunter: „I partiti comunisti italiano e francese nella stagione dell' eurocomunismo" (Aldo Agosti); „Stefan Heym 1913–2001 – Schriftsteller und Machthaber im Streit um die Wahrheit – das war sein Thema ein Leben lang" (Klaus Höpcke); „Victor's Justice? The Trial of Slobodan Milosevic" (Kate Hudson) sowie „The Challenge of Substainable Development and the Culture of Substantive Equality" (István Mészáros). Susanne Miller und Peter Birke beschäftigen sich mit den Auswirkungen der Wahlen zum Deutschen Bundestag 2002 bzw. zum Hamburger Senat 2001.

Dagmar Goldbeck

König, Wolfgang: **Geschichte der Konsumgesellschaft** (= Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte, Nr. 154). – Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2000. 509 S.

Bei dem vorliegenden umfangreichen Buch, das in Titel und Inhaltsverzeichnis mit dem Anspruch eines Standardwerkes daherkommt, handelt es sich um eine wirtschafts- bzw. technikgeschichtliche Abhandlung über die Herausbildung der Konsumgesellschaften in Deutschland und den USA im 19. und 20. Jahrhundert.

König versteht den Begriff der Konsumtion komplementär, einmal zur Produktion als eigentlichem „Zweck wirtschaftlichen Schaffens" und zum anderen als Gegenwelt zur Arbeit, wo er „für die ganze Fülle von Alltags- und Freizeithandlungen" stehen soll, „welche die Lebensform der Moderne ausmachen" (S. 7). Damit ist rein von der Begrifflichkeit her eigentlich die Voraussetzung gegeben, den Konsum als kulturelles Phänomen zu fassen. Doch König interessieren weniger die

den Konsum begleitenden Diskurse oder die kulturellen Praxen der Individuen (wie das in der 1997 von Hannes Siegrist, Hartmut Kaelble und Jürgen Kocka herausgegebenen „Europäischen Konsumgeschichte" oder der 1995 von Peter Borscheid und Clemens Wischermann publizierten „Bilderwelt des Alltags" der Fall war), sondern vielmehr etwas, das er die „Realgeschichte des Konsums" nennt. Real aber ist offenbar das Produkt, das Ding, das Konsumgut. König befaßt sich vorrangig mit dem Prozeß der Industrialisierung, dem Zusammenhang von Technikentwicklung, dem Entstehen von neuen Produkten und der Herausbildung neuer Bedürfnisstrukturen (etwa Motorisierung – Mobilität – Massentourismus). Diese Akzentsetzung ist vor dem Hintergrund des Vorwurfs an die Wirtschaftsgeschichte, die Konsumtionsseite vernachlässigt zu haben, zwar verständlich, bietet so allerdings für die kultur- oder sozialgeschichtliche Diskussion kaum Neues.

In den ersten Kapiteln beschäftigt sich der Verfasser mit den historischen Voraussetzungen für die Entstehung von Konsumgesellschaften: Rationalisierung, Massenproduktion und Massendistribution – die Entstehung von Zeit und Geld. In den folgenden, den Hauptteil des Buches ausmachenden, empirisch-deskriptiven Kapiteln geht es um den Zusammenhang von Technikentwicklung und Bedürfniswandel und in den Schlußkapiteln um Probleme der Kritik der Konsumgesellschaft.

Die Entstehung von Konsumgesellschaften führt König auf die industrielle Revolution zurück, in deren Folge Produktion und Konsumtion als verschiedene Sphären auseinandertreten und folglich vermittelt werden müssen. In aller Ausführlichkeit stellt König die wirtschaftlichen Rationalisierungsprozesse dar, die zur Herstellung von Massengütern notwendig waren und im Ergebnis zu einer enormen Kostenreduktion geführt haben, die schließlich viele Konsumgüter überhaupt erst für breite Bevölkerungsschichten zugänglich machten. In diesem Zusammenhang veränderten sich auch die Formen der Distribution: es entstanden Kaufhäuser, Supermärkte, Selbstbedienung usw. und die Konsumenten schafften sich mit den Konsumgenossenschaften auch eigene vorteilhafte Verteilsysteme. König schildert diese Herausbildung der Konsumgesellschaften als einen Prozeß, der von der Entwicklung der Autonomie und Wahlfreiheit der Konsumenten begleitet ist und dazu führt, daß schließlich der „überwiegende Teil der Bevölkerung deutlich über die Grundbedürfnisse hinaus konsumiert" (S. 108). Probleme ungleicher Verteilung, von Verelendung, Distinktion und symbolischer Bedeutung des Konsums interessieren ihn dabei nicht.

Der an diese grundsätzlichen Überlegungen anschließende Versuch, die Verhältnisse in den USA und in der alten europäischen Welt miteinander zu vergleichen, bedient in seiner Verkürztheit weitgehend gängige Erklärungsmuster, die schon ans Klischee grenzen: die Amerikaner als Konsumpioniere, die Europäer noch lange Zeit in Traditionen befangen.

Im Kapitel „Zeit und Geld" versucht König, mit dem Blick auf Einkommensentwicklung und Freizeitverhalten den Wandel in der bundesdeutschen Gesellschaft nach 1945 zu beschreiben. (Die Entwicklung in der DDR wird aus forschungsdefizitären Gründen von vornherein ausgeklammert.) Die ebenfalls sehr verkürzte Darstellung läuft darauf hinaus zu zeigen, daß immer breitere Schichten der Bevölkerung am Wohlstand teilhaben können, und selbst „Arbeitslose nicht unbedingt aus der Konsumgesellschaft herausfallen" (S. 129).

Mit dem folgenden Abschnitt über „Bedürfnisse und Konsum" wird der große empirische Teil über den Wandel einzelner Grundbedürfnisse durch wirtschaftliche und technische Entwicklung unter der Überschrift „Technisierung des Konsums" eingeleitet. Damit soll den „anthropologischen und sozialen Ursprüngen unserer Konsumwelt" nachgegangen werden. Dazu wird ein Begriff von Bedürfnissen eingeführt, der über den ökonomischen Begriff Bedarf hinausgeht und kulturelle Momente einbezieht. Grundmuster dieser historischen Veränderungen ist für ihn der „epochale Wandel" vom „Entbehren zum Begehren, vom Mangel zum Überfluß, [...] von der Arbeit zur Freizeit" (S. 7) usw. – Industrialisierung wird also vor allem als Wohlstandsentwicklung gelesen, „Produzenten und Konsumenten zogen am gleichen Strang" (S. 451), der da Konsumsteigerung hieß. Technik und Produktion stellen die „Mittel der Bedürfnisbefriedigung dar" (S. 132).

Dieses positivistische Interpretationsmuster wird in empirisch-deskriptiven Einzelkapiteln zu Ernährung, Bekleidung, Wohnen und seltsamerweise Sexualität untermauert durch eine Vielzahl von Einzelgeschichten, die aus einer schier unübersichtlichen Fülle von Mikrostudien herausgefiltert und zusammengetragen wurden. Darin sind im Detail viele wichtige Erkenntnisse enthalten, die durch die Kapitel zur „Konsumierung der Technik" (Mobilität und Unterhaltung) und

über „Konsumverstärker" (von der Mode über die Werbung bis zur Verpackung und Wegwerfprodukten) noch erweitert werden. Das Kapitel „Globale und individuelle Konsumwelten" faßt diese Einzelentwicklungen gewissermaßen zusammen und zeigt auf, wie durch die technische Revolution auf dem Gebiet der Transport- und Kommunikationstechniken nationale Prozesse weltweit vernetzt worden sind. Eine solche Zusammenschau der in den letzten Jahrzehnten unternommenen Untersuchungen von Einzelproblemen ist sicherlich verdienstvoll, da man so einen gewissen Überblick über die Literatur gewinnt, aber auch problematisch, weil König damit einen „ganzheitlichen Anspruch" verknüpft. Doch der übergreifende neue Gedanke fehlt, die Summierung ergibt keine stringente Argumentation, der Leser versinkt in der Fülle der Informationen. Letztlich geht es um den Gedanken, daß erst durch die Produktion mit Hilfe von Maschinen nicht nur Produkte zur Bedürfnisbefriedigung, sondern Bedürfnisse selbst hergestellt werden. In diesem Zusammenhang diskutiert König schließlich im Kapitel „Kritik und Grenzen der Konsumgesellschaft" auch Konzepte, in denen die Frage nach der Beeinflussung, Manipulation oder gar Kolonialisierung der Bedürfnisse durch die Industrie aufgeworfen werden. Fast zum Schluß werden auch Fragen der Endlichkeit von Ressourcen, von Umweltverschmutzung und Müll formuliert, doch auch diese Diskussion ist weitestgehend bekannt.

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß in dem vorliegenden Buch mit unglaublichem Fleiß die wissenschaftliche Literatur zum Thema gesichtet und referiert wurde. Der Autor hat sich darum bemüht, der Unübersichtlichkeit einen ordnenden Rahmen zu geben, Einzelentwicklungen in größere Zusammenhänge zu stellen und Entwicklungslinien aufzuzeigen. Man fragt sich allerdings, welche gesellschaftliche und vor allem zeitgenössische Relevanz eine Konsumgeschichte hat, die auf die Reflexion der kulturellen Bedeutungen, der individuellen Praxen, der Diskurse usw. weitestgehend verzichtet und ungebrochen auf technischen Fortschritt, Produktivitätssteigerung und Ausdehnung des Konsums setzt. Grenzen sieht König allein im Problem der Sättigung und der Umweltverträglichkeit. Verblüffenderweise hält er es am Ende mit dem Ideal der Selbstbegrenzung, Bescheidung, des gemeinschaftlichen Besitzes usw. Seinen Schlußsätzen: „Heute steht die Konsumgesellschaft am Scheideweg. Sie wird nur Bestand habe, wenn sie sich grundlegend verändert" (S. 456), ist sicher zuzustimmen, doch sie lassen den Leser etwas ratlos zurück.

Ina Merkel

Konservative Zeitschriften zwischen Kaiserreich und Diktatur. Fünf Fallstudien. Hrsg. von Hans-Christof KRAUS (= Studien und Texte zur Erforschung des Konservatismus. Hrsg. im Auftrag der Förderstiftung Konservative Bildung und Forschung von Caspar VON SCHRENCK-NOTZING, Bd. 4). – Berlin: Duncker & Humblot 2003. 186 S.

Es dürfte in der historischen Forschung unumstritten sein, daß Zeitschriften noch in den ersten drei bis vier Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts von zentraler Bedeutung für die verschiedenen politischen Milieus blieben. Für einige Parteien, Verbände und Bewegungen sind die periodischen Publikationen vergleichsweise gut untersucht, so für die sozialdemokratische und kommunistische Arbeiterbewegung. Auch die Medien anderer politischer Milieus werden zunehmend in den Blick genommen. So versteht sich der Sammelband, der auf eine Münchener Tagung im November 2000 zurückgeht, als Beitrag zur Erforschung des Konservatismus und erscheint als vierter Band einer Reihe, die im Auftrag der Förderstiftung Konservative Bildung und Forschung durch Caspar von Schrenck-Notzing herausgegeben wird. Daher darf es nicht verwundern, daß die einzelnen Autoren eine gewisse Nähe zum Forschungsgegenstand aufweisen. Dies erweist sich im vorliegenden Fall nicht als Vorteil.

In der Einleitung skizziert der Herausgeber die übergeordnete Fragestellung und den systematischen Rahmen, mit dem die präsentierten Zeitschriften untersucht werden. Neben anderen zentralen Begriffen wird insbesondere das Konzept des Konservatismus nicht operationalisiert. Daher bleibt offen, warum er sich entschieden hat, diese Zeitschriften dem politischen Spektrum des Konservatismus zuzuordnen. Nicht in allen Fällen erklärt sich diese Zuordnung von selbst. Fünf zentralen Aspekten wollen die Beiträge nachgehen: erstens den Herausgeberpersönlichkeiten (angesichts der Struktur des konservativen Milieus und der einzelnen Zeitschriften eine sinnvolle Entscheidung), zweitens den publizistischen und verlagstechnischen „Realien" (wie Verlag, Redaktion, Mitarbeiter, Auflage, Verbreitung und Rezeption), drittens der politischen Ausrichtung,

viertens den Beziehungen und Wechselwirkungen zu konservativer Politik und fünftens den Reaktionen auf politische Entwicklungen und Umbrüche. Systematisch geht Dieter J. Weiß diese fünf Aspekte in seiner Studie über die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" und ihrer Nachfolgerin, den „Gelben Heften", durch. Sieht man von dem Artikel über „Gewissen" und „Ring" von Karlheinz Weißmann ab – dem insgesamt schwächsten Beitrag des Sammelbandes –, so orientieren sich auch die übrigen Studien daran, diese Aspekte zu untersuchen. Dadurch erfährt der Leser einiges über das Binnenleben der konservativen Milieus. Die Interaktionen mit anderen politischen Milieus sind aber in diesem systematischen Zugriff nicht berücksichtigt. Nicht nur die Leserinnen und Leser der IWK werden es beispielsweise bedauern, daß für die beschriebenen katholischen Zeitschriften – neben dem Aufsatz über die „Historisch-politischen Blätter" bzw. „Gelben Hefte" bringt der Band einen Beitrag von Felix Dirsch über das „Hochland" – nicht systematisch nach dem Verhältnis zur katholischen wie auch zur sozialistischen Arbeiterbewegung gefragt wird.

Den anregendsten Beitrag liefert Guido Müller mit einer Studie über die „Europäische Revue". Allerdings ist angesichts der starken Verankerung der Zeitschrift im süd- und südwestdeutschen Bildungsbürgertum und den hiermit verbundenen liberalen Milieus zu bezweifeln, ob die Herausgeberpersönlichkeiten Hugo von Hoffmannsthal und Karl Anton Prinz Rohan alleine ausreichen, von einer „konservativen Zeitschrift" zu sprechen. Dies gilt um so mehr, wenn man sich die Bandbreite der Autoren vergegenwärtigt, die in den ersten Jahren in der „Europäischen Revue" vertreten waren. Zu ihnen zählten auch Romain Rolland, Hendrik de Man, Anna Seghers, Arnold und Stefan Zweig. In den Jahren der Republik war die Zeitschrift zudem eng verbunden mit Alfred Webers Heidelberger Institut für Sozial- und Staatswissenschaften und mit der Berliner Deutschen Hochschule für Politik. Diese Einrichtungen können ebensowenig wie die Deutsche Demokratische Partei „jungkonservativen Bewegungen" subsummiert werden, wie dies eine mißverständliche Formulierung des Verfassers nahelegt (S. 165). Mit der Finanzierung durch das nationalsozialistische Propagandaministerium, die bis zur Einstellung im Jahr 1944 aufrechterhalten wurde, veränderte sich die Ausrichtung des Blatts ohnedies.

Der Herausgeber des Sammelbandes widmet sich in einer eigenen Studie den „Süddeutschen Monatsheften", die unter Leitung von Paul Nikolaus Cossmann eine zentrale Rolle bei der Propagierung der „Dolchstoß-Legende" spielten. Wie schon in der Einleitung irritieren einige Formulierungen, so wenn Kraus ohne Anführungszeichen von der „Kriegsschuldlüge des Versailler Vertrages" spricht, die „in der Tat zur Vergiftung des innenpolitischen Klimas in der jungen Weimarer Republik" beigetragen hat (S. 18). Die „im ganzen ungute, in vielen Einzelheiten sogar höchst problematische Rolle", die die „Monatshefte" im „Propagandakampf gegen die Republik und deren Repräsentanten" gespielt habe, wird zwar konstatiert, aber zugleich auch relativiert. Dabei schreibt Kraus rechtsextreme Legenden unkritisch fort: Zur weiteren Radikalisierung der Zeitschrift habe der „Terror der Münchener Räterepublik um die Jahreswende 1918/19" beigetragen (S. 29). Die Revolution in München im November 1918 hat zweifellos auf das konservative wie auf das bürgerliche Spektrum beängstigend gewirkt. Eine Münchener Räterepublik hat es allerdings um die Jahreswende 1918/19 noch nicht gegeben – sie wurde erst im April 1919 proklamiert. Am 30. April, in den letzten Tagen dieser Räterepublik und faktisch schon während ihrer Niederschlagung, wurden zehn Geiseln aus dem Umfeld der völkischen Thule-Gesellschaft erschossen – aber diese Morde in Anlehnung an bekannte Revolutionstheorien als Phase des „Terrors" zu bezeichnen, spottet der Opfer der französischen und russischen Revolutionen. Kann Kraus diese Faktenlage entgangen sein? Die falsche Datierung gewinnt nur Sinn, indem sie der Relativierung der Agitation der „Süddeutschen Monatshefte" gegen den Ministerpräsidenten Kurt Eisner dient. In der Tat leitet der zitierte Abschnitt über zum Bericht über Cossmanns Kritik an Eisner im Februarheft 1919. Daß der Pazifist und Sozialist Eisner im selben Monat erschossen wurde, erwähnt der Verfasser nicht. Dabei wäre es interessant gewesen zu erfahren, ob Graf Arco auf Valley, der Mörder Eisners, die „Süddeutschen Monatshefte" gelesen hat – in seinem rechtsextremen Umfeld waren sie gewiß verbreitet. Ungeachtet solcher Einseitigkeiten und schiefer Deutungen folgt der Beitrag wissenschaftlichen Standards.

Dies läßt sich über den Artikel von Karlheinz Weißmann über die Zeitschrift „Das Gewissen" und ihre Nachfolgerin, den „Ring", kaum sagen. Die in der Einleitung skizzierten systematischen Kriterien holt Weißmann nicht ein. Sein Text ist fast ausschließlich aus den Artikeln der Zeitschriften selbst gearbeitet und läßt kritische

Distanz zu diesen Quellen vermissen. Er hält sich (im Unterschied zu Dirsch, Müller und Weiß) gar nicht damit auf, einen übergeordneten Forschungskontext zu benennen oder ein konkretes Forschungsproblem zu entwickeln. Ebensowenig scheint es ihm nötig, vorangegangene Forschungsleistungen zu würdigen oder auch nur zu nennen. In den 228 Fußnoten werden nur etwa ein Dutzend Titel nachgewiesen, die als Beiträge zur Sekundärliteratur bezeichnet werden können. Zweimal zitiert der Verfasser sich selbst. Es fehlen die einschlägigen Studien von Stefan Breuer, Armin Mohler, Joachim Petzold, Uwe Puschner, Kurt Sontheimer und fast alle anderen wichtigen Arbeiten zur sogenannten Konservativen Revolution, abgesehen von Fritz Sterns Kulturpessimismus-Studie (von der Weißmann sich abgrenzt) und Yuhi Ishidas Arbeit „Jungkonservative in der Weimarer Republik". Letztere benutzt Weißmann allerdings überwiegend als Zitatenschatz. Zentrale Begriffe wie „Konservative Revolution", „Jungkonservativ", „Nationaler Sozialismus" usw. verwendet Weißmann ohne jedes Problembewußtsein, als wäre es in der wissenschaftlichen Literatur nicht höchst umstritten, ob diese Worte überhaupt sachlich und historisch angemessen sind. Damit unterläuft Weißmann die anerkannten Verfahren der Selbstkontrolle in der seriösen Geschichtswissenschaft. Gegenüber wissenschaftlicher Kritik schottet sich solche Art von „Konservatismusforschung" ab, indem sie sich mit einer vorgeblich intimen Kenntnis der Quellen panzert, die sie auf exklusive Weise zu verstehen glaubt. Bestätigung für die angreifbaren Thesen spenden Zirkel und Bünde am äußersten rechten Rand. So entsprechen die abschließenden Erörterungen über den „Ring" denn auch dem Niveau „politischer Abende" bei einer schlagenden Verbindung in irgendeiner mitteldeutschen Provinz-Universität.

Eine solche Art von Geschichtsschreibung, die mit den Quellen so gut vertraut ist, daß ihr die nötige Distanz verloren geht, ist aus dem Forschungsgebiet Arbeiterbewegung hinlänglich bekannt. Sie kann nur überwunden werden, indem sich auch politisch „sympathisierende" Forschung strengen wissenschaftlichen Standards unterwirft, ihre Prämissen und Begriffssysteme offen legt und sich schonungslos der fachlichen Kritik stellt, statt bei der ersten kritischen Rückfrage den politischen Gegner (im vorliegenden Fall in Form einer vermeintlichen „political correctness" oder eines „linken Zeitgeistes") zu wittern. Andernfalls handelt es sich – wie bei dem Artikel von Karlheinz Weißmann – nicht um Wissenschaft, sondern um politisch motivierte Geschichtsdeutungen. Ein so angesehener wissenschaftlicher Verlag wie Duncker & Humblot wäre gut beraten, sie den einschlägig bekannten Kleinverlagen am äußersten rechten Rand zu überlassen.

Gideon Botsch

SCHWAB, Andreas: **Monte Verità – Sanatorium der Sehnsucht.** – Zürich: Orell Füssli Verlag 2003. 286 S.

Andreas Schwab war bereits Mitherausgeber der Festvorträge, die im Jahre 2000 anläßlich des Centenarfeier der Gründung des Sanatoriums auf dem Monte Verità in Ascona am Lago Maggiore gehalten wurden. Nach diesem Tribut an das „Zeitalter des Gedenkens" (Pierre Nora), dem sich offenbar auch dieser Treffunkt der geschichtlichen „Alternativbewegungen" nicht entziehen kann, hat er nun seine gut lesbare Dissertation über den „Berg der Wahrheit" vorgelegt. Sein zentrales Ziel ist die Entmythologisierung dieses Ortes, indem er erstmals die materiellen Grundlagen der dortigen Weltverbesserungspläne rekonstruiert und dabei etwa ökonomische Rentabilitätsüberlegungen, Werbemaßnahmen, Betriebsverfassung, Personalpolitik, Speisepläne und Kurbetrieb sowie die gegenseitige Abhängigkeit und das Spannungsverhältnis zwischen temporären Kurgästen und alteingesessener Bevölkerung („Profit und Befremden") beschreibt. Sei doch dort in Ascona binnen kurzem und entgegen den ursprünglichen Absichten der bürgerlichen Gründer nicht eine weltverbessernde Kolonie von Idealisten, sondern ein nach marktwirtschaftlichen Grundsätzen funktionierendes Sanatorium entstanden. Hinter den in den Monte Verità hineinprojizierten Heilserwartungen und utopischen Sehnsüchten nach Süden, Freiheit und Sonne wird so die banale Tatsache sichtbar, daß das vorgebliche Alternativprojekt in Betriebsstruktur, Zusammensetzung der Gäste und Reformernährung durchaus anderen Kuranstalten der Zeit entsprach und wie diese eine touristische Destination für eine finanzkräftige, dank Eisenbahn und Dampfschiff mobile kosmopolitische Klientel war.

Und doch kommt auch Schwab nicht um die Erkenntnis herum, daß die große Attraktivität des Monte Verità, bei aller Kommerzialisierung und Verflachung des alternativen Lebensstils über die Jahrzehnte, gerade in seinem utopischen

Gehalt – also in der Hoffnung auf ein die urbane kapitalistische Industrie- und Klassengesellschaft überwindendes „anderes Leben" – lag (und liegt). Die Wurzel des Mythos, der sich in einem Jahrhundert mehrfach wandelte, war die dortige Umsetzung der deutschen bürgerlichen Lebensreformbewegung um 1900 mit ihrer Verbindung aus Zivilisationskritik und alternativer Lebenspraxis auf so vielfältigen Feldern wie Naturheilverfahren, Ernährungsreform (Vegetarismus), Körperkultur und Ausdruckstanz, Sexualreform und Nacktkultur, Frauenemanzipation und Ehereform („freie Ehe"), kommunitäre Alternativsiedlung, Kleidungs- und Wohnreform.

Erwartungsgemäß stießen sich diese Experimente zur Schaffung einer „Gegenwelt" an den harten Realitäten des gewinnorientierten Fremdenverkehrsbetriebs, und es ist reizvoll zu beobachten, wie sich das Versprechen eines „unverfälschten natürlichen Lebens" mit den von den zahlenden Gästen gestellten Erwartungen nach Komfort (Automobil, Elektrizität, Zentralheizung, Tennisplatz) zu jener typisch lebensreformerischen Ambivalenz aus Kulturkritik und Modernität verband. Dazu gehörte wohl auch die Tatsache, daß die Gründer mit der natürlichen Schönheit der baumbewachsenen Parklandschaft um Sanatoriumsgäste warben und andererseits als nüchterne Immobilienspekulanten auftraten.

„Arbeiter als Touristen" schloß dieser immer teure Erholungsort gewiß aus – immerhin ließ sich der Metallgießer Ernst Frick (1905 Redakteur des anarchistischen „Weckruf" in Zürich und später Ehemann der ehemaligen Frau von Otto Gross) in Ascona nieder. Darüber hinaus ist nicht zu übersehen, daß einige bekannte anarchistisch ausgerichtete Intellektuelle bzw. Bohemiens wie Fritz Brupbacher, Erich Mühsam, Otto Gross oder Raphael Friedländer zumindest zeitweise als Gäste auf dem Monte Verità lebten. Die Schweiz, so sagt Schwab, erinnerten die deutschen Anarchisten als das Asylland aus der Zeit von Bismarcks Sozialistengesetz; bald sollten ihnen im Ersten Weltkrieg Militärflüchtlinge folgen. Auch antikommunistische russische Emigranten oder spätere Antifaschisten gehörten nicht zum üblichen touristischen Spektrum. Wer allerdings wissen will, welche Anziehungskraft gerade das bürgerlich-lebensreformerische Experiment auf dem Monte Verità für die deutschsprachigen Anarchisten und antimilitaristischen Internationalisten besaß, der muß das immer noch in dem von Harald Szeemann herausgegebenen Buch über den „Berg der Wahrheit" nachlesen, auch wenn Schwab es in aufklärerischer Geste wegen seiner angeblich mythologisierenden Wirkung als pseudowissenschaftlich abtut.

Vielleicht wäre es methodisch fruchtbarer gewesen, den Monte Verità als „Erinnerungsort" zu verstehen, der wie jeder dieser „lieux de mémoire" einen Überschuß an sich wandelnder symbolischer Bedeutung besitzt und damit einen Blick in die Mythen und Sinnstiftungen des kollektiven Gedächtnisses – hier der historischen Alternativbewegungen – erlaubt.

Ulrich Linse

Wohnen in Berlin. 100 Jahre Wohnungsbau in Berlin. Katalog zur Ausstellung vom 21. April bis zum 13. Juli 1999 in der Investitionsbank Berlin. Hrsg. anläßlich des 75-/80jährigen Bestehens der Berliner Wohnungsbaugesellschaften DEGEWO, GEHAG, GEWOBAG, GSW, STADT UND LAND und der Investitionsbank Berlin. – Berlin: ARGE Jubiläum 1999. 447 S.

Die Sinnkrise des öffentlichen geförderten Wohnungsbaus und der ihn maßgeblich gestaltenden Gesellschaften kann bereits dem Titel und Untertitel des stattlichen Sammelwerkes, das weit mehr als einen Ausstellungskatalog darstellt, entnommen werden: Ohne daß es gesagt wird, geht es um den Wohnungsbau der nichtgenossenschaftlichen (noch) kommunalen Wohnungsbauunternehmen, die aufgrund der veränderten Gesetzeslage seit 1987 die zuvor mit der „Gemeinnützigkeit" verbundenen Vorteile verloren haben.

In dem in vier Hauptteile („Wohnungspolitik und Wohnungswirtschaft", „Wohnungsbaupolitik und Finanzierung", „Städtebau und Wohnungbauplanung", „Dokumentation der Ausstellung") gegliederten Werk wird deshalb nicht weniger angestrebt als eine aktuelle Standortbestimmung der traditionsreichen Gesellschaften, die ihren gesetzlich vorgeschriebenen sozialen Auftrag verloren haben, aber bis heute als Vermieter und Auftraggeber ein wichtiger Wirtschaftsfaktor in der Hauptstadt geblieben sind.

Die Einzelbeiträge wurden von vorzüglichen Fachleuten, die zumeist bereits durch eigene monographische Arbeiten zum Thema hervorgetreten sind, verfaßt: Christoph Bernhardt umreißt die Geschichte bis 1945, Dieter Hanauske den Wiederaufbau in Westberlin bis zur Umstellung der Wohnugsbauförderung 1968 und Gerd Kuhn die anschließenden bewegten Jahre bis 1999. Die

entsprechende Entwicklung in Ostberlin legt Rita Gudermann dar. Zur Städtebau- und Wohnungsbauplanung äußern sich z. B. Wolfgang Schäche zur Planung in der NS-Zeit und Harald Bodenschatz zu Wohnungsbaukonzeptionen in der geteilten Stadt 1957 bis 1989. Hervorzuheben ist der von Lothar Juckel besorgte Katalog der zum Teil weit über die Grenzen Berlins hinaus bedeutsamen Wohnanlagen der Bearbeitungszeit.

Im vorliegenden Band spiegelt sich zugleich die Geschichte des Aufstiegs und des Niederganges der Wohnungsfürsorge als eines öffentlichen Auftrages über ein ganzes Jahrhundert in West und Ost.

Felix Escher

SALEWSKI, Michael: **Der Erste Weltkrieg.** – Paderborn, München, Wien und Zürich: Ferdinand Schöningh Verlag 2003. IX, 415 S.

Das Buch ist aus einer Vorlesung hervorgegangen, die der Kieler Ordinarius Michael Salewski im Wintersemester 2000/01 gehalten hat. Im Blick hat er das Gesamtereignis mit seinen einzelnen Elementen. An diesem Charakter hält der Autor mit der gedruckten Fassung bis in die äußere Anordnung fest: es handelt sich um 30 Kapitel, die sämtlich jeweils etwa zehn Druckseiten umfassen. Beginnend mit einer inhaltlichen und einer quellenkritischen Einführung und endend mit einer Bilanz werden in den Kapiteln die wichtigen Ausgangspunkte, Vorgänge, Ereignisse und Probleme des Krieges angesprochen; dort, wo sie, wie die Ursachen, den vorgegebenen äußeren Rahmen sprengen, sind sie nach Sachfragen in mehrere Abschnitte aufgegliedert. Angesichts seiner Spezifik kann man nicht erwarten, in dem Werk mit neuer Forschung und ihren Ergebnissen konfrontiert zu werden. Es gründet vielmehr auf der Literatur, die der Autor teils kritisch unter die Lupe nimmt und aus seiner Aversion gegen bestimmte Richtungen wie etwa die Schule Fritz Fischers kein Hehl macht. Die erzählerisch angelegte, fesselnd geschriebene Darstellung regt zum Nachdenken an. Ziemlich oft, gelegentlich schon mit inflationistischer Tendenz nutzt er das Mittel des Vergleichs, mit Beispielen, die vom Altertum bis in die Gegenwart reichen. Überzeugend angewendet ist das Mittel etwa, wenn er die Kriegsziele der einzelnen Mächte behandelt.

Da in dem Werk die militärischen und die außenpolitischen Vorgänge im Mittelpunkt stehen, bleiben die innenpolitischen und somit auch die Rolle der Arbeiterbewegung während des Krieges eher am Rande dargestellt. Was das entsprechende Faktengerüst betrifft, fallen einige Fehler auf. So war die deutsche Sozialdemokratie im Jahre 1890 nicht die stärkste Fraktion im Deutschen Reichstag, sondern die wählerstärkste Partei. Das war sie seither bei jeder Reichstagswahl, nicht erst „nach Rückschlägen" wieder 1912. Mit dieser Wahl gewann sie auch die stärkste Fraktion. Am 3. August 1914 sollen Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Franz Mehring, Wilhelm Pieck und Clara Zetkin in der Fraktion die Kriegskredite abgelehnt haben. Doch von ihnen gehörte allein Liebknecht überhaupt dem Reichstag an. Luxemburg und Zetkin vermochten das bereits deshalb nicht, weil sie als Frauen über das passive Wahlrecht ebensowenig verfügten wie über das aktive.

Das politische System in Preußen-Deutschland und in Österreich vor dem Krieg klassifiziert der Autor als weniger altmodisch und autoritär, als es Interpreten eines deutschen Sonderwegs meinen. Es liegt auf dieser Linie, wenn sich nach seiner Vorstellung, kritisch zur Sozialimperialismusthese, das Reich innenpolitisch nicht vor dem Abgrund befand. Man könnte ihm leichter folgen, griffe er im einzelnen die Argumente dieser Historiker auf und nähme sie kritisch unter die Lupe. Die Ermordung Erzherzog Franz Ferdinands vergleicht er mit dem 11. September 2001 und meint: „Ganz Europa erstarrte im Schock." Doch ganz so war es nicht. In Europa meinten außerhalb der Kabinette bald viele, die Krise löse sich auch diesmal wie die vorangegangenen auf. Um so überraschter und teils gelähmt waren sie, als auf einmal der Krieg ausbrach. Überzeugend und differenziert läßt der Autor erkennen, wie sich im Verlaufe des Krieges die innere Krise in Deutschland herausbildete. Abgewogen dargelegt sind das Verhältnis und vor allem die Widersprüche zwischen der politischen und der militärischen Führung. Präzise und interessant schildert Salewski vor allem die militärischen Vorgänge und Entscheidungen und hebt mit Recht die Rolle des uneingeschränkten U-Boot-Krieges und seiner Folgen heraus. Daß im Jahre 1917 in Deutschland der Reichstag nicht zum Zuge kam, sieht er wohl doch zu prononciert im Fehlen charismatischer Persönlichkeiten begründet, wenn er im Gegenzug auf das Wirken von Abbé Sieyès 1789 in der französischen Revolution verweist und meint, Persönlichkeiten solchen Schlages hätten in jener Situation ganz anderes vermögen können. Es war für das Schicksal des Reiches jedenfalls zu spät, als es im

Oktober 1918 zu einer parlamentarischen Monarchie wurde. Die Schlußpartien des Buches beeindrucken dank ihres nachdenklichen Zuges besonders: die Abdankung des Kaisers, die Bilanz des Krieges mit den Keimen für den nächsten.

Konrad Canis

BRUENDEL, Steffen: **Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die „Ideen von 1914" und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg.** – Berlin: Akademie Verlag 2003. 403 S.

Vierhundert Texte von einhundertfünfzig Gelehrten unterschiedlicher akademischer Position, Fachrichtung, Konfession und politischer Einstellung untersucht Steffen Bruendel, um einen Neuansatz in der Darstellung der als erforscht geltenden „Ideen von 1914" vorzulegen, zu dem er sich veranlaßt sieht, weil es zwischen den Inhalten der intellektuellen Kriegspublizistik und ihrer Interpretation durch die bisherige Forschungsliteratur Diskrepanzen gäbe.

Nicht die ideengeschichtlichen Wurzeln der intellektuellen Kriegsdebatte interessieren ihn, sondern vor allem die „alternativen innenpolitischen Ordnungsentwürfe", die sie hervorgebracht hat, die kritische Auseinandersetzung mit den bisherigen Ergebnissen vielfältiger Beschäftigung mit den „Ideen von 1914" und „eine neue integrative Zusammenfassung". Bewußt unbefangene Annäherung an die politischen Ordnungsvorstellungen, Vermeidung ihrer Interpretation aus der Perspektive vermeintlicher Folgewirkungen (S. 9) sowie „Werturteilsfreiheit", welche das Interesse an politisch-moralischer Kritik hinter die kategorial geleitete Analyse zurücktreten läßt (S. 22), nennt Steffen Bruendel als wesentliche Gesichtspunkte seines Herangehens.

Der Autor unterscheidet in der gelehrtenpolitischen Debatte des Ersten Weltkrieges zwei Phasen: die Zeit vom „Augusterlebnis" bis Jahresmitte 1916, in der die „Ideen von 1914" geboren und entwickelt wurden, und die Periode von der zweiten Jahreshälfte 1916 bis zum Kriegsende, in der sich ihre intellektuellen Urheber und Verfechter angesichts der Realitäten des Krieges zerstritten und in zwei Lager aufspalteten. Für beide Phasen liegt der Darstellung der gleiche methodische Raster zu Grunde: Der Autor fragt zunächst nach dem Weltbild, dann nach dem Selbst- und Feindbild und schließlich nach dem Zukunftsbild der Gelehrten. Die Analyse dieses Zukunftsbildes nimmt jeweils den breitesten Raum ein. Neben den außenpolitischen Perspektivsichten untersucht Bruendel vor allem die innenpolitischen Reformvorschläge und deren Wandel.

Insgesamt entsteht eine kompakte Übersicht über die verschiedenen Facetten der Kriegsideologie deutscher Wissenschaftler, deren große Mehrheit den Krieg als Hervorbringer höchster menschlicher Tugenden verherrlichte, als Schöpfer von Gemeinschaftssinn und Opferbereitschaft, als effektives Element kultureller Evolution, als Motor technischer und gesellschaftlicher Innovation, als Kraft zur Erneuerung der Gesellschaft. Die sorgfältig abwägende und vergleichende, Konsens und Dissens in den Konzepten aufdeckende Analyse der intellektuellen Kriegsschriften ermöglicht es dem Autor, die bisher weithin übliche Unterscheidung zwischen einer annexionistischen, reformfeindlichen und einer gemäßigten, reformfreundlichen Gruppierung kritisch aufzuheben. Bruendel zeigt, daß sich im Ergebnis des Kriegsverlaufs und der Erosion des „Burgfriedens" letztlich zwei Gelehrtenlager gegenüberstanden: die einen „Machtfrieden" anstrebenden Verfechter eines künftigen „Volksgemeinschaftsstaates", die sich in der Deutschen Vaterlandspartei versammelten, und die im Volksbund für Freiheit und Vaterland agierenden Befürworter eines „Verständigungsfriedens" mit einer Option auf einen „Volksstaat", den sie als parlamentarische Monarchie verstanden, die auch die Sozialdemokratie zu integrieren in der Lage sein würde.

Obwohl der Verfasser verspricht, seine Untersuchung in einem sehr umfassenden historischen, philosophischen, kultursoziologischen und politikwissenschaftlichen Feld zu führen, beschränkt sich die Analyse doch im Regelfalle weitgehend auf die Exegese der Kriegsschriften. So bleibt manches offen, weil nicht danach gefragt wird oder außen- und innenpolitische Entwicklungen, darunter auch die Veränderungen in der Arbeiterbewegung, nur als Stichworte benutzt werden. Den Auffassungen der Gelehrten wird „Naivität" bescheinigt, ohne zu fragen, ob sie denn wirklich so naiv sein konnten, daß ihr wissenschaftlicher Sachverstand in Kriegseuphorie untergehen konnte. So gibt es denn auch keine Unterscheidung zwischen denjenigen, denen der August 1914 infolge ihres politischen Standorts vor dem Kriege das Ersehnte war, und denjenigen, die sich, vorher weitgehend unpolitisch, bei Kriegsbeginn dem Sog der Stimmung hingaben. Der „Kriegstaumel" erscheint wie irrational

und nicht erklärbar, da seine Vorgeschichte ausgeklammert bleibt. Die Polarisierung der Gelehrtenlager wird leider weitgehend losgelöst von den differenzierten Kriegszielinteressen der wirtschaftlichen Gruppierungen und von der Parteiengeschichte erörtert.

Vielmehr als solche unerfüllten Wünsche eines Rezensenten fällt der Umstand ins Gewicht, daß Steffen Bruendels von politisch-moralischen Positionen abstrahierende und „werturteilsfreie" Darstellung unter dem Strich zu einer behaupteten, aber nicht bewiesenen Revision vieler wissenschaftlich bewiesener politisch-moralischer Werturteile über das politische Verhalten der Mehrheit der deutschen Intellektuellen während des ersten Weltkriegs gerät. So wird behauptet, die Kriegsaufrufe deutscher Gelehrter seien lediglich die *Antwort* auf die Anwürfe der Gelehrten aus Feindesland gewesen, getragen von „gutem Gewissen und Naivität" (S. 46). Bruendel sieht, obwohl er Ausnahmegestalten wie Georg Friedrich Nicolai zitiert, keine Alternative zu den Aktivitäten der Gelehrtenmehrheit, die den Krieg auf den Schlachtfeldern durch einen geistigen Feldzug ergänzten, der nach außen ebenso geführt wurde wie an der „Heimatfront". Die deutschen Gelehrten, so führt er aus, „mussten" auf die alliierte Propaganda reagieren, die das Reich als eine auf Adel und Großindustrie gestützte Militärmonarchie darstellte. Bruendel nennt es eine „Schwierigkeit" für die kriegsbefürwortenden deutschen Gelehrten, daß diese Einschätzung vor dem Kriege auch in Deutschland vielfach geäußert worden war und daß die Werte, auf die sich die Entente berief, universale Zugkraft besaßen und „auch in Deutschland bei liberalen und sozialistischen Kräften positiv konnotiert waren". Und er folgert: „Die deutschen Gelehrten *mussten* also ein Zukunftsbild entwerfen, das geeignet war, sowohl innergesellschaftliche Antagonismen zu überbrücken als auch im interkulturellen Vergleich bestehen zu können. Dabei *sahen sie sich genötigt*, die [...] Begriffe ‚Militarismus' und ‚Freiheit' aufzugreifen und ihrerseits mit Inhalt zu füllen" (S. 137, Hervorhebungen – G. E.).

Steffen Bruendel zitiert die Vokabeln, mit denen angeblich negative Wesenszüge der Feinde denunziert wurden, stellt aber fest: „Eine direkte Verächtlichmachung der Feinde erfolgte jedoch kaum" (S. 82).

Bruendel führt den gesamten Kanon der kriegszielpolitischen Forderungen vor, darunter auch die der Industrielleneingabe verwandten maßlosen Annexionsforderungen der Intellektuelleneingabe vom 20. Juni 1915, aber er urteilt, es habe sich „nur" um ein Konzept künftiger Sicherungen gehandelt, hinter dem sich verschiedene Expansionsvorstellungen verborgen hätten, „aber ein Programm für weitreichende Annexionen [...] wurde nicht erstellt" (S. 136). Gegen die in der Historiographie vorherrschende Kritik des Annexionismus in der Gelehrtenpolitik des Ersten Weltkrieges setzt Bruendel die durch das von ihm selbst ausgebreitete Material keineswegs gestützte These: „Zwar klingen die Kriegsziele für sich genommen zunächst aggressiv-expansiv, aber die Tatsache, dass sie von einem extremen Sicherheitsbedürfnis diktiert waren und die Beteuerungen, nur Garantien gegen künftige Angriffe zu verlangen, relativieren diesen Eindruck ebenso wie ein Vergleich mit den geheimen Kriegszielen der Alliierten. [...] Es handelt sich bei den Kriegszielforderungen der Gelehrten eher um populistische Parolen als um politische Konzepte" (S. 97 f.).

Steffen Bruendel zitiert auch zahlreiche Belege für das deutsche „Sendungsbewusstsein", das aus den Kriegsschriften deutscher Intellektueller spricht, kommt aber zu dem erstaunlichen Schluß, daß „von einer deutschen Sendung im eigentlichen Sinne nicht gesprochen werden kann" (S. 136).

Im abschließenden „Ausblick", in dem Bruendel zunächst kurz das Verbleiben der Gelehrtengruppierungen im Parteienspektrum der Weimarer Republik streift, erörtert er, wenn auch thesenhaft, die Wirkungen der „Ideen von 1914" auf die Entwicklung der Weimarer Republik nach rechts bis in die nationalsozialistische Gesellschaft. Wie schon in der Einleitung (S. 21, 28) verneint er jegliche ideengeschichtliche Kontinuität oder „direkte Kausalbeziehungen" zwischen den „Ideen von 1914" und dem Nationalsozialismus. Den Unterschied zwischen beiden sieht er im Fehlen völkisch-biologischer und antisemitischer Gedanken. Diese seien erst in der „radikal-nationalistischen Volksgemeinschaftsidee" der zweiten Kriegshälfte aufgetreten. Eine Kontinuität habe es schon deshalb nicht geben können, weil die „Ideen von 1914" „grundsätzlich mit Konzepten sowohl radikal-sozialistischer als auch radikal-nationalistischer Totalvergemeinschaftung verbunden werden" konnten (S. 312). Die von rechts und links umkämpfte Idee der „Volksgemeinschaft" sei in Deutschland schließlich von rechts vereinnahmt worden. Es sei irreführend, die „Ideen von 1914" als präfaschistisch anzusehen, denn sie hätten ein Repertoire dargestellt, aus dem sich verschiedene politische Strömungen bedienen

konnten. In Deutschland hätten dies in besonders geschickter Weise die Rechten verstanden. Dennoch sei eine Kontinuität nur scheinbar gegeben, sie sei vielmehr eine von den Nationalsozialisten verordnete Konstruktion.

Geschickt sind die Rechten auch heute noch. Der Rezensent der „Jungen Freiheit", in rechtsextremen Kreisen geschätztes und in der intellektuellen Sammlungsbewegung des rechten Parteienspektrums von heute aktives Journal, „rekonstruiert" die von Bruendel in Abrede gestellte Kontinuität kurzerhand wieder und vereinnahmt ansonsten dessen Buch mit süffisanter Genugtuung, weil der Autor „in wohltuender Weise die liebgewordenen Ideologeme einer deutschen Historikergeneration durcheinander" wirbele, die „seit Fritz Fischer und später Wolfgang Mommsen und anderen zur ständig wiederholten Liturgie geworden waren". Der Akademie Verlag habe gezeigt, daß er „immer wieder für eine positive Überraschung gut" sei. Das sei um so bemerkenswerter, als die Arbeit Bruendels unter den Bielefelder Professoren Hans-Ulrich Wehler und Ingrid Gilcher-Holtey [...] zustande kam, „die bislang nicht durch Neubewertungen dieser Art aufgefallen sind. Gute Ansätze sind also vorhanden. Hoffentlich kann der Autor sie gegen eine geballte Deutungsmacht des deutschen Historiker-Establishments verteidigen."[1]

Spätestens hier wird deutlich, daß Steffen Bruendel ein eminent politisches Buch geschrieben hat, das nicht nur „rein" akademisch diskutiert werden sollte, sondern das beim Verlag wie in der Historikerzunft politische Nachdenklichkeit und Debatte hervorrufen müßte.

Erwähnt sei schließlich noch die sehr umfangreiche Auflistung der Quellentexte und sachthematischen Literatur, deren Überschrift aber genauer „Auswahlbibliographie" lauten sollte. Es fehlen so wichtige Darstellungen wie die von Fritz Klein verantwortete großangelegte dreibändige Darstellung „Deutschland im ersten Weltkrieg", Berlin 1968–1970 (ein Standardwerk, das 2004 erfreulicherweise durch einen Neudruck im Leipziger Universitätsverlag sein Comeback auf dem Büchermarkt erlebt), oder Joachim Petzold, Die Dolchstoßlegende, Berlin 1963 (zu beachten besonders S. 21–46), dessen Benutzung Steffen Bruendel vor der Annahme bewahrt hätte, *er* weise erstmalig darauf hin, daß die Dolchstoßlegende ihre Wurzeln bereits in den Kriegsdebatten seit 1916 hatte. Es fehlen auch in nicht unbeträchtlichem Maße die Verfasser und Titel biographischer Werke über mehrere Protagonisten der Darstellung.

Der Band schließt mit einer kurzbiographischen Liste von 139 meist genannten deutschen Professoren.

1 Hans B. v. Sothen, in: Junge Freiheit, 24. Oktober 2003.

Gerhard Engel

MÜLLER, Werner, Fred MROTZEK und Johannes KÖLLNER: **Die Geschichte der SPD in Mecklenburg und Vorpommern.** Mit einem Vorwort von Harald RINGSTORFF. – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 2002. 271 S.

Auch wenn die Regionalgeschichtsschreibung für Mecklenburg (und partiell auch für Vorpommern) in jüngster Zeit beachtlich zugelegt hat, so ist eine Überblicksgeschichte der SPD für diesen Raum erstmalig. Die Autoren (alle Universität Rostock) können sich auf einige einschlägige Studien (so vor allem auf die von Klaus Schwabe, aber auch von Karl Heinz Jahnke, Heinz Koch sowie neueste Arbeiten wie z. B. von Marko Michels) stützen, mußten jedoch weitgehend auf Quellen zurückgreifen, die nicht sehr üppig fließen: es sind vor allem Zeitungen und Periodika, die noch weiterhin durchzuarbeiten wären, sowie wenige Quelleneditionen wie z. B. die Protokolle des Landtags und Erinnerungsberichte. Man sollte aber die ohnehin schmale Basis nicht zusätzlich einengen, indem die „marxistisch-leninistische" Literatur teilweise unberücksichtigt bleibt, wenn sie wie die Dissertationen von Heinz Meiritz (SPD/USPD/KPD in Mecklenburg), Klaus Schreiner (Kapp-Putsch) oder Gerhard Janitz (Stettin) wertvolles Material bietet. Quellenzitate aus zweiter Hand sollten vermieden werden. Zudem sahen sich die Autoren durch die territorial-politischen Wandlungen seit Mitte des 19. Jh. bis hin zum heutigen Bundesland Mecklenburg-Vorpommern unterschiedlichen Bedingungen und Traditionen ausgesetzt, die nicht einfach zu bewältigen waren und sind: bis 1945 gab es keine mecklenburgisch-vorpommersche Arbeiterbewegung. Indes, das Bemühen ist anzuerkennen, es ist durchaus mehr als eine „knappe Skizze des Weges der Sozialdemokratie in Mecklenburg-Vorpommern" (S. 12) entstanden, natürlich eine „Geschichte mit Lücken", auch „ungleichgewichtig" in ihren Proportionen, aber sie genügt wissenschaftlichem Anspruch und kann durch die Übersichtlichkeit der fünf Kapitel und verständlicher Diktion

auch breitere Leserkreise ansprechen (was zu wünschen wäre).

Im ersten Kapitel behandelt Johannes Köllner die Entwicklung bis zum Ersten Weltkrieg (S. 15 bis 87). Die sozialökonomischen und politischen Verhältnisse in Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Preußisch-Vorpommern sind nur knapp skizziert, ähnlich auch in den nachfolgenden Zeitabschnitten. Aus den Anfängen (August 1848 erster Arbeiterverein in Mecklenburg-Schwerin) entsteht trotz aller repressiven Hemmnisse, erst mit dem Reichsvereinsgesetz von 1908 war es möglich, eine Bezirksorganisation zu gründen, eine sozialdemokratische Arbeiterbewegung und -organisation, die schon bei den Reichstagswahlen 1903 den Reichsdurchschnitt der SPD-Wähler übertraf (S. 64): ein überraschendes Faktum. Der Autor ist um eine „Gesamtschau" bemüht, also werden neben dem Hauptweg vom ADAV über die SAPD zur SPD, auch die Gewerkschaftsbewegung besonders auf dem Lande, die Bemühungen um Frauen und Jugend, das sozialdemokratische Alltags- und Kulturleben behandelt. Schwerpunkte bilden die Rolle sozialdemokratischer Presseorgane und die Reichstagswahlen. Durchgängig sind einzelne herausragende Sozialdemokraten wie der „Nestor" der Sozialdemokratie in Mecklenburg Georg Adolph Demmler (vgl. dazu die Dissertation von Margot Krempin) und der erste Reichstagsabgeordnete Joseph Herzfeld (vgl. die Studie von Klaus Baudis) vorgestellt, ein Weg, der sicher weiter verfolgt werden wird, da zuweilen bei erwähnten Funktionären selbst der Vorname bisher noch nicht ermittelt werden konnte (so S. 115). Von einigen Prominenten finden sich Fotos, allerdings vermißt man Carl Moltmann (1884–1960), SPD-Mitglied 1902, Funktionär in verschiedenen örtlichen und Landespositionen, Mitglied des Landtages 1919 bis 1933, des Reichstages 1932/33; seine Entscheidung für die SED 1945/46 als Vorsitzender des Landesverbandes und dann ZK-Mitglied dürfte wohl nicht zum Ausschluß führen; gleiches gilt für Wilhelm Höcker (1886–1955), SPD 1911, vor 1933 zeitweilig Präsident des Landtages, nach 1945 SED und Ministerpräsident des Landes bis 1951: kein Foto – eine neue „Parteilichkeit"? – Nicht befriedigen kann in diesem Kapitel die Darstellung der Novemberrevolution (ohne einschlägige Literatur übrigens), deren positive Resultate als Ergebnis sozialdemokratischer Politik zusammenfassend gewürdigt zu werden verdienten, bei aller berechtigten Kritik an dieser (S. 86 f.). Die „Unabhängigkeit des kleinen Landes" (S. 95) Mecklenburg-Strelitz ist doch wohl vergleichsweise historisch unbedeutend und zeugt eher von Festhalten an überholten Traditionen.

Das zweite Kapitel (S. 88–152) ist mit der Überschrift „Der schwere Weg der Demokratie" von Fred Mrotzek gut charakterisiert: Der Fortschritt vom Obrigkeitsstaat zur demokratischen Republik, die zunächst bürgerlich-liberal geführte Koalitionsregierung bei stets größerem Stimmenanteil der SPD bei den Wahlen, die Niederschlagung des Kapp-Putsches und die Rolle des Großgrundbesitzes, die mit der DNVP bei Tolerierung durch die Nazi-Vorläufer der DVFP bereits 1924 gebildete Landesregierung und schließlich schon im März (Strelitz) bzw. Juni 1932 (Schwerin) NSDAP-Regierungen (S. 155), alles in allem schwierige Kampfbedingungen für die zahlenmäßig schwache Sozialdemokratie. Wenngleich die „Frauenarbeit" oder das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold vergleichsweise ausführlich beachtet werden, so bleibt z. B. die Untersuchung speziell des Landarbeiterverbandes noch eine Aufgabe. Die für Mecklenburg-Vorpommern eminent wichtige Agrarfrage nimmt auch mit Blick auf die Programmatik und Politik der SPD insgesamt in allen Perioden noch nicht den notwendigen Platz ein. Erforderlich wäre, damit zusammenhängend, die Stellung der SPD zur Fremdarbeiterproblematik („Schnitter") und andere Grundfragen in ihrer regionalen Widerspiegelung (so das Ziel: sozialistische Republik, die Wehrfrage, die SAP u. a. m.) zu untersuchen. Beachtlich hier trotzdem die zusammenfassende Analyse für das Ende der Weimarer Republik „Verspätete Bemühungen?" (S. 140) und der Abschnitt „Verteidigung der Demokratie" (S. 146 ff. bzw. S. 152).

Für die nachfolgenden drei Kapitel zeichnet Werner Müller verantwortlich. Relativ knapp das dritte Kapitel „Opposition und Verfolgung" (S. 153–174), verständlich, da Mecklenburg und Vorpommern „keine Regionen des Widerstandes" (S. 155) gegen den Nationalsozialismus waren. Die Rekonstruktion verschiedener Widerstandsaktionen im Lande, die Verbindungen zur Emigration und zu den Verschworenen des 20. Juli, das Bemühen um weiteren Zusammenhalt, all das ist und bleibt angesichts der Quellenlage schwierig. Zu den inneren Auseinandersetzungen über Legalität und „offenen Kampf", die Fortsetzung des Parlamentarismus trotz der Verhaftung von SPD-Parlamentariern (so Julius Leber – Wahlkreis 35 Mecklenburg – bereits im Februar 1933) und dem faktischem Verbot der KPD Anfang März oder über das Prager Manifest (1934) wären

weitere Studien erforderlich. Die späteren „Erinnerungen" von Albert Schulz (Rostock) scheinen, was die Überlegungen über das Ende der Naziherrschaft („Nur nach einem Krieg mit militärischer Niederlage") und die angebliche Vorbereitung der SPD auf die Illegalität (1933) anlangt, überbewertet (S. 162). Die NS-Diktatur hat die sozialdemokratischen Traditionen unterbrochen, nicht ausgelöscht, so Werner Müller resümierend (S. 173).

Wesentlich ausführlicher werden im vierten Kapitel „Tradition, Befreiung, Besatzung" (S. 175 bis 222) behandelt: vom „späten und schwierigen Neuanfang" (1945) über den „ kurzen Weg zur unfreiwilligen Einheit" (1946) bis zur „Eliminierung des sozialdemokratischen Erbes aus der SED". Zu diesem problemreichen Zeitabschnitt liegt bereits ausreichend Literatur vor, deren Ergebnisse der Autor sehr eindringlich zusammenzufassen versteht (besonders S. 203 ff.). Die völlig veränderten und unvergleichlichen objektiven Bedingungen für das Wirken der SPD (S. 175 f., 191 f.) könnten noch drastischer geschildert werden. Trotz allem: man vermißt die gemeinsamen Aktionen von KPD/SPD und „Antifa-Block" zur Bodenreform, Schul- und Verwaltungsreform. Bei aller Differenziertheit der vorgetragenen Analyse bleibt die Frage nach der damaligen Proportion zwischen Festhalten an sozialdemokratischer Tradition und Überzeugung und Zwang zur „unfreiwilligen Einheit" einerseits und kritischer, partieller Überwindung sozialdemokratischer Tradition, Festhalten an sozialistischer Überzeugung und „Freiwilligkeit zur Einheit" andererseits noch bestehen. Das Fehlen programmatischer Orientierungen mag man beklagen (S. 195), tatsächlich gab es diese z. B. mit dem Dokument des Zentralausschusses vom Juni oder dem Aufruf Kurt Schumachers vom Juli 1945 („Die Demokratie ist erst in einem sozialistischen Deutschland gesichert"). Die von Carl Moltmann im Juli 1945 entworfene, hier (S. 196) nur im letzten Absatz zitierte Erklärung ist (im Zitat) auffällig identisch mit dem Rostocker Aufruf (S. 180), also vielleicht doch eine regionale Programmatik?

Abschließend geht es um den „Neubeginn 1989/90" (S. 223–250). Der durchaus komplizierte Weg der Neugründung der SDP in der Noch-DDR bis zum Landesverband der SPD mit allen Schwierigkeiten und Enttäuschungen (die Wahlen 1990), die ersten Erfolge, die erste Koalition mit der CDU und schließlich die Regierungsbildung mit der PDS 1994 werden nachgezeichnet; allerdings ist ein Vergleich mit der Lage 1945/46 (S. 233, 246) nur sehr bedingt angebracht, die Militärdiktatur am Ende des Weltkrieges bedingte völlig andere Probleme. Die SPD blieb indes – wie schon immer – eine schwache Mitgliederpartei und zugleich eine starke Wählerpartei, die ihren Einfluß offenbar stets sehr stark aus den spezifischen Bedingungen im jetzigen Bundesland gewann. Ein Zeitungszitat aus den Februartagen 1990 zeigt eine Problematik, die sich durch die SPD-Geschichte von Mecklenburg und Vorpommern zu ziehen scheint (und sich im Buch widerspiegelt): „Es drängten Struktur, Form- und organisatorische Fragen sowie lokalpatriotische Gesichtspunkte die bedeutungsvolleren inhaltlichen Anliegen manchmal an den Rand" (S. 236). „Die vorliegende Untersuchung als ersten Schritt" (S. 13) zu würdigen ist angesichts des insgesamt gelungenen Überblicks und des Zugewinns sehr bescheiden eingeschätzt. Die Richtungen weiterer Forschungen sind formuliert.

Der Band enthält eine Reihe ansprechender Abbildungen. Es sei ergänzend auf die andernorts publizierte Traditionsfahne des Sozialdemokratischen Vereins Parchim (um 1875!) hingewiesen. Eine bedauerliche Fehlleistung ist jedoch das Titelbild (ohne Angaben): es zeigt die Besetzung des Berliner Zeitungsviertels am 5. Januar 1919 während des „Spartakusaufstandes", hat also mit der SPD in Mecklenburg wirklich nichts zu tun – oder sollte der voranmarschierende Veteran mit Flinte ein Landarbeiter aus Dummerstorf bzw. der energische Matrose aus Rostock gewesen sein?

Ingo Materna

HERLEMANN, Beatrix: **„Wir sind geblieben, was wir immer waren, Sozialdemokraten". Das Widerstandsverhalten der SPD im Parteibezirk Magdeburg-Anhalt gegen den Nationalsozialismus 1930–1945** (= Studien zur Landesgeschichte. Hrsg. von Werner Freitag, Klaus Erich Pollmann und Matthias Puhle, Bd. 6). – Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag 2001. 358 S.

Arbeiten über den Widerstand gegen den Nationalsozialismus zum Ende der Weimarer Republik und unter dem nationalsozialistischen Terrorregime gehören ohne Frage zu den wichtigsten Aufgaben der historischen Forschung in Deutschland. Wenngleich schon eine Vielzahl von Arbeiten und wissenschaftlichen Gesamtdarstellungen zum Widerstandsverhalten erschienen sind, bestehen

immer noch weiße Flecken auf der Landkarte der Geschichte des Widerstandes. Das trifft besonders auf die neuen Bundesländer zu. Ursächlich ist hierfür auch, daß die Forschung zur Geschichte des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus in der DDR einseitig auf die KPD orientierte und wegen dieser Parteilichkeit oftmals die historische Faktentreue auf der Strecke blieb. Die Kommunisten waren der offiziellen Staatsideologie nach die einzige Partei in Deutschland, die immer wieder vor dem Faschismus gewarnt hatte und an der Spitze des antifaschistischen Widerstandskampfes stand. Andere Gruppen, insbesondere die Sozialdemokraten, erschienen als Mitläufer und wurden nur untergeordnet erwähnt, obwohl Kommunisten und Sozialdemokraten in Nazideutschland die am meisten verfolgten politischen Kräfte waren.

In Beiträgen zur Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung Magdeburgs, die in der DDR erschienen, sucht der Leser denn auch vergebens nach konkreten Zeugnissen des Widerstandshandelns von Sozialdemokraten. Zentrales Anliegen der Arbeit Herlemanns ist es denn auch, dieses Defizit zu beseitigen und die Wurzel des Widerstands im Parteibezirk Magdeburg-Anhalt freizulegen, seine vielfältigen Formen aufzuzeigen und zu analysieren. Erste Ansätze, die SPD Magdeburg in der Weimarer Republik in einem eigenen Forschungsprojekt zu erforschen, gab es auf ostdeutscher Seite erst zum Ende der DDR. Hier setzte Beatrix Herlemann bei ihrer Projektplanung an und dehnte nach einem Hinweis Magdeburger Historiker ihren Untersuchungsraum auf die Region Magdeburg aus, da die Widerstandsleistungen von Sozialdemokraten auch hier beachtenswert waren.

Auf mehr als 300 Seiten spannt sie in acht Kapiteln einen historischen Bogen von den Anfängen des SPD-Parteibezirks Magdeburg-Anhalt in der Weimarer Republik, über den Widerstand gegen die Nazis gegen Ende der Weimarer Republik und zu Beginn des „Dritten Reichs", in den Jahren 1934 bis 1938/39, die Kriegsjahre bis in die Nachkriegszeit hinein. Herlemann zeichnet ein beeindruckendes, feinsinniges und detailliertes Bild mutiger, selbstloser und aufopferungsvoller Sozialdemokraten, die in mannigfaltiger Weise Widerstand gegen die braune Tyrannei leisteten und dies Engagement nicht selten mit ihrem Leben bezahlten. Sie erzählt von Menschen, ihren Motiven und Taten, aber auch ihren Zweifeln, Ängsten und Sorgen. Dabei wird auch gezeigt, wie sehr das Widerstandshandeln mit der allgemeinen politischen und sozialen Entwicklung im „Dritten Reich" in Beziehung stand.

Die Untersuchung stützt sich in erheblichem Maße auf nunmehr zugängliche und erschlossene Quellen aus Landes-, Stadt- und Ortsarchiven in den neuen Bundesländern, aus Privatarchiven und bereits vorliegender Forschung. Hervorzuheben ist auch das Material, das die Verfasserin durch Befragung einer Vielzahl von Zeitzeugen gewann. Diese Fleißarbeit Herlemanns ist besonders verdienstvoll, trägt sie doch dazu bei, das Denken, Fühlen, Verhalten und Widerstandshandeln von Sozialdemokraten unter den konkret-historischen Bedingungen des Nationalsozialismus zu bewahren und für nachfolgende Generationen wachzuhalten. Zugleich gelang sie dadurch zu einer Erkenntnisbreite, die ihresgleichen suchen dürfte.

In ihrer Einleitung skizziert Herlemann die Notwendigkeit, dem Leser im einführenden Kapitel ihres Buches den SPD-Parteibezirk Magdeburg-Anhalt in der Weimarer Republik überblicksartig vorzustellen, da es nicht sinnvoll sei, „widerständischem Verhalten nach 1933 nachzuspüren, wenn der Antrieb aus den Leistungen und den Lebenserfahrungen der zwanziger Jahre wie der massive Abwehrkampf der frühen dreißiger Jahre unbekannt bleibt" (S. 17). Diese Begründung leuchtet ein, waren doch die gewachsenen Solidarstrukturen des sozialdemokratischen Milieus, insbesondere auch in den Vorfeld-, Nachbar und Nebenorganisationen der SPD, oftmals Grundlage gemeinschaftlichen Widerstands gegen die braune Flut, wie Herlemann in den Kapiteln zwei („Untergang auf Raten") und drei („Der Widerstand formiert sich") ausführlich nachweist.

Im ersten Kapitel vermittelt die Autorin dem Leser einen Überblick über den SPD-Parteibezirk Magdeburg-Anhalt, und zwar über die Wahlerfolge in den Jahren der Weimarer Republik, herausragende Persönlichkeiten, die das Bild der SPD in der Stadt und Region Magdeburg prägten, wie beispielsweise der Oberbürgermeister Ernst Reuter, die vielen Nachbar-, Neben- und Vorfeldorganisationen der Sozialdemokratie u. a. m. Kurzum: Sie zeichnet ein Bild der sozialdemokratischen Lebens- und Solidargemeinschaft dieser Jahre. Ferner zeigt Herlemann in diesem Kapitel auch, wie früh die Sozialdemokraten in diesem Parteibezirk den Kampf gegen die braune Gefahr aufnahmen und mit welchen Mitteln sie versuchten, diese einzudämmen. Damit zeigt sie auch, daß demokratisch gesinnte Kräfte versuchten, gegen die drohende und schleichende Machteroberung der Nationalsozialisten anzukämpfen.

Von fehlendem Engagement der Verteidiger der Weimarer Republik kann somit keine Rede sein, zumindest nicht im untersuchten Parteibezirk.

Im zweiten Kapitel beschreibt die Autorin die ersten Monate nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler im Parteibezirk Magdeburg-Anhalt. Die Sozialdemokraten werden zunehmend massiv verfolgt und terrorisiert, aus ihren Ämtern gejagt, ohne Pensions- und Rentenansprüche entlassen und willkürlich in Gefängnisse und Konzentrationslager gesteckt. Viele Genossen fallen den braunen Schlägern zum Opfer, werden mißhandelt und totgeschlagen. Trotz dieser fortgesetzten Terrorisierung stehen die Sozialdemokraten zusammen, feiern in kleinen Gruppen den 1. Mai 1933 und organisieren erste Widerstandszellen, wie Werner Bruschke, im Magdeburger SPD-Bezirksvorstand für Jugend, Bildung, Kommunales und Finanzen zuständig.

Im dritten Kapitel geht Herlemann auf die Formierung des Widerstands ein und stellt einzelne Initiativen und Formen vor. So die Initiative von Werner Bruschke und seinen Gefolgsleuten, die sich schon lange Jahre aus der Zusammenarbeit in verschiedenen SPD-Organisationen kannten. Diese Initiative hielt in der ersten Zeit der Illegalität Kontakte zum emigrierten SPD-Parteivorstand in Prag und zum Widerstandskreis der SAJ in Berlin. Sie verfügte über ein gut funktionierendes Verbindungs- und Kontaktnetz über den ganzen Parteibezirk. Im Januar 1934 wurden Bruschke und sein engster Vertrauensmann, Ernst Lehmann, von der Gestapo verhaftet, nachdem die illegale Tätigkeit der SAJ-Leitung in Berlin aufgeflogen war. Beide mußten aber wieder auf freien Fuß gesetzt werden, auch dank der Hilfe ihnen gewogener Polizisten. In der Konsequenz ihrer Verhaftung kappten Bruschke und Lehmann alle Kontakte zum Prager Exilvorstand, setzten ihre illegalen Aktionen im Parteibezirk allein fort, um die Sicherheit ihrer Verbindungsleute und ihre eigene zu gewährleisten. Insgesamt zeichnet Herlemann hier ein vielfältiges Bild der Aktivitäten von Magdeburger Sozialdemokraten, auch aus der Emigration heraus, Widerstand gegen den Nationalsozialismus zu leisten.

Im vierten Kapitel stellt die Autorin breit den Widerstand im Parteibezirk Magdeburg-Anhalt in den Jahren 1934 bis 1938 vor. Sie beschreibt, wie Nachrichten und Information in Betrieben nach einem Muster des Prager Vorstands zusammengetragen und von den Prager Exilanten für die von ihnen herausgegebenen „Deutschland-Berichte" benutzt wurden. Verbindungen bestanden dabei nach Berlin und Prag. Weiter zeigt Herlemann, daß sozialdemokratische Parteilokale als Anlaufstellen Zentren des örtlichen Widerstands waren. Auch Beerdigungen von Sozialdemokraten boten Gelegenheit, parteiliche Solidarität zu demonstrieren. Darüber hinaus werden das Verhältnis von Kommunisten und Sozialdemokraten im Widerstand und parteiübergreifende Kontakte thematisiert. Dabei stellt die Autorin fest, daß die Gegensätze und beiderseitigen Vorurteile immer noch bestanden, im Laufe der Zeit aber in den Hintergrund traten.

Im fünften Kapitel behandelt Beatrix Herlemann eine der dunkelsten Seiten der Nazizeit, nämlich die Denunziation. Dieser fielen viele Sozialdemokraten im Parteibezirk zum Opfer, die unbedacht in Gastwirtschaften, im Betrieb oder privat Kritik an den herrschenden Zuständen äußerten.

Das sechste Kapitel ist dem Widerstand von sozialistischen Splittergruppen – dem Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK) und der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (SAP) – gewidmet. Die Autorin stellt kurz die Umstände ihrer Gründung vor, um dann ihr widerständiges Verhalten auszubreiten. Im Parteibezirk Magdeburg-Anhalt spielten diese Organisationen allerdings eine untergeordnete Rolle im Kampf gegen den Nationalsozialismus.

Im vorletzten Kapitel greift Herlemann den Widerstand in den Kriegsjahren auf. Sie zeigt, daß mit Kriegsbeginn die Verurteilungen wegen Rundfunkverbrechen und subversiver Stimmungsmache auch unter den Sozialdemokraten stiegen. Auch die Strafmaße erhöhten sich bei vergleichsweise harmlosen Vergehen. Widerstandsverhalten findet zentral in Betrieben und als Hilfe für Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter statt. Auch hier sind es wieder Einzelpersonen, die initiativ werden. Die Autorin nennt Beispiele für exemplarischen Mut und Menschenachtung. Mit dem letzten Kriegsjahr nimmt die systematische Verfolgung des Terrorregimes gegen den organisierten Widerstand nochmals zu. Gerade auch vor dem Hintergrund des gescheiterten Attentates gegen Hitler am 20. Juli 1944. In seinem Nachgang überrollt das Reich eine Verhaftungswelle, der bekannte und gestandene Sozialdemokraten zum Opfer fallen sollten, auch in Magdeburg und der näheren Umgebung.

Das letzte Kapitel der Arbeit fällt gegenüber den anderen ab, da die Autorin hier zu pauschal und undifferenziert das Schicksal der Sozialdemokraten unter dem Faschismus und unter dem

sowjetischen Besatzungsregime auf eine Stufe stellt. Daß Sozialdemokraten in der SBZ während des Vereinigungsprozesses von SPD und KPD und nach der Schaffung der SED oftmals Unrecht widerfahren ist, soll hier nicht in Abrede gestellt werden. Dennoch hätte Herlemann an dieser Stelle gut daran getan, beispielweise die Rolle Kurt Schumachers als einen wesentlichen Faktor im Vereinigungsprozeß beider Arbeiterparteien in der SBZ zu thematisieren. Ferner vernachlässigt sie auch, daß die politischen Freiheiten in der Sowjetzone in den Monaten nach der Befreiung größer als in den Westzonen waren, in denen politische Parteien wesentlich später und zuerst auch nur auf lokaler Ebene zugelassen wurden.

Als Fazit bleibt festzuhalten: Beatrix Herlemann hat eine beeindruckende Untersuchung vorgelegt. Sie ist gut zu lesen und leistet einen profunden und quellengesättigten Beitrag zur Geschichte des Widerstands gegen den Nationalsozialismus im ehemaligen Parteibezirk Magdeburg-Anhalt. Es wäre wünschenswert, daß weitere Arbeiten zur regionalen Widerstandsgeschichte in den neuen Bundesländern entstehen.

Matthias Loeding

GEOFFROY, René: **Ungarn als Zufluchtsort und Wirkungsstätte deutschsprachiger Emigranten (1933 bis 1938/39)** (= Studien zur Deutschen und Europäischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 45). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford und Wien: Peter Lang Verlag 2001. 485 S.

Die Geschichte der deutschsprachigen Emigration in den verschiedenen Zielländern zwischen 1933 und 1945 ist ein gut untersuchter Forschungsgegenstand. Deshalb überrascht, daß Ungarn als Aufnahmeland der aus rassischen, politischen oder weltanschaulichen Gründen Verfolgten bisher kaum beachtet wurde. Die vorliegende Studie behandelt erstmals umfassend die Arbeits- und Lebensbedingungen vorwiegend deutschsprachiger Hitlerflüchtlinge, die von 1933 bis 1939 in Ungarn Zuflucht fanden. In einigen Fällen weitet der Autor seine Untersuchungen bis 1944 aus. In den Personenkreis schließt er auch jene ungarischen Rückkehrer ein, die lange im deutschen Sprach- und Kulturbereich beheimatet waren, aus Nazideutschland vertrieben oder durch die Ausdehnung des Machtbereichs des „Dritten Reiches" in ihrer Existenz bedroht wurden.

Die Monographie ist in vier Abschnitte gegliedert: Zunächst beschäftigt sich der Verfasser mit dem historischen Kontext und den politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des Aufnahmelandes und erläutert die ungarische Ausländergesetzgebung und Flüchtlingspolitik. Dabei charakterisiert er den Horthy-Staat bis 1944 als konservativ-reaktionäres Regime mit einigen liberalen Reststrukturen. Begünstigt durch die nahe Grenze war Ungarn trotz aller Repressionen für Tausende von legalen und illegalen Emigranten ein zeitweiliger Zufluchtsort.

Die Fluchtbewegungen nach Ungarn von 1933 bis 1944 aus Deutschland und dem „Altreich", aus Österreich, aus der zerschlagenen Tschechoslowakei und aus Polen und die soziodemographische Zusammensetzung des nach Ungarn geflohenen Personenkreises werden in Abschnitt B analysiert. Dem Schicksal jüdischer Emigranten ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Besonders hinzuweisen ist auf eine vom Autor auf der Grundlage des 1946 veröffentlichten „Verzeichnisses der jüdischen Überlebenden in Budapest" erarbeitete Liste, in der er der Exilforschung 2321 Personen namentlich zugänglich macht, deren Geburtsorte in diesen Ländern lagen.

Abschnitt C ist dem Exil des Schriftstellers, Dramaturgen und Biographen Otto Zarek (Pseudonym: Ferdinand Mayr-Ofen) gewidmet, der sich von 1933 bis 1938 in Budapest heimisch fühlte und dort einige seiner besten Bücher verfaßte.

Abschnitt D beschäftigt sich mit dem „anderen" Ungarn. Detailliert spürt der Autor den Wirkungsmöglichkeiten der deutschsprachigen Schriftsteller und Journalisten nach. Er listet die Vortragstätigkeit der Emigranten und die in der ungarischen Presse veröffentlichten Interviews auf, beschäftigt sich mit ihren Veröffentlichungen in ungarischen Verlagen und erläutert die Verfolgung von Exilliteratur und -presse durch die ungarischen Zensurbehörden. Ein besonderes Kapitel beschreibt die Arbeitsbedingungen der aus Nazideutschland vertriebenen ungarischen Filmschaffenden.

Umfangreiche Verzeichnisse und vier Dokumente im Anhang runden die Monographie ab. Dabei erfaßt der Autor in einer Auswahl etwa 250 nach Ungarn geflüchtete Personen mit biographischen Daten, die in ungarischen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten Beiträge von und über deutschsprachige Emigranten und zum Thema Exil sowie die Buchpublikationen deutschsprachiger Exilautoren in ungarischen Verlagen.

Der Verfasser betritt mit seiner Untersuchung Neuland, ohne sich auf nennenswerte Vorarbeiten stützen zu können. Auch beklagt der Autor eine zum Teil restriktive Archivpraxis ungarischer Behörden sowie mangelnde Kooperationsbereitschaft anderer Stellen, die die Nutzung wichtiger Quellen – wie die Unterlagen der ungarischen Fremdenpolizei – unmöglich machte. Um so respektabler ist seine Leistung, durch die Auswertung anderer Archivquellen und der ungarischen Zeitungen und Zeitschriften über den Einzelfall hinaus zu statistischen Daten zu gelangen, die repräsentative Aussagen ermöglichten. Geoffroy empfiehlt seine Studie als Fundament für weitere Forschungen.

Dagmar Goldbeck

ANSCHÜTZ, Janet, und Irmtraud HEIKE: **„Man hörte auf, ein Mensch zu sein …". Überlebende aus den Frauen-Konzentrationslagern in Langenhagen und Limmer berichten.** – Hamburg: VSA Verlag, 2003. 199 S.

Die Geschichte der Frauen-Konzentrationslager Langenhagen und Limmer wurde von Claus Füllberg-Stolberg im Jahre 1985 erstmalig in der Untersuchung „Konzentrationslager in Hannover" aufgegriffen (Hildesheim: Lax 1985). Damals fand sich nur eine einzige Zeitzeugin für das Lager Langenhagen, was angesichts der etwa 500 Frauen, die am 2. Oktober 1944 von Stutthof dort anlangten, bedauernswert wenig war. Mit der jetzt vorliegenden Untersuchung über die beiden Außenlager des KZ Neuengamme sind Janet Anschütz und Irmtraud Heike auf das gleiche Thema zurückgekommen, jedoch unter wesentlich besseren Voraussetzungen. Zwischen 1996 und 1999 entstanden mehrere Interviews mit ehemaligen Häftlingsfrauen des KZ Langenhagen, deren Ergebnisse im Jahre 2000 in einer umfänglichen Dokumentation vorlagen. Diese Interviews wurden im Kontext zeitgenössischer Dokumente, Stadtpläne und Luftbilder ausgewertet, um daraus ein Bild von den Verhältnissen in den genannten Lagern zu gewinnen.

Ihre Darstellung haben Anschütz und Heike an der „Chronologie des Interviewleitfadens" (S. 13) ausgerichtet, d. h., der Leser begleitet die Zeitzeuginnen auf ihrem Lebensweg vor, während und nach ihrer Haftzeit. Es handelt sich hierbei ausnahmslos um polnische Frauen, die aufgrund des Warschauer Aufstandes im Herbst 1944 nach Deutschland verschleppt wurden und innerhalb des Transportes nach Langenhagen die größte Gefangenengruppe bildeten. Ihre Deportation führte sie zunächst ins Durchgangslager Pruszków, wo ihre „Einsatzfähigkeit" für die Zwangsarbeit in der deutschen Rüstungsindustrie überprüft wurde. Die arbeitsfähigen jungen Polinnen wurden schließlich ins KZ Stutthof überführt und nach einem etwa vierwöchigen Aufenthalt voller Erniedrigung und Schikanen in Viehwaggons gepfercht und nach Langenhagen gebracht.

Den Schwerpunkt ihrer Darstellung haben die beiden Autorinnen auf die Konzentrationslager in Langenhagen und in Hannover-Limmer gelegt. Sie gelangen dabei zu wesentlich neuen Erkenntnissen betreffend „Arbeitseinsatz, Haftbedingungen und Selbstbehauptung der Gefangenen sowie frauenspezifische Aspekte der Haft" (S. 13). Als besonders traumatisch erlebten die Zeitzeuginnen den „Todesmarsch" nach Bergen-Belsen und die dort vorgefundenen chaotischen Verhältnisse Anfang April 1945, nur wenige Tage vor dem Einrücken der Alliierten. Anschütz und Heike zeigen deshalb in ihrer Untersuchung auch, wie die Betroffenen ihre Erlebnisse in der KZ-Haft nach dem Krieg verarbeitet haben.

Die Autorinnen waren sich, als sie ihr Buch zusammenstellten, der Problematik einer auf Oral history fußenden Geschichtsschreibung bewußt und haben einen klugen Kompromiß zwischen lebensgeschichtlichem Interview und zeitgenössischem Dokument gefunden. Einerseits, so merken sie an, lassen sich „Verfälschungen und Verharmlosungen […] in den administrativen Unterlagen […] nur durch Erinnerungen und Berichte der Überlebenden aufdecken, differenzieren und revidieren" (S. 10), andererseits geben die Berichte von Zeitzeugen „jeweils ihre eigene ganz individuelle Geschichte wieder" (S. 12). Bei der Auswertung der Interviews wurden letztlich die Gemeinsamkeiten festgehalten und durch zeitgenössische Quellen ergänzt.

Jedes Kapitel beginnt mit einer kurzen, einführenden Darstellung und läßt dann anhand von Interviewauszügen die Geschehnisse noch einmal aus der Sicht der Beteiligten lebendig werden. Zahlreiche Fotos und ein Anhang mit Dokumenten leisten einen wesentlichen Beitrag zur Veranschaulichung des Dargestellten.

Mit ihrem Buch ist es Anschütz und Heike gelungen, eine Forschungslücke in der Geschichte der über 80 Außenlager des KZ Neuengamme zu schließen. Es ist überdies eine interessant abgefaßte regionalgeschichtliche Arbeit, an der manch

anderer Autor sich getrost ein Beispiel nehmen kann.

Manfred Warnecke

Social Outsiders in Nazi Germany. Hrsg. von Robert GELLATELY und Nathan STOLTZFUS. – Princeton und Oxford: Princeton University Press 2001. 332 S.

Robert Gellately und Nathan Stoltzfus, beide ausgewiesene Kenner des Geschichte des Nationalsozialismus, publizieren mit dem vorliegenden Sammelband die Ergebnisse eines internationalen Symposiums, das mit Unterstützung der Harry Frank Guggenheim Foundation im Dezember 1998 in Madrid stattfand. In insgesamt 14 Beiträgen wird das Schicksal gesellschaftlicher Randgruppen und Minderheiten während des Nationalsozialismus aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet, wobei es sich bei der Mehrzahl der Darstellungen um Zusammenfassungen oder Ausschnitte aus größeren, zum Teil (seit längerem) publizierten Arbeiten handelt. Anders als der Titel zunächst vermuten läßt, wird der Begriff „social outsiders" von den Herausgebern weitgefaßt, so daß nicht nur der Umgang mit „traditionellen" gesellschaftlichen Außenseitergruppen in den Jahren 1933–1945 beleuchtet wird, sondern sich einzelne Beiträge auch den Folgen der Ausgrenzung und Repression gegenüber den deutschen Juden widmen.

Eingerahmt werden die Aufsätze von zwei Beiträgen, die als theoretische Klammer den Bezugs- bzw. Interpretationsrahmen liefern sollen. Während der britische Historiker Omer Bartov in seinem Beitrag nach einem übergreifenden Zusammenhang von Krieg und Genozid fragt, widmen sich die Herausgeber in ihrem einleitenden Essay der „Konstruktion" der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft". Diese begreifen sie als einen negativen Selektionsprozeß, durch den nach 1933 schrittweise alle Gruppen aus dem „Volkskörper" ausgeschieden werden sollten, die nicht der Vorstellung einer „rassenreinen", harmonischen und vor allem kriegsbereiten Gesellschaft entsprachen: "[...] especially the communists und others who were already hated, feared, or envied by many German citizens" (S. 4).

Damit wird auf zwei Aspekte verwiesen, die sich – wenn auch nicht in jedem Fall explizit formuliert – als roter Faden durch alle Beiträge ziehen. Zum einen war die Diskriminierung und Ausgrenzung gesellschaftlicher Randgruppen keine Erfindung der Nationalsozialisten, sondern konnte sich auf eine lange Tradition der Problemwahrnehmung und ein etabliertes Spektrum von Reglementierungs- und Disziplinierungsmaßnahmen stützen. Nach dem Machtwechsel wurden diese Elemente aufgegriffen, ausgebaut und in eine konsequente Ausgrenzungsstrategie umgesetzt, bei deren Realisierung die Nazis letztlich auch vor Mord nicht zurückschreckten. Zum anderen wurden die Maßnahmen der Nationalsozialisten nicht nur „von oben" diktiert, sondern konnten in vielerlei Hinsicht an weit verbreitete Ressentiments und Vorurteile anschließen, die sich gegen diejenigen richteten, die den Verhaltensanforderungen der bürgerlichen Gesellschaft nicht entsprechen konnten oder wollten. Wenn auch die Methoden der Nazis nicht immer gebilligt wurden, war es – gerade die Mobilisierung von bestehenden Stereotypen, die in weiten Teilen der Bevölkerung zur moralischen Indifferenz wenn nicht zur Befürwortung der nationalsozialistischen Politik führten.

Wie Richard Evans in seinem drei Jahrhunderte übergreifenden Beitrag über „Social Outsiders in German History" zeigt, wurden viele der sozialen Gruppen, die von den Nationalsozialisten verfolgt wurden, bereits seit mehreren Jahrhunderten als gesellschaftliche Minderheiten wahrgenommen und behandelt. Zusammen mit der zunehmenden Deutungsmacht medizinisch-biologischer und rassenhygienischer Erklärungsmuster sowie der zunehmenden Politisierung des Abweichungsdiskures in den 1920er Jahren bildete dies die Grundlage für die Durchsetzungsfähigkeit der nationalsozialistischen Maßnahmen. Der entscheidende Unterschied lag allerdings darin, daß die Ausgrenzungen nach 1933 schrittweise bis hin zur offenen Mordpolitik vorangetrieben und auch auf Personen(gruppen) ausgeweitet wurden, die nicht oder nicht mehr zu den traditionellen Randgruppen bzw. Minderheiten zählten.

Deutlich wird dies vor allem in den Beiträgen von Frank Bajohr, Marion A. Kaplan, Alan E. Steinweis und Nathan Stoltzfus, die sich mit den Folgen der antisemitischen Politik nach 1933 beschäftigen. Die deutschen Juden, die vor 1933 trotz aller antisemitischen Ressentiments in der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit kaum als gesellschaftliche Randgruppe zu bezeichnen waren, wurden durch die antisemitischen Maßnahmen des Regimes zunehmend isoliert und in die Rolle gesellschaftlicher Außenseiter gedrängt. Gerade das Zusammenspiel rechtlicher Diskriminierungen, antijüdischer Boykottaktionen, der „Arisierung"

jüdischer Unternehmen (Bajohr) und der schrittweisen Verdrängung der Juden aus dem künstlerischen und kulturellen Leben (Steinweis) mit den alltäglich spürbaren Anfeindungen, der Aufkündigung früherer Freundschaften oder der Gleichgültigkeit der „Volksgenossen" gegenüber dem Schicksal ihrer jüdischen Mitbürger führten oft schon lange vor Beginn der Deportationen zu einer sozialen Isolierung der jüdischen Deutschen. Konsequent schildern die Beiträge nicht nur die offizielle Durchsetzung der antisemitischen Politik, sondern beleuchten auch die Erfahrungen und Reaktionen der Betroffenen auf die Marginalisierung und Stigmatisierung.

Ein weiterer Themenkomplex widmet sich der Politik gegenüber Personengruppen, die traditionell als gesellschaftliche Außenseiter galten (und gelten) und zum Teil schon lange vor 1933 ausgegrenzt und asyliert wurden: den körperlich und geistig Behinderten (Henry Friedländer), den sogenannten Gewohnheitsverbrechern (Nikolaus Wachsmann), Prostituierten (Annette F. Timm), Sinti und Roma (Sybil H. Milton) und Homosexuellen (Geoffrey J. Giles). In diesen Beiträgen kommt die von den Nationalsozialisten betriebene Ausgrenzungspolitik gegenüber gesellschaftlichen Randgruppen vor allem als Weiterentwicklung und Vollendung von genetischen, anthropologischen und rassenhygienischen Theorien in den Blick, die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert die natürliche Ungleichheit der Menschen postulierten. Der Machtwechsel nach 1933 bot den Bürokraten und Spezialisten in Wissenschaft, (Sozial-)Verwaltung und Justiz die willkommene Gelegenheit, langgehegte Vorstellungen über den Umgang mit unerwünschten gesellschaftlichen Randgruppen zu verwirklichen. Gleichzeitig lieferten sie den Nationalsozialisten die nötige Legitimation für die Umsetzung ihrer Strategien. Daß man gewillt war, die ideologischen Vorgaben auf brutalste Weise und jenseits aller rechtsstaatlichen Begrenzungen umzusetzen, wurde spätestens mit Kriegsbeginn deutlich, der den Übergang von der Ausgrenzungs- zur Mordpolitik markiert.

Paradoxerweise waren es gerade die Zwänge der Kriegsführung, die einen „neuen" Typus des sozialen Außenseiters hervorbrachten. Während einerseits der Krieg die Bedingungen und die (zusätzliche) Legitimation bereitstellte, sich den als „fremdvölkisch" oder „minderwertig" definierten Gesellschaftsgruppen durch Deportation und Mord endgültig zu entledigen, wurden gleichzeitig Millionen osteuropäischer Zwangs- und Sklavenarbeiter in die deutschen Rüstungsbetriebe verschleppt. Am Beispiel der polnischen Zwangsarbeiter zeigt Robert Gellately, wie ein rassistisch begründetes und durch terroristische Maßnahmen durchgesetztes „Apartheidsystem" etabliert wurde, über das die Lebensbedingungen der sogenannten Ostarbeiter und deren Beziehungen zur deutschen Bevölkerung kontrolliert werden sollten. Doris L. Bergen widmet sich in ihrem Beitrag über die „volksdeutschen" Frauen im besetzten Osteuropa einer Gruppe, die nach der nationalsozialistischen Rassedoktrin zwar als „privilegiert" galt, de facto aber kaum von ihren Nachbarn zu unterscheiden waren und damit nicht ohne weiteres als „vollwertige Volksgenossen" angesehen wurden. Entscheidend für die Zuweisung ihres Status' war ihr „Wert" für die „nordische Rasse". Während Männer dabei vor allem als potentielle „Krieger" (für oder gegen Deutschland) in den Blick genommen wurden, wurden die Frauen vor allem auf ihre „Reproduktionstauglichkeit" reduziert. Bergen zeigt, wie willkürlich die Kriterien der Rassen- und Bevölkerungswissenschaftler – damit auch die Definition von Zugehörigkeit und Ausschluß – waren, und macht damit deutlich, daß der Außenseiterstatus keine Eigenschaft ist, die Gruppen oder Individuen per se zukommt, sondern von außen zugeschrieben wird.

Wie dieser Überblick über die behandelten Themen zeigt, ermöglichen die Herausgeber mit ihrem Sammelband einen Einblick in ein lange Zeit wenig beachtetes, in den letzten Jahren aber stetig wachsendes und sich ausdifferenzierendes Forschungsfeld. Wenn auch der Oberbegriff „social outsiders" an manchen Stellen unglücklich gewählt scheint, ist es gerade die inhaltliche Breite, die zeigt, wie weitreichend die rassistischen Wertigkeitskriterien nicht nur die Politik des Regimes, sondern vor allem auch das Alltagsleben der Betroffenen in der nationalsozialistischen Diktatur bestimmten.

Sven Steinacker

FREI, Norbert: **Karrieren im Zwielicht. Hitlers Eliten nach 1945.** In Zusammenarbeit mit Tobias FREIMÜLLER, Marc VON MIQUEL, Tim SCHANETZKY, Jens SCHOLTEN und Matthias WEISS. – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 2001. 364 S.

NS-Täter in der deutschen Gesellschaft. Mit Beiträgen von Kerstin FREUDIGER, Jan LOHL, Joachim PERELS, Rolf POHL, Jason WEBER und Irmtrud WOJAK. Hrsg. von Joachim PERELS und

Rolf Pohl (= Diskussionsbeiträge des Instituts für Politische Wissenschaft der Universität Hannover. Hrsg. von Michael Buckmiller, Joachim Perels und Gert Schäfer, Bd. 29). – Hannover: Offizin Verlag 2002. 167 S.

In den letzten Jahren sind vermehrt Studien publiziert worden, die den Verbleib und die Integration von NS-Tätern und Funktionseliten in der (bundesdeutschen) Nachkriegsgesellschaft zum Gegenstand haben. Die Wiederentdeckung der Biographie und die generelle Hinwendung zu „den NS-Tätern", zweifellos ein Forschungstrend, der noch anhält, sind zwei Gründe für dieses spürbar große Interesse. Gleichzeitig rückt auch die deutsche Nachkriegsgesellschaft und ihr Umgang mit der NS-Vergangenheit immer mehr in das Zentrum zeithistorischer und politologischer Forschung.

In diesem Zusammenhang sind zwei Sammelbände vorzustellen, die aus unterschiedlicher Perspektive den Umgang mit NS-Tätern nach 1945 und personelle Kontinuitäten zwischen dem „Dritten Reich" und der Bundesrepublik behandeln und die Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die Nachkriegsgesellschaft und die politische Kultur der Bundesrepublik thematisieren.

„Karrieren im Zwielicht. Hitlers Eliten nach 1945" von Norbert Frei (unter Mitarbeit von Tobias Freimüller, Marc von Miquel, Tim Schanetzky, Jens Scholten und Matthias Weiß) beschreibt exemplarisch die Nachkriegsgeschichte von Medizinern, Unternehmern, Offizieren, Juristen und Journalisten. Die Bilanz des materialreichen Sammelbandes fällt differenziert aus: „So wenig die Nachgeschichte des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik sich auf eine Kette struktureller Versäumnisse, politischer Skandale und rechtlicher Defizite reduzieren läßt, so wenig geht sie in einer glatten ‚Erfolgsgeschichte' auf. Es waren die Funktionseliten der Hitler-Zeit, die das Projekt Bundesrepublik bis in die siebziger Jahre hinein entscheidend gestalteten; [...] Eine Minderheit aus dieser Generation [...] wuchs zu wahrer Liberalität heran, eine Mehrheit immerhin im Laufe der Zeit zu passablen Demokraten" (S. 335).

„Karrieren im Zwielicht" ist ein gut lesbarer und sinnvoll illustrierter Sammelband. Wer dieses Buch zurücklegt, weil es den Begleitband zu einer gleichnamigen ARD-Fernsehserie darstellt, handelt vorschnell. Denn der besonders durch zahlreiche wichtige Werke zur Geschichts- und Erinnerungspolitik und zu den Folgen der NS-Diktatur für das Nachkriegsdeutschland ausgewiesene Bochumer Historiker Norbert Frei zeigt mit diesem Band, daß Geschichte auch für ein breites Publikum ansprechend aufbereitet werden kann, ohne daß wissenschaftliche Seriosität abhanden kommen muß.

Der von den Hannoveranern Professoren Joachim Perels und Rolf Pohl herausgegebene Band „NS-Täter in der deutschen Gesellschaft" hingegen versteht sich als Teil „kritische[r] Täterforschung" und stellt die Frage „nach den gesellschaftlichen, politischen und sozialpsychologischen Bedingungen, die zur Teilnahme an den Massenverbrechen führten und die Frage des juristischen und des psychischen Umgangs mit den nationalsozialistischen Gewalttaten und ihren Tätern in der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft" (S. 12). Zwei Beiträge widmen sich exemplarisch den exponierten Holocausttätern Adolf Eichmann (Irmtrud Wojak) und Otto Ohlendorf (Jason Weber). Rolf Pohl diskutiert und bilanziert die Erträge der neueren NS-Täterforschung kritisch aus sozialpsychologischer Sicht. Kerstin Freudigers Beitrag über die „blockierte Aufarbeitung der NS-Verbrechen" in der Bundesrepublik, zeigt, daß „für die Tendenz der partiellen oder vollständigen Exkulpation von NS-Staatsverbrechern" weniger der Gesetzgeber, als vielmehr die Nachkriegsjustiz verantwortlich erscheint (S. 135). Bei der Verfolgung von NS-Justizverbrechen muß sogar von einer „offensichtlichen Sanktionsverweigerung" gesprochen werden (S. 128). Abschließend widmet sich Jan Lohl in seinem Beitrag der „Sozialpsychologie der intergenerativen Weitergabe des NS-Erbes". Dabei schlägt er den Bogen zu aktuellen Erscheinungsformen von Rassismus und Rechtsextremismus in der Generation der Enkel: „Das Besondere an rassistischer Gewalt und aggressivem Nationalismus in Deutschland ist die unmittelbare – durch die Gefühlserbschaft eben auch intrapsychische – Konfrontation mit dem Nationalsozialismus und seinen Verbrechen" (S. 165 f.). Insgesamt liefert dieser interdisziplinäre Band einen wichtigen Beitrag zur gegenwärtigen Diskussion um „NS-Täter" und „Täterforschung".

Christoph Kopke

KIELMANSEGG, Peter Graf: **Nach der Katastrophe. Eine Geschichte des geteilten Deutschland** (= Siedler Deutsche Geschichte. Die Deutschen und ihre Nation). – Berlin: Siedler Verlag 2000. 734 S.

Über dieses Buch ist schon viel geschrieben worden. Es fand beinahe uneingeschränkte Zustimmung. Es avancierte, kaum war der gewichtige Band in den Bibliotheken ordentlich katalogisiert, zum Standardwerk. Das Buch steht sicher und allein, nicht nur wegen seines beachtlichen Umfangs.

Peter Graf Kielmansegg setzt sich zum Ziel, eine problemorientierte deutsche Nachkriegsgeschichte bis zur Wiedervereinigung zu schreiben. Im Gegensatz zu vielen anderen Gesamtgeschichten verzichtet der Autor darauf, die Ereignis- und Faktengeschichte neu aufzubereiten oder emsig nach neuen Aspekten zu schürfen, die den Experten den Atem verschlagen mögen, aber an den großen Linien nichts ändern. Statt dessen entfaltet Kielmansegg ein Panorama, das eine anspruchsvolle Geschichtsinterpretation beinhaltet, vom Leser zwar hin und wieder einschlägige Vorkenntnisse abverlangt, zugleich aber herausfordernd fragt, wie die Deutschen nach 1945 ihren Weg beschritten haben. Insofern haben wir es hier mit einem (nicht zu lang geratenen) Essay zu tun, in dem die politikhistorische Sicht dominiert, ohne daß gesellschaftsgeschichtliche Aspekte ausgeblendet bleiben. Wer schnell Fakten und Zusammenhänge sucht, wird hier nicht bedient. Wer aber an einer auf höchstem Niveau betriebenen Reflexion über die jüngste Geschichte der Deutschen interessiert ist, wird hier ausgezeichnet und bestens bedient.

Es ist unangebracht, Kielmanseggs Abhandlung inhaltlich auch nur ansatzweise wiedergeben zu wollen. Der Inhalt ist beschrieben: die Geschichte Deutschlands zwischen 1945 und 1989/90. Was bei dem Mannheimer Politikwissenschaftler besticht, sind nicht Fakten und Zusammenhänge, sondern die Reflexionen und Interpretationszusammenhänge. Vier Punkte seien exemplarisch herausgegriffen.

Erstens deutet Kielmansegg als Dreh- und Angelpunkt der deutschen Geschichte seit 1945 den 8. Mai 1945. Erst die Katastrophe, die Niederlage, die Befreiung ermöglichte den Weg in die Demokratie. Der 8. Mai bedeutete so sowohl Ende als auch Anfang einer Entwicklung. Die Katastrophe machte Deutschland, so Kielmansegg, erst demokratiefähig. Damit einher ging die Suche nach neuer Legitimation, Selbstdefinition und der Verankerung in einer demokratisch verfaßten Staatengemeinschaft. Bestechend an dieser Akzentsetzung ist vor allem, daß der Autor die in den letzten Jahren vor allem von Sozial- und Kulturhistorikern immer wieder bezweifelte Wirkungsmacht und die tiefgehende Gesamtzäsur des 8. Mai 1945 heraushebt und überzeugend akzentuiert.

Zweitens zeigt Kielmansegg eine Bundesrepublik der 1950er Jahre, die längst nicht so muffig und verstaubt war, wie es ihre Kritiker immer gern glauben machen wollen. Natürlich gab es all das, was diese Kritiker immer wieder für ihre Thesenbildung ins Feld führen, aber daneben existierten auch Entwicklungen, die die Bundesrepublik erst auf ihren Weg brachten. Kernpunkt dabei war die von Konrad Adenauer und Ludwig Erhard betriebene Wirtschafts- und Sozialpolitik.

Drittens, eng damit zusammenhängend, begegnet Kielmansegg mit seiner Deutung der „68er" all jenen, die glauben, daß „1968" die entscheidende Zäsur in der bundesdeutschen Geschichte gewesen sei und einen tiefen kulturgeschichtlichen Einschnitt bedeute. Vielmehr verortet er diese Entwicklungen in größeren Zusammenhängen und bescheinigt demgegenüber den „68ern" eine „extreme Pluralismus-Intoleranz". Das mag zunächst kein Widerspruch zu jener These darstellen, daß „1968" die politische Kultur der Bundesrepublik und die gesamte Gesellschaft einschneidend verändert habe, verweist aber zugleich auf eine Problemgeschichte der „68er", die bislang viel zu stark politisiert behandelt worden ist.

Viertens, wiederum eng verflochten mit den anderen Punkten, bescheinigt und zeigt Kielmansegg, wie sehr die Demokratieauffassung von tonangebenden linken Intellektuellen in der bundesdeutschen Geschichte die Demokratie in der Bundesrepublik immer wieder in Frage stellte. Daraus leiteten sich nicht nur Gefahren für die Demokratie ab, zugleich waren sie geeignet, eine Ablehnung der Bundesrepublik in verschiedenen wirkungsmächtigen Subkulturen zu zementieren.

Das sind nur vier exemplarische Punkte, die hier knapp skizziert wurden, die aber verdeutlichen, daß das Werk pointiert und thesenreich vielfältigen Anlaß zu anspruchsvollen Diskussionen liefert. Weitere Reizthemen, zu denen sich Kielmansegg deutlich äußert, wären etwa die Jahre der Kohlschen Kanzlerschaft, die Ost- und Deutschlandpolitik oder die Frage, inwiefern der NATO-Doppelbeschluß ein richtiges Instrument zur Schwächung des Ostens darstellte. Der Rezensent will nicht verschweigen, daß er fast alle

Thesen und Interpretationen von Peter Graf Kielmansegg überzeugend und instruktiv findet.

Wenn es an diesem Markstein deutscher Historiographie überhaupt etwas zu bemängeln gibt, dann den Umstand, daß das Buch etwas vorgibt, was es dann doch nicht einhält. Der Untertitel lautet zwar „Eine Geschichte des geteilten Deutschland", aber es ist tatsächlich über weite Strecken „nur" eine Geschichte der Bundesrepublik. Die DDR-Geschichte, die Kielmansegg durchaus knapp (und nicht immer ganz so treffsicher) behandelt, interessiert ihn nur von der Frage her, warum die SED-Diktatur scheitern mußte. Mag dies noch hinnehmbar sein, so schlägt dann aber doch erheblich zu Buche, daß die deutsch-deutsche Verzahnungsgeschichte und die gegenseitigen Einflüsse von Kielmansegg nur knapp und dürftig reflektiert werden. Daß die bloße Existenz der DDR etwa auch Rückwirkungen auf die innere Verfaßtheit der Bundesrepublik zeitigte, bleibt in diesem Buch nur schattenhaft. Insofern, das ist dann doch zu konstatieren, verblaßt der Glanz des Werkes etwas.

Es bleibt festzuhalten, daß die prinzipielle Art dieser Historiographie besticht und beeindruckt, auch Vorbildcharakter beanspruchen dürfte. Doch die Aufgabe, die deutsch-deutsche Teilungs- und Verzahnungsgeschichte zu schreiben, ist auch nach diesem eindrucksvollen Großessay unerfüllt. Wie sie methodisch überhaupt erfüllbar ist, bleibt weiterhin nebulös. Vielleicht benötigt man für diese anspruchsvolle Aufgabe einfach noch mehr zeitlichen Abstand. Vielleicht ist aber auch nur hinderlich, daß die Sozialisation aller gegenwärtigen Autoren noch zu stark ost- oder westdeutsch geprägt ist. Wem aber auch immer zukünftig eine solche Synthese befriedigend gelingen sollte, das Buch von Peter Graf Kielmansegg wird dabei als Kompaß, Anregung und Reibungspunkt eine entscheidende Rolle spielen.

Ilko-Sascha Kowalczuk

Nachkrieg in Deutschland. Hrsg. von Klaus NAUMANN. – Hamburg: Hamburger Edition 2001. 576 S.

„Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd." Diese Christa Wolfs „Kindheitsmuster" entnommene Weisheit könnte auch dem vorliegenden Band vorangestellt werden, handelt er doch von den komplexen, vielfach im Verborgenen sich abspielenden Nachwirkungen von Krieg und Nachkrieg bis in unsere Gegenwart. Seine insgesamt 20 Beiträge befassen sich ausgesprochen facettenreich mit drei Aspekten der deutschen „Kriegsfolgengesellschaft": mit Integrationsproblemen, durch Krieg und Nachkrieg verursachten Traumata sowie mit deren Folgen für das Generationengefüge. Das Ende der „Nachkriegszeit" wie auch der Oberbegriff „Trauma" werden dabei bewußt nicht eindeutig definiert. Obgleich viele der Beiträge sich auch mit Ostdeutschland befassen, liegt der Schwerpunkt der Publikation doch eindeutig auf der bundesdeutschen Entwicklung.

Im ersten Teil über die Integrationsprobleme spürt Robert G. Moeller dem Opferausgleich zwischen Kriegsgefangenen, Vertriebenen und NS-Opfern nach. Erst die Konfrontation mit zwei Opfervergangenheiten, nämlich jener der NS-Opfer und der eigenen als Kriegsgefangener oder Vertriebener ermöglichte es den Westdeutschen, so seine These, „im Gefolge des Nationalsozialismus legitime politische Identitäten herzustellen". Das Konstrukt einer deutschen Leidensgemeinschaft als ein Opfer Hitlers neben anderen habe es ermöglicht, vom Ende des Nationalsozialismus zu sprechen, ohne die Verantwortung für seine Entstehung übernehmen zu müssen (S. 32 f., 56 f.).

Frank Biess untersucht sodann die Anstrengungen beider deutscher Staaten zur Ausgrenzung unerwünschter Kriegs- und Nachkriegserfahrungen. Im Westen sei dies mit den „Kameradenschinder-Prozessen", im Osten dagegen mit exzessiven Parteisäuberungen erfolgt. Auf der Grundlage von Prozeßakten werden Funktion und Rolle dieser bislang nur unzureichend erforschten Prozesse gegen „Russenknechte" erforscht und auch auf strukturelle Ähnlichkeiten mit den späteren Verfahren gegen NS-Täter verwiesen; diese Prozesse bewirkten, daß Erzählungen über den Vernichtungskrieg wenigstens „durch die Hintertür" nach Westdeutschland drangen, während sie zugleich den Mythos von der „sauberen Wehrmacht" stützten (S. 69, 71 f., 88). Biess analysiert auch die erinnerungspolitischen Funktionen dieser Verfahren, die beträchtlichen Handlungsspielräume der mit ihnen befaßten Richter und Staatsanwälte, die Rolle des Antikommunismus als der zentralen westdeutschen Legitimationsideologie und die Pathologisierung der Angeklagten, deren Kollaboration keinerlei Anerkennung als politische Tat erfuhr.

Die bundesdeutsche Veteranenkultur zwischen „Vernichtungskrieg" und „Freizeitgesellschaft" ist das Thema von Thomas Kühne. Diese habe ihre hegemoniale Stellung in der kollektiven Kriegserinnerung bis in die siebziger Jahre halten können. Wie und aus welchen Gründen sie seither ins Abseits geriet, ist hier nachzulesen. Michael Schwartz legt die massiven Akzeptanzprobleme dar, auf die zwölf Millionen Vertriebene in der deutschen „Zwangsheimat" Ost wie West stießen. Während ihre Integration aus der Rückschau häufig als eine vor allem bundesdeutsche Erfolgsgeschichte gilt, analysiert Schwartz ihre Geschichte von ihren geradezu desaströsen Anfängen her.

Den Erfahrungen von Frauen in der Kriegs- und Nachkriegszeit sind die folgenden Beiträge gewidmet. Elizabeth Heineman untersucht diese für die Jahre 1943 (Stalingrad) bis 1948 (Währungsreform und Ende der Hungerprostitution). In dieser Phase hätten hauptsächlich drei Erinnerungen zur Konstruktion einer westdeutschen nationalen Identität beigetragen: Die Erinnerung an die Vergewaltigungsopfer, die zur Erzählung von den deutschen Opfern transformiert worden sei; das Bild der Trümmerfrau, das heroisiert als „Phönix aus der Asche" in den bundesdeutschen Gründungsmythos eingegangen sei und die Erinnerung an weibliche Promiskuität („Ami-Liebchen", Fraternisiererinnen), die verallgemeinert worden sei zum Bild eines breiten moralischen Verfalls, in dem allerdings die alliierte Besatzung, nicht aber die NS-Zeit als moralischer Tiefpunkt Deutschlands gegolten habe. Je mehr diese Opfergeschichten Teil der nationalen Erinnerung wurden, desto weniger eigneten sie sich zur Beschreibung der weiblichen Erfahrungen. Am Beispiel von „Ami-Liebchen" und „Mischlingskindern" und hier vor allem mit Hilfe des in den Fünfzigern populären Spielfilms „Toxi, die Geschichte eines Mulattenkindes", analysiert Heide Fehrenbach die Versuche der postfaschistischen Nation zur Rassenrekonstruktion. Nur fünf Jahre nach der Niederlage des Nationalsozialismus sei „Rasse" mit „Schwarzsein" anstatt „Judentum" gleichgesetzt worden. Spätestens 1952 habe sich ein liberalerer Diskurs über „Rasse" herausgebildet. Franka Schneider untersucht den Zusammenhang von Krieg und Krise in der Tätigkeit der Berliner Eheberatungsstellen, wobei sie besonders auf die hohen Scheidungsraten und die damals als großes Problem wahrgenommenen „wilden" Ehen eingeht. Der „Krise der Männlichkeit" und der „Remaskulinisierung", die in beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften trotz mancher Ähnlichkeiten letztlich sehr unterschiedlich gelöst werden sollte, spürt Uta G. Poiger bis in die sechziger Jahre nach.

Der zweite Teil des Bandes über Kriegs- und Nachkriegstraumata behandelt den äußerst zähllebigen Widerstand gegen die bundesdeutsche Wiederbewaffnung, dessen Ursachen Michael Geyer in seinem umfangreichen Beitrag letztlich auf ein „gekränktes (männliches) Staatsbürgertum" zurückführt. Geyer versucht auch zu klären, warum die Westdeutschen Adenauers Wiederbewaffnungs-Politik zwar ablehnten, ihn aber zugleich zum „Kanzler des Wiederaufbaus" machten. Zudem geht er den Ursachen der Anti-Atom-Proteste von 1957/58 akribisch auf den Grund: Gerade weil die Deutschen ein „unheimliches Wissen von dem [hatten], was totale Vernichtung bedeutete", hätten sie gegen den „Atomtod" gekämpft und nicht, wie die Briten, „für nukleare Abrüstung" (S. 314). Thomas W. Neumann nimmt diesen Faden auf, indem er den derzeit heftig diskutierten Bombenkrieg als kollektive Verletzung thematisiert. Er spürt auch den Ursachen dafür nach, warum das durch den Bombenkrieg verursachte Trauma im Nachkriegsdeutschland nicht öffentlich thematisiert und damit letztlich nicht abgebaut werden konnte. Neumann spricht hier von der Verfestigung einer „Nicht-Kommunikation" zwischen den Generationen (S. 340). Svenja Goltermann befaßt sich mit den gesundheitlichen Problemen von Kriegsteilnehmern, deren vielfältige psychische und physische Beschwerden damals zumeist unter dem amorphen Krankheitsbild der „Dystrophie" zusammengefaßt worden sind. Den Krankenakten der späten vierziger Jahre sei auch zu entnehmen, „in welchem Maße das psychische Verhalten durch die Ahnung, wenn nicht gar das Wissen über die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen gekennzeichnet war" (S. 350). Vera Neumann untersucht den „Kampf um Anerkennung" der mehr als vier Millionen registrierten Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen um Renten- und Ausgleichszahlungen. Um die Verarbeitung der Vergewaltigungen im Spannungsfeld zwischen nationalem Opferdiskurs und individuellem Erinnern geht es in Regina Mühlhausers Beitrag, der auf acht lebensgeschichtlichen Interviews aus den neunziger Jahren aufbaut. Ansätze kollektiver Verarbeitung endeten bekanntlich bei der Rückkehr der Männer aus der Kriegsgefangenschaft. Diese wollten und konnten mit den Erzählungen der Frauen nicht umgehen. Micha Brumliks grundlegende Überlegungen zur

traumatischen deutschen Kultur, die er in Anlehnung an Siegmund Freud und am konkreten Beispiel der Auseinandersetzung von Ignatz Bubis mit Rainer Werner Fassbinders Stück „Die Stadt, der Müll und der Tod" sowie der Kontroverse um Martin Walsers Rede anläßlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 1998 ausführt, beschließen diesen Teil.

Im dritten und letzten Teil geht es um die Kriegsfolgen für das Generationengefüge. Jörg Echternkamp fragt in seinem ausgesprochen anregenden Beitrag, wie beide deutschen Nachkriegsgesellschaften die Wehrmachtsoldaten beurteilten, während Klaus Naumann anhand biographischer Interviews herauszufinden sucht, welche Kriegsprägungen die drei Offiziersgenerationen der Bundeswehr (Aufbau-, Flakhelfer- und Kriegskindergeneration) aufwiesen. Stephan Braese wiederum interessiert, wie das literarische Schaffen zweier deutscher Schriftsteller – Alfred Anderschs und Franz Fühmanns, der nach eigener Aussage „über Auschwitz" in die neue (ostdeutsche) Gesellschaftsordnung gekommen war – auf den (Vernichtungs-)Krieg bezogen blieb. Jörg Lau schließlich sucht bei den „Generationsantipoden" Helmut Kohl und Hans Magnus Enzensberger nach Verbindendem. Beide Vertreter der von Helmut Schelsky als „skeptische Generation" Bezeichneten habe die Suche „nach der verlorenen Normalität" geeint. Dagmar Herzog wiederum forscht am Beispiel von autoritärer Kindererziehung und sexueller Revolution sehr kritisch den Spezifika der westdeutschen 68er Bewegung mit ihrer „merkwürdige[n] Radikalität" und ihrer beispiellosen Vorliebe für Wilhelm Reich nach. Obwohl die westdeutsche Studentenbewegung sich als antifaschistisch „stilisierte", begreift Herzog sie eher als eine „anti-postfaschistische" Bewegung (S. 531, 524). Harald Welzer beschließt den Band mit Überlegungen zur familiären Tradierung von NS-Vergangenheit und Krieg. Anhand von Interviews macht er deutlich, daß es gerade die lückenhaften und widersprüchlichen familiären Erzählungen seien, die es den Nachgeborenen erlauben, sich diese Geschichten anzueignen.

Dieser Sammelband löst seinen selbst formulierten Anspruch ein, indem er tatsächlich die „oftmals verborgene oder geglättete Seite, eine der Unterströmungen dieser Geschichte von Wiederaufbau und Demokratiegründung, Spaltung und Konsolidierung, Erfolg und Bewährung" anschaulich macht. Auch weckt er ein „Gespür für die Kontingenzen, Widersprüche und Paradoxien", die letztlich das Gelingen wenigstens der Bundesrepublik begleiteten (Naumann, S. 15). Positiv anzumerken ist zudem, daß die einzelnen Beiträge vielfach aufeinander bezogen sind. Auch da, wo Themen mehrfach angesprochen werden, wie etwa „Leidensgemeinschaft", „Remaskulinisierung", „Ami-Liebchen", „Opferdiskurs", „Bombenkrieg", „Ohne-mich-Bewegung", „Generation" oder „Veteranenkultur", kommt es nicht zu den in Sammelbänden sonst üblichen ärgerlichen Redundanzen. Vielmehr ergibt sich an diesen Stellen zumeist eine Erweiterung und Vertiefung der Perspektive. Als ausgesprochen angenehm hat sich zudem das eher tastende Herangehen der Autoren und Autorinnen an das Thema „Krieg- und Nachkrieg" erwiesen: Hier wurden keine in Stein gemeißelten „Wahrheiten" verkündet, sondern vielfältige Diskussions- und Deutungsansätze gemacht.

Beate Ihme-Tuchel

BOLL, Friedhelm: **Sprechen als Last und Befreiung. Holocaust-Überlebende und politisch Verfolgte zweier Diktaturen. Ein Beitrag zur deutsch-deutschen Erinnerungskultur** (= Veröffentlichungen des Instituts für Sozialgeschichte e. V., Braunschweig und Bonn). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 2001. 456 S.

Gedenkstättenarbeit und Oral History. Lebensgeschichtlichte Beiträge zur Verfolgung in zwei Diktaturen. Hrsg. von Friedhelm BOLL und Annette KAMINSKY. – Berlin: Berlin Verlag Arno Spitz 1999. 211 S.

Die Lebensgeschichten von NS-Opfern waren lange für die deutsche Geschichtswissenschaft von geringem Interesse. Die Frage, wie die Opfer ihre Verfolgung individuell verarbeiteten, wurde zunächst eher von Psychoanalytikern denn von Historikern gestellt. Es ist das Verdienst der Geschichtswerkstätten und der Oral history, das diese Fragestellung nun verstärkt zum Gegenstand historischer Forschung geworden sind.

Die Arbeit von Friedhelm Boll geht auf Anregungen des Vereins „Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V." zurück, größere lebensgeschichtliche Befragungen von Opfern des Nationalsozialismus und des Stalinismus durchzuführen. Entstanden ist daraus eine vergleichende Untersuchung über den Umgang mit unterschiedlichen Verfolgungserfahrungen. Insgesamt wurden 110 Personen befragt, davon waren 55 NS-Verfolgte

und 59 Stalinismusverfolgte. Für die Darstellung wurden nur die Interviewten herangezogen, die mehrfach befragt wurden und von denen noch weitere Quellen – Texte, Interpretationen zu Fotografien – vorlagen. Ein Schwerpunkt wurde dabei „auf den Unterschied zwischen den aus der Interviewsituation entstandenen und den autobiographischen Veröffentlichungen bzw. im öffentlichen Vortrag dargebotenen Lebensgeschichten gelegt" (S. 30).

Im Zentrum von Bolls Studie steht der „Vergleich des lebensgeschichtlichen Erzählens nationalsozialistischer und stalinistischer Opfer unter der übergreifenden Fragestellung: „Welche persönlichen und gesellschaftlichen Umstände haben die sprachliche Bewältigung der Verfolgungserfahrung begünstigt, welche haben sie behindert?" (S. 17). Im Mittelpunkt figuriert die Frage nach der sprachlichen Gestaltung der Erlebnisse – „Erinnerungsmuster" –, wie mit der Verfolgung umgegangen wurde – „Reden oder Schweigen" – und welche anderen Formen der Bewältigung gewählt wurden – „Verarbeitungsmuster" (S. 20).

In fünf Kapiteln stellt Boll die verschiedenen Verfolgtengruppen vor: Holocaustüberlebende in der alten Bundesrepublik und in der DDR, Verfolgung von Sozialdemokraten im Nationalsozialismus und in der DDR sowie Internierte und Gegner der SBZ/DDR. Nach einer kurzen Einleitung werden in jedem Kapitel mehrere Einzellebensläufe und die für die Betroffenen typischen Erinnerungskonstruktionen vorgestellt. Die lebensgeschichtlichen Erzählungen werden dann abschließend unter systematischen Gesichtspunkten analysiert und mit Auszügen aus anderen Interviews ergänzt.

Ein wesentliches Ergebnis der Studie ist – und das gilt für alle Verfolgtengruppen –, „dass das anteilnehmende öffentliche Interesse tief in die persönliche Verarbeitung hineinreicht, ja in vielen Fällen eine entscheidende Bedeutung für das Reden überhaupt, für die sprachliche Bewältigung und damit generell für das Zurechtkommen mit der Verfolgungserfahrung darstellte. [...] In dem ab den 1980er Jahren entwickelten, empathiegeprägten Kontext erfuhren viele NS-Verfolgte durch ihr öffentliches Auftreten eine Art Selbsterhellung und Selbstvergewisserung sowie die Befreiung von starken Hass und Schuldgefühlen" (S. 411).

Aber diese Feststellung gilt auch umgekehrt. Wie Boll am Beispiel des Sozialdemokraten Ludwig Gehm herausarbeitet, hätte dieser als Stadtverordneter der SPD in den fünfziger Jahren nicht öffentlich von seiner Desertion und seinem bewaffneten Kampf gegen die SS auf seiten der griechischen Partisanen sprechen können, ohne seine politische Karriere zu gefährden.

Dies bedeutet, daß nicht jede Form des Redens über die Verfolgung von den Betroffenen als befreiend empfunden wird, sondern, so Boll, „Ort, Zeitpunkt, Dauer und interessierte Zuhörerschaft" zusammenpassen müssen (S. 412).

Zum „befreienden Reden", und dies ist ein weiteres wichtiges Ergebnis von Bolls Studie, gehört die historische Forschung. „Das Reden über die Verfolgung bedarf also nicht nur der inneren Bereitschaft, die traumatischen Ereignisse wieder zu vergegenwärtigen, sondern auch eines begrifflichen Instrumentariums, einer historischen Aufarbeitung der zeitgeschichtlichen Zusammenhänge, in die die eigenen Erlebnisse eingeordnet werden und mit deren Hilfe sie (wenigstens teilweise) verstehbar gemacht werden können" (S. 416 f.).

Sehr wichtig sind auch Bolls Ausführungen zu dem von Alexander von Plato geprägten Begriff der „Opferkonkurrenz", die das Verhältnis zwischen Verfolgten und Öffentlichkeit weitgehend bestimmten. Er konstatiert eine „Einseitigkeit des Interesses und des historischen Wissens" über beide Repressionssysteme. Und dies zeige, wie wichtig es sei, „die Wahrnehmung beider so unterschiedlicher Diktaturen bei all ihren Unterschieden durch den Vergleich von Verfolgtenbiographien zu schärfen", ohne damit einer „Nivellierung der Verfolgungserfahrungen Vorschub" zu leisten (S. 419).

Auf die Unterschiede zwischen den Opfergruppen kann an dieser Stelle nicht ausführlich eingegangen werden. Als einen sehr bedeutenden Unterschied hebt Boll hervor, daß die Erfahrung des Holocausts bei den wenigen Überlebenden „völlig abweichende Erzählinhalte und Erinnerungsmuster zur Folge hatte" (S. 420).

Insgesamt handelt es sich bei Bolls Studie um eine sehr wichtige Arbeit, die durch ihre klare Struktur und ihren systematischen Zugriff besticht. Kritisch sei angemerkt, daß nur Personen aus dem sozialistischen Widerstand, die nach dem Kriege in der SPD aktiv wurden, porträtiert wurden. Es wäre aber sehr interessant, deren Erfahrungen mit denen von Kommunisten zu kontrastieren, die nach 1945 in der Bundesrepublik lebten.

Die von Boll und Annette Kaminsky herausgegebene Arbeit ist das Ergebnis von zwei Tagungen von Historikern und Gedenkstätten-Mitarbeitern, die lebensgeschichtliche Interviews mit Opfern politischer Verfolgung führten. Nach einem

einleitenden Beitrag von Boll folgt ein Kapitel mit Beiträgen zur NS-Verfolgung von Ulrike Jureit über „Die Wucht der Erinnerung. Überlegungen zur Interaktion im biographischen Interview", Mark Roseman über „Erinnern und Überleben. Wahrheit und Widerspruch im Zeugnis einer Holocaust-Überlebenden" sowie von Dietmar Sedlazcek über „Lebensgeschichtliche Interviews mit Überlebenden".

Im zweiten Kapitel über „Verfolgung im Nationalsozialismus und Stalinismus" finden sich ein Beitrag über den Umgang mit Verfolgungen von zwei Arbeitern in Hamburg von Uwe Kaminsky sowie ein Beitrag von Annette Leo über Paul Sakowski, den „Henker von Sachsenhausen". Sakowski wurde als 18jähriger im KZ Sachsenhausen inhaftiert. 1945 wurde er verhaftet, weil er zwangsweise am Mord von 14000 sowjetischen Kriegsgefangenen im KZ Sachsenhausen beteiligt war. Sakowski war bis 1970 in der DDR und der Sowjetunion inhaftiert.

Im Kapitel zur stalinistischen Verfolgung finden sich Beiträge von Andreas Eberhardt über „Erzählte und geschriebene Lebensgeschichte" und Annette Kaminsky über „Historisches Wissen und lebensgeschichtliche Verarbeitung" am Beispiel der sowjetischen Speziallager in Deutschland. Den Abschluß bildet ein Kapitel zur pädagogischen Arbeit mit Beiträgen von Manfred Struck über die schulische Arbeit mit Zeitzeugen sowie von Bodo Ritscher über die „Dauerausstellung der Gedenkstätte Buchenwald zum Speziallager Nr. 2 im Spiegel der Besucherbücher".

Der Band ist allen, die sich historisch und pädagogisch mit dem Thema „Lebensgeschichte und Verfolgung" beschäftigen, zur Lektüre zu empfehlen.

Dieter Nelles

Exil und Neuordnung. Beiträge zur verfassungspolitischen Entwicklung in Deutschland nach 1945. Hrsg. von Claus-Dieter KROHN und Martin SCHUMACHER (= Dokumente und Texte, Bd. 6). – Düsseldorf: Droste Verlag 2000. 419 S.

Der vorliegende Sammelband enthält die Beiträge einer aus Anlaß des 50. Gründungstages der Bundesrepublik von der Herbert und Elsbeth Weichmann Stiftung und der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien im September 1999 im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn veranstalteten Tagung. Den Veranstaltern ging es dabei um „den Einfluß von Emigranten auf die verfassungspolitische Entwicklung im Nachkriegsdeutschland aus den verschiedenen wissenschaftlichen Blickwinkeln" (S. 401), „womit nicht nur die Kodifizierung der Verfassungsnormen zunächst in den einzelnen Ländern und dann des Grundgesetzes, sondern auch die Verfassungswirklichkeit in Deutschland nach 1945 gemeint" war (S. 28). Auf diese Weise sollte auch daran erinnert werden, in welchem Ausmaß Emigranten und Remigranten zum Aufbau der „zweiten deutschen Demokratie" (S. 405) beigetragen haben.

Die einzelnen Beiträge des Sammelbandes widmen sich entweder exemplarisch einigen herausragenden Persönlichkeiten des politischen und wissenschaftlichen Exils wie Heinrich Brüning, Arnold Brecht, Gerhard Leibholz, Carl J. Friedrich und anderen, oder aber sie stellen die Aktivitäten in bestimmten Exilländern wie Großbritannien, der Schweiz und den Vereinigten Staaten in den Vordergrund. Darüber hinaus wird am Beispiel der französischen und der sowjetischen Besatzungszone untersucht, inwiefern Remigranten die jeweilige Besatzungspolitik zu beeinflussen vermochten. Weitere themenbezogene Beiträge befassen sich mit den Länderverfassungen (Bayern), dem Parlamentarischen Rat, den Schul- und Hochschulverfassungen und der Währungsreform. Das alles ergibt selbstverständlich kein lückenloses Bild vom Wirken der Remigranten in Deutschland nach Kriegsende, das Thema ist aber auch erst in Ansätzen erforscht.

Interessant erscheint in diesem Zusammenhang das von Winfried Becker in seinem Beitrag vorgeschlagene „Fünf- oder Sechs-Gruppen-Modell", das er „aus heuristischen Gründen" empfiehlt, „um die Produzenten der Neuordnungsvorstellungen wenigstens ansatzweise zu erfassen" (S. 36 f.). Da er bislang vorgenommene politische Grenzziehungen als zu starr betrachtet, weil sie parteiübergreifende Verständigungsbemühungen politischer Emigranten nur unzulänglich berücksichtigten, plädiert er für folgende Zuordnung: 1. Christliche Kreise, 2. Konservative „Einzelkämpfer", 3. Angehörige einer Weimarer Partei- und Verwaltungselite, 4. Sozialdemokraten und sozialistische Splittergruppen, 5. Kommunisten, 6. Vansittartisten (siehe S. 37). Wie wirkungsmächtig Vertreter dieser Exilgruppen die Neuordnung Deutschlands nach 1945 tatsächlich befördert haben, bleibt den Einzeluntersuchungen vorbehalten, von denen der vorliegende Band einen

repräsentativen Ausschnitt bietet. Für die Nachkriegspläne der Alliierten hat Claus-Dieter Krohn in seiner Einleitung jedenfalls festgehalten, daß „im Unterschied zu den emigrierten Intellektuellen [...] die geflohenen Vertreter der politischen Parteien [...] ohne vergleichbaren Einfluß geblieben" waren (S. 25). Dennoch hält er fest, daß nach der Rückkehr aus dem Exil gerade von Remigranten „wichtige Anstöße für den demokratischen Neuaufbau" ausgingen, „die angesichts der in der Öffentlichkeit verbreiteten Widerstände gegen [jene] in den ersten Nachkriegsjahren nur in langfristiger Perspektive wirksam und erkennbar" wurden (S. 26). Zu der im vorliegenden Band dokumentierten Tagung hat Heinz Boberach 1999 unter dem Titel „Exilpolitiker zur staatlichen Neuordnung nach Hitler" eine Publikation herausgegeben, die die wichtigsten Texte des politischen Exils aus den Jahren 1940 bis 1949 versammelt.

Manfred Warnecke

SCHULZ, Kristina: **Der lange Atem der Provokation. Die Frauenbewegung in der Bundesrepublik und in Frankreich 1968–1976** (= Geschichte und Geschlechter, Bd. 40). – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 2002. 273 S.

Dieses Buch ist eine der äußerst seltenen vergleichenden Studien der Frauenbewegungen der siebziger Jahre. Trotz der enormen sozialen Relevanz gerade dieser „zweiten Welle" von Frauenbewegungen im zwanzigsten Jahrhundert – und trotz der zahlreichen Publikationen zu diesem Thema – ist eine überdurchschnittlich hohe Anzahl von Arbeiten aus einer Insiderperspektive heraus verfaßt, und die meisten Studien dieser Art genügen wissenschaftlichen Ansprüchen nur punktuell. Es ist daher um so bemerkenswerter, daß Kristina Schulz nicht nur ein Buch geschrieben hat, das auch akademischen Anforderungen entspricht, sondern daß sie dieses Unterfangen aus einer transnationalen Perspektive heraus unternahm. Weiterführende Arbeiten zur deutschen oder französischen Frauenbewegung der siebziger Jahre werden sich ohne Zweifel auf lange Zeit mit diesem Buch auseinandersetzen müssen. Welches sind die wichtigsten der von der Autorin bearbeiteten Themen?

Obwohl Schulz immer wieder die zahlreichen vorhandenen Kontraste und Unterschiede zwischen den zwei nationalen Entwicklungslinien hervorhebt, wird letztendlich überzeugend dargelegt, daß Parallelen und Überschneidungen von ausschlaggebender Bedeutung sind. Dies fängt schon bei der Vorgeschichte der jeweiligen Bewegungen der siebziger Jahre an. Der zentrale Einfluß des US-amerikanischen Feminismus auf beide nationale Phänomene wird überzeugend dargestellt. Dies bestätigt u. a. einmal mehr die in zahllosen autobiographischen Berichten von Feministinnen auch in anderen europäischen Ländern immer wieder hervorgehobene modellhafte Rolle feministischer Bewegungen westlich des Atlantiks. Ebenso zentral erscheint die Schlüsselrolle des Gedankenguts und der Aktionspraktiken der neuen Linken, die ja ebenfalls in den Vereinigten Staaten schon zu Beginn der sechziger Jahre eine soziale und politische Relevanz zeitigte, die ähnlichen Bestrebungen der europäischen neuen Linken in dieser Zeit zumindest in ihren quantitativen Auswirkungen generell weit überlegen waren.

Letztendlich basierten aber auch und gerade der US-amerikanische Feminismus sowie die US-amerikanische neue Linke auf aktivistischen und intellektuellen Bausteinen, die durch die schwarze Bürgerrechtsbewegung mühsam erarbeitet wurden und auf diese Weise ins nationale Bewußtsein der amerikanischen Öffentlichkeit transportiert wurden. Daß soziale Bewegungen, die die Welt verändern, auch in Spielarten existieren können, in denen soziale Klassen an sich eine untergeordnete Rolle spielen, gerade dieses, so die Autorin, wurde im amerikanischen Süden beispielhaft schon in den fünfziger Jahren bewiesen. Sowohl die neue Linke als auch der nachfolgende Feminismus können daher in gewissem Maße – nicht nur in den USA – als indirekte Produkte der Bürgerrechtsbewegung angesehen werden.

Von der neuen Linken übernahm der Feminismus, so Schulz, zumindest drei weitere Kernaspekte ihres Denkens und Tuns. Die neue Linke hatte das Primat der Ökonomie – von weiten Teilen der meist marxistisch orientierten Aktivistenkreise nie ernsthaft in Frage gestellt – erstmals mit relativem Erfolg hinterfragt und durchbrochen. Die neue Linke zeichnete verantwortlich für die Wiederbelebung antiautoritärer Aktionskonzepte. Und sie erklärte das Individuum (und nicht nur die Kollektivität) als zentrales Subjekt und Objekt sozialer und kultureller Auseinandersetzungen. Alle drei Themen erscheinen im nachhinein wie hausgemacht für das Entstehen und das Erstarken der Frauenbewegung.

Der Tomatenwurf Sigrid Rügers auf Hans-Jürgen Krahls linkes Schlüsselbein auf der 23. Delegiertentagung des SDS im Festsaal der Universität

Frankfurt wird oft als Geburtsdatum der bundesdeutschen Frauenbewegung angesehen. Ähnlich symbolträchtig war die Kranzniederlegung neun französischer Feministinnen am Grab des unbekannten Soldaten unter dem Pariser Triumphbogen am 26. August 1970, denn der „Blumenkranz" (S. 115) galt nicht dem unbekannten Soldaten, sondern seiner noch unbekannteren Frau. Sicherlich waren beide Aktionen medienträchtige Meilensteine auf dem Wege zu einer real existierenden und schlagkräftigen Frauenbewegung. Sicherlich wird in beiden Fällen klar, daß Frauenbewegung und 68er Bewegung einander nicht unbekannte „Wesen" waren. Aber wann wurde die Frauenbewegung eine „soziale Bewegung"? Und wie steht es mit dem Zusammenhang zwischen Feminismus und „1968"?

Kristina Schulz' Kommentare und Analysen zur zweiten dieser wichtigen Fragen sind vielseitig und tiefschürfend. Alleine schon ihre Hinweise auf die geistige Verwandtschaft der Ideologie der neuen Linken und der dementsprechenden Theorie und Praxis bundesdeutscher und französischer Feministinnen spricht Bände. So ist es sicherlich nicht von ungefähr, daß das unbestrittene Hauptwerk der internationalen neuen Linken, Herbert Marcuses „Der eindimensionale Mensch", von einer der später zentralen Figuren der Frauenbewegung, Monique Wittig, ins Französische übersetzt wurde. Aber auch auf der Ebene der konkreten Organisation sozialer Bewegungen ergeben sich zahlreiche Kontinuitäten. So wurde Sigrid Rüger bereits „1966 als erste Frau Sprecherin für die Studentenschaft im Akademischen Senat" (S. 79) an der Freien Universität Berlin. Und Schulz kommt nach ausführlicher Auseinandersetzung mit dieser Fragestellung zur Schlußfolgerung, daß die Aufbruchstimmung und das Gedankengebäude der 68er Bewegung in der Tat eine bedeutende Rolle in der Entstehung der Frauenbewegung spielte. Sicherlich, so die Autorin, hatte „sich mit den Protestbewegungen das Verhalten der linken Männer gegenüber den Frauen in der Bewegung im Vergleich zu vorher nicht entscheidend gewandelt", doch die sozialkulturelle Dynamik sozialer Bewegungen machte hier eben nicht halt. „Was sich veränderte, war dagegen die Gleichheits- und Befreiungsrhetorik und die daraus resultierende Erwartungshaltung der Frauen" (S. 103). Im Inhalt kritisch aber in der Form artverwandt, kann die Frauenbewegung der siebziger Jahre ohne den Hintergrund zeitgleicher radikaler sozialer Bewegungen nicht überzeugend erklärt werden.

Allerdings, so die Autorin, war ein Auslöser notwendig, um die sich in relativ kleinen, autonomen Gruppen herausbildende Frauenbewegung in eine handlungsträchtige soziale Bewegung umzuwandeln. Diese Funktion übernahm die Abtreibungskampagne. Gerade hier bestätigte sich wieder einmal beispielhaft die Existenz transnationaler Parallelen. In beiden Ländern kristallisierte sich der Feminismus erst im Kampf gegen die jeweiligen Abtreibungsverbote zu einer auch im jeweiligen nationalen Rahmen nicht mehr zu ignorierenden Massenbewegung. Der transnationale Ideentransfer tat hierbei sein übriges, um selbst spezielle Aktionsformen – wie öffentlichkeitswirksame Selbstbezichtigungskampagnen – auf beiden Seiten des Rheins zur Norm werden zu lassen. Kristina Schulz beschreibt detailreich, wie sich die jeweiligen Frauenbewegungen entwickelten, aber auch zu welch unterschiedlichen Ausformungen es hierbei kam. Die bundesdeutsche Bewegung operierte eher dezentral, und – vor allen Dingen in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre – spezialisierte sich auf Selbsthilfeprojekte verschiedenster Natur. Französische Feministinnen konzentrierten sich eher auf theoretische Ausarbeitungen der *condition féminine*. Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Frauenbewegungen der siebziger Jahre bilden den zentralen Teil dieses wichtigen Buches.

Ein abschließendes Kapitel untersucht einige wichtige Tendenzen innerhalb der beiden nationalen sozialen Bewegungen, wobei Schulz immer wieder unterstreicht, daß die Trennungslinien nicht zwischen den zwei Ländern sondern mitten durch die jeweilige Bewegung laufen. Der „kulturelle Feminismus" (Julia Kristeva et al.) – im angelsächsischen Sprachraum gemeinhin als „French feminism" bekannt, ein Begriff der einzig und allein fehlenden Übersetzungen andersartiger feministischer Texte aus dem französischen Sprachraum geschuldet ist – wird überzeugend als transnationales Gedankengebäude dargestellt. Der „soziale Feminismus" (Christine Delphy et al.) wird nicht nur als prinzipiell in Übereinstimmung mit Simone de Beauvoirs Überzeugungen gestellt, sondern ebenso als transnationales Ideenphänomen verstanden wie der „kulturelle Feminismus", wenn auch beide Traditionen meist anhand von französischen Beispielen und Handlungsmustern expliziert werden.

Zum Abschluß noch vier Worte der Kritik. Erstens wäre es wünschenswert gewesen, wenn ein weiterer interessanter „roter Faden" dieses Buches klarer herausgearbeitet worden wäre. Schulz

zeigt immer wieder auf, wie in beiden Ländern die jeweilige Frauenbewegung nicht nur von der Ideenstruktur her zweigeteilt war, sondern daß auch die strategische Ausrichtung und die dementsprechende Handlungstaktik ähnlich (transnational) gespalten waren. Während ein „Lager" auf Frauenagitation und Massenmobilisierung setzte, konzentrierte sich ein anderer wichtiger Teil der jeweiligen Frauenbewegungen auf „Binnenmobilisierung" (S. 133) und Frauenautonomie. Unklar bleibt, ob diese Bruchlinie weitgehend identisch mit der nicht immer friedlichen Koexistenz von „sozialem" und „kulturellem" Feminismus ist.

Zweitens wird es dem Leser (und der Leserin) nicht immer einfach gemacht, die personellen (Dis-)Kontinuitäten im nach-68er, frauenbewegten Jahrzehnt zu verfolgen. Selbst die Handlungen und Wandlungen von Hauptpersonen, wie z. B. eben Monique Wittig, im entscheidenden kurzen Jahrzehnt 1968 bis 1976, bleiben mitunter recht diffus. Ein Glossar der acht oder zehn wichtigsten Persönlichkeiten hätte hier sicherlich weitergeholfen.

Drittens erscheint das sechste Kapitel – ein kurzer Ausblick auf Gleichstellungspraktiken und -gesetzgebung in Frankreich und der BRD von zirka 1980 bis zur Gegenwart – ein wenig deplaziert und hätte vielleicht eher als Exkurs denn als „gleichrangiges" Kapitel eine Existenzberechtigung in dieser Studie.

Last, but not least versucht die Autorin sehr häufig, ihre empirischen Befunde mittels Einbettung in politikwissenschaftliche und soziologische Theoriediskurse zu verankern. So heißt es an einer Stelle nach längeren Passagen, die Aspekte von Theorien über soziale Bewegungen betreffen: „Durch das theoretische Angebot geschärft, richtet der Blick sich nun auf die Entstehung und Entfaltung der Frauenbewegungen" (S. 111). Gerade die theoretische Literatur zu sozialen Bewegungen zeichnet sich leider allzuoft durch eine abstrakte Abgehobenheit vom realen Weltgeschehen und dementsprechende empirische Armut aus. Im Falle der vorliegenden Studie liegt der Hauptakzent eindeutig auf der Herausarbeitung, der Beschreibung und der Analyse einer transnationalen sozialen Bewegung, die, mit gewissen Phasenverschiebungen und Unterschieden, in zwei Ländern zeitgleich operierte. Dies macht die Stärke dieser Studie aus. Das Buch ist uneingeschränkt empfehlenswert.

Gerd-Rainer Horn

Zwischen Autonomie und Anpassung. Universitäten in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von John CONNELLY und Michael GRÜTTNER. – Paderborn, München, Wien und Zürich: Ferdinand Schöningh Verlag 2003. 285 S.

Die historische Komparatistik gilt seit Jahrzehnten als Königsweg der Historiographie. Erst der König ist eigentlich in der Lage, typisches, besonderes und allgemeines voneinander zu trennen, nämlich dann, wenn er – und nur er ist dazu in der Lage – seinen Blick vom engen empirischen Arbeitsfeld hebt, über die eigenen Grenzen blickt und sogleich den scharfsinnigen Vergleich betreibt. Geflügelt ist mittlerweile das Wort geworden, Vergleichen habe nichts mit Gleichsetzen zu tun. Reflektierende Zeitgenossen faßten solche Erkenntnisse geradezu als eine intellektuelle Beleidigung angesichts ihrer Banalität und Selbstverständlichkeit auf. Aber vor dem Hintergrund einer gleichsam elektrisierten Öffentlichkeit, in der mit Geschichte Politik gemacht wird, zielte eine solche Feststellung freilich weniger aufs akademisch arbeitende Publikum. Paradoxerweise ist diese „unumstößliche Wahrheit" aber gerade immer wieder in akademischen Räumen gebetsmühlenartig wiederholt worden. Die Gründe dafür liegen nicht wirklich offen, es ist aber durchaus zu vermuten, daß das, was hier als banal bezeichnet wird, vielleicht doch nicht als banal von jedermann im Wissenschaftsbetrieb angesehen wird. Und außerdem bietet diese Feststellung zudem die Möglichkeit, etwas zum historischen Vergleich und seiner unwidersprochenen Relevanz gesagt zu haben, ohne in die Verlegenheit gedrängt zu werden, Substantielles beitragen zu müssen.

In jüngster Zeit sind zwei Bücher erschienen, die auf ganz unterschiedliche Art und Weise eindrucksvoll die Relevanz historischer Komparatistik geradezu beweisen. Da wäre zum einen Sven Reichardts große Studie über den Aufstieg faschistischer Kampfbünde in Italien und Deutschland vor der Etablierung der jeweiligen Rechtsdiktaturen.[1] Liegt mit diesem Buch ein empirisch gehaltvoller vergleichender Beitrag zum Aufstieg faschistischer Diktaturen in Europa vor, so bietet demgegenüber Detlef Schmiechen-Ackermanns Buch über Theorie, Methode und Ergebnisse der historischen Diktaturforschung ein gelungenes Beispiel dafür, welchen breiten und gehaltvollen Rahmen wissenschaftliche Vergleichsansätze für sich beanspruchen dürfen.[2] Diese kleine nützliche Einführung zeigt nicht nur, wie wissenschaftlich notwendig der historische Vergleich ist, sie arbeitet

zudem heraus, wie unterentwickelt in der konkreten empirisch-historischen Arbeit komparative Ansätze noch sind. Und dies gilt nicht zuletzt für den „Diktaturenvergleich", über den insbesondere in den letzten zehn Jahre theoretisch so viel geschrieben und debattiert worden ist. Die Liste der Autoren ist lang, die gerade das 20. Jahrhundert als „Jahrhundert der Diktaturen" charakterisiert haben. Und obwohl viele Versuche vorliegen, eine umfassende, politik-, sozial- und kulturgeschichtliche Methoden gleichermaßen aufgreifende und vor allem die eurozentristische, zumeist gar nur okzidentale Perspektivenverengung verlassende Arbeit, die sich dem „Jahrhundert der Diktaturen", seinem Kampf gegen den demokratischen Verfassungsstaat, in einem breiten komparatistischen Ansatz annimmt, gibt es bisher nicht. Für ein solches Mammutunternehmen bedarf es vieler individueller Voraussetzungen, die im einzelnen nicht aufgeführt zu werden brauchen. Eine zentrale Voraussetzung jedoch, die außerhalb der machbaren Forschungsleistung eines einzelnen Historikers liegt, besteht darin, daß empirisch gesättigte und gesicherte Vergleichsstudien zu Segmenten von Diktaturen vorliegen. Solche Vergleichsstudien können Monographien sein, wie das exemplarisch erwähnte Buch von Sven Reichardt. Denkbar sind ebenso Sammelwerke, wenn sie nicht allein vom Buchbinder zum Buch gemacht worden sind, sondern einer konzeptionellen Idee folgen. Der Mehrheit der vielen publizierten Sammelbände, mit eben dem Anspruch, Erhellendes zur vergleichenden Diktaturgeschichte beitragen zu wollen, kann kaum bescheinigt werden, ohne Buchkunst die Weihen eines Buches erlangt zu haben.

Das ist, um es gleich vorwegzunehmen, im vorliegenden Buch über Universitäten in Diktaturen des 20. Jahrhunderts gerade nicht der Fall. Die Beiträge, hervorgegangen aus einer internationalen Tagung an der University of California in Berkeley im Jahre 2000, folgen nicht nur durchgängig einer von den beiden Herausgebern erarbeiteten Konzeption, so daß das Buch dem Anliegen von John Connelly und Michael Grüttner, einen „Beitrag zur vergleichenden Analyse von Diktaturen" im 20. Jahrhundert leisten zu wollen, gerecht wird. Zudem arbeiten die meisten Autoren auch mit Vergleichskomponenten, so daß das Buch als Ganzes wie auch viele der Einzelbeiträge komparatistisch gelesen und vor allem die Erkenntnisse auch so interpretiert werden können.

Neben einer Einführung von John Connelly (Berkeley) und einem Resümee von Michael Grüttner (Berkeley) versammelt der Band insgesamt neun weitere Spezialuntersuchungen. Connelly betont, daß die „Koexistenz von Diktaturen und Universitäten" so interessant sei, weil Diktaturen das „Konzept der Freiheit der Wissenschaft" zerstören, während Universitäten dieses als Lebensgrundlage benötigen (S. 9). Diktaturen würden das gesellschaftliche Leben lahmlegen und gleichschalten, lediglich zwei Institutionen „ließen sich indes nicht völlig entmündigen: die Kirchen und die Universitäten" (S. 10). Auf die Universitäten waren Diktaturen angewiesen, weil sie dringend benötigte Funktionseliten zur Verfügung stellten. Um das Verhältnis zwischen Diktatur und Universitäten zu untersuchen, haben die Herausgeber einen Fragenkatalog entworfen, den alle Autoren als Leitfaden in die Hand bekamen. Die Fragen zielten etwa auf die Reaktionen der Universitäten auf die Diktaturetablierung, auf Kontinuitäten und Diskontinuitäten, auf das universitäre Selbstverständnis, auf Inhalte von Lehre und Forschung, auf die Reaktionen von Hochschullehrern und Studierenden sowie prinzipiell auf das Verhalten der akademischen Elite. Im Kern zielt dieser Fragekomplex auf die zentrale Frage: „Gehörten die Universitäten innerhalb der Diktatur eher zu den systemtragenden oder zu den systemgefährdenden Kräften?" (S. 11).

Die insgesamt neun Studien beschäftigen sich mit Rußland/Sowjetunion (Michael David-Fox, College Park), Mussolinis Italien (Ruth Ben-Ghiat, New York), Hitlers Deutschland (Grüttner), Francos Spanien (Miguel Angel Ruiz Carnicer, Saragossa), Ungarn (György Peteri, Trondheim), ČSR/ČSSR (Jan Havránek, Prag), Polen (Connelly), China (Douglas Stiffler, Huntingdon) und der DDR (Ralph Jessen, Köln). Statt auf die einzelnen Befunde der durchweg gelungenen Beiträge einzugehen, werden im folgenden Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Universitäten in den Diktaturen beleuchtet.

Für alle Diktaturen bestand zunächst das Ziel darin, die Universitäten politisch zu kontrollieren. Massenentlassungen im Zuge der Diktaturetablierung erwiesen sich dabei ebenso als ein Mittel wie die andauernde Repression einzelner. Ein nächster fast überall zu konstatierender Punkt war das Ansinnen der Machthaber, Forschung und Lehre politisch und auch – fächerbezogen – inhaltlich zu beeinflussen und zu bestimmen. Dafür sind sowohl neue Institutionen eingerichtet wie auch bestehende im Sinne der Machthaber umfunktioniert worden. Zum Versuch, die Universitäten zu erobern, gehörten auch

Bestrebungen, die Rekrutierungspraxis der Studentenschaft auf die Bedürfnisse der Diktatur auszurichten. Vor allem in den kommunistischen Diktaturen ist dabei eine strenge sozial-politische Auslese vorgenommen worden, die aber in den rechtsextremen Diktaturen durchaus Pendants hatte, wo zum Teil (NS-Deutschland) biologistisch-rassistische Muster neben politischen Kriterien zur Anwendung gelangten. Charakteristisch für Universitäten in Diktaturen ist weiterhin die fast überall weitgehend erfolgreiche Abschaffung der universitären Autonomie gewesen. „Nach außen präsentierten sich die Hochschulen durchaus als integraler Bestandteil des Regimes" (Grüttner, S. 266). Schließlich war kennzeichnend, daß die internationalen Außenbeziehungen der Universitäten auf staatlichen Druck hin eingeschränkt wurden.

Diese politisch-ideologischen Anmaßungen gegenüber den Universitäten sind in der Praxis nicht durchgängig oder eindimensional Realität geworden. Zum Teil blieben innerwissenschaftliche Rationalitätskriterien in Kraft, so daß rigide Eingriffe immer wieder geschliffen wurden und traditionelle Universitätscharakteristika trotz der politischen Eingriffe bestehenblieben oder sich im Prozeß der Diktaturkonsolidierung revitalisierten. Prinzipiell litten alle Universitäten in den Diktaturen unter der Vorgabe der Machthaber, zum einen Eliten mit dem politisch-ideologisch gewünschtem Bewußtsein produzieren zu sollen und zum anderen gleichzeitig diese Eliten mit einem entsprechend hochqualifizierten Ausbildungsniveau zu versehen. Auf dem Campus tobte ein Kampf zwischen Ideologie und Spezialwissen, der in der Praxis oftmals zu einer schwankenden Wissenschafts- und Hochschulpolitik führte. Denn dieser Gegensatz war den Machthabern zumeist durchaus bekannt und bewußt.

Der Angriff der diktatorischen Machthaber auf die Freiheit von Forschung und Lehre bewirkte nirgendwo, daß sich die Universitäten in Horte des Widerstands verwandelten. Die Universitäten als Institutionen waren darauf bedacht, handlungs- und arbeitsfähig zu bleiben, so daß sie Anpassung und das Signum, Diktaturrepräsentant geworden zu sein, in Kauf nahmen. Hinzu kam, daß die Universitäten überall staatliche Einrichtungen darstellten, auf die naturgemäß effektiver Einfluß genommen werden konnte als auf nichtstaatliche Institutionen. Allerdings gab es beträchtliche Unterschiede bezüglich des Tempos, mit dem die Universitäten zu solchen Repräsentanten wurden. Aufgrund der besonderen historischen Situation gelang dies in Italien, Spanien, Hitler-Deutschland, der DDR und Ungarn weitaus schneller als etwa in Rußland/Sowjetunion oder in Polen. Daneben artikulierten sich aber in allen Diktaturen aus den Universitäten heraus Widerstand und Opposition gegen das neue Regime und das – in unterschiedlicher Intensität – zu allen Zeiten der Diktaturexistenz. Wie die Universitäten und ihre Angehörigen politisch auf die Diktatur reagierten, hing zunächst vor allem mit der Resonanz der Hochschullehrer und Studierenden auf die Diktaturetablierung zusammen, sodann kam der Umfang der Massenentlassungen als Element, den potentiellen Widerstand zu unterhöhlen, hinzu. Schließlich wirkten weiterhin die Kriterien der Studentenrekrutierung und die damit auch verbundene Hochschullehrerrekrutierung als hemmende Faktoren für massenhaften oder wenigstens kontinuierlichen Widerstand.

Fragt man, ob es einheitliche Universitätsmodelle oder kommunistische bzw. faschistische Universitätsmodelle gab, so muß man feststellen, „dass die Hochschullandschaft in Osteuropa nach dem Zweiten Weltkrieg komplexer war als lange Zeit angenommen wurde" (Grüttner, S. 270). Die Beiträge verdeutlichen spezifische Sonderentwicklungen, die am Ausgangspunkt zwar durchaus Sowjetisierungsabsichten vereinten, aber zumeist recht schnell in nationale Sonderwege mündeten. Hervorstechend dabei ist die polnische akademische Elite, die der Diktatur mehrheitlich reserviert oder offen ablehnend gegenüberstand. Beanspruchte die Sowjetunion noch die Funktion als Zentrum des realen Kommunismus, so gab es eine solche Leitfunktion für die faschistischen Diktaturen nicht. Demzufolge unterschieden sich auch die Erscheinungsbilder der Universitäten in Italien, Spanien und Deutschland beträchtlich. War eine „kommunistische Universität" in Osteuropa prinzipiell angedacht und konzipiert, wenn auch nicht konsequent durchgesetzt worden, so existierte eine „faschistische Universität" nicht einmal auf den Reißbrettern der Machthaber. So fallen denn auch eher Unterschiede zwischen Italien, Spanien und Deutschland ins Gewicht als Gemeinsamkeiten.

Insgesamt scheint es nach der Lektüre des Buches unangebracht, den Universitäten einen eindeutigen Platz in der Diktatur einräumen zu wollen. Sie waren Stützen und Nutznießer der Diktatur ebenso wie sie deren Opfer wurden. Grüttners Fazit ist zuzustimmen: „Nur wenige Institutionen haben eine ähnlich lange Tradition wie die Universität. Das deutet auf eine beträchtliche

Anpassungsfähigkeit hin, die auch in vielen der hier abgedruckten Beiträge zutage tritt" (S. 276).

Der Band, der den historischen Diktaturvergleich erheblich bereichert, hat, wenn überhaupt, nur eine Schwachstelle. Er konzentriert die Analyse auf Europa. Das chinesische Beispiel beschränkt sich weitgehend auf die Jahre 1949 bis 1952, eine Transformationsphase. Doch angesichts des Umstands, daß von allen behandelten Fällen heute nur noch in China eine Diktatur herrscht, wäre es interessant gewesen, gerade dieses Beispiel in einer größeren Zeitachse zu behandeln. Prinzipiell bleibt also die Aufgabe, den vergleichenden Diktaturblick über die Grenzen Europas zu richten. Das wäre lohnend für ein eventuelles Nachfolgeprojekt. Dann könnten auch weitere europäische Fallbeispiele, die aus Platz- und Zeitgründen unbehandelt bleiben mußten, Berücksichtigung finden. Dieser Band jedenfalls stellt für anschließende Untersuchungen einen Kompaß dar. Zugleich bietet er genügend Anknüpfungspunkte für eine vergleichende Diktaturforschung, die über das wichtige Feld der Universitäten hinausweisen. Das Verdienst dafür gebührt neben den Autoren vor allem den beiden Herausgebern John Connelly und Michael Grüttner.

1 *Vgl. Sven Reichardt, Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadrismus und in der deutschen SA, Köln, Weimar und Wien 2002.*

2 *Vgl. Detlef Schmiechen-Ackermann, Diktaturen im Vergleich, Darmstadt 2002; siehe auch die allgemeinere, instruktive methodische Einführung von Hartmut Kaelble, Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M. und New York 1999.*

Ilko-Sascha Kowalczuk

SCHMIECHEN-ACKERMANN, Detlef: **Diktaturen im Vergleich** (= Kontroversen um die Geschichte. Hrsg. von Arnd Bauerkämper, Peter Steinbach und Edgar Wolfrum). – Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2002. 174 S.

Inzwischen hat die Reihe „Kontroversen um die Geschichte" ihren festen Platz in jeder historischen Bibliothek gefunden, wird von den Lehrenden wärmstens empfohlen und von denselben wie den Studierenden dankbar und gewinnbringend genutzt. Nach einem einheitlichen Prinzip aufgebaut und redigiert, als Studienliteratur konzipiert bietet sie einen überschaubaren Informationsgehalt und gibt Orientierung in komplizierten Sachverhalten. Der Band von Detlef Schmiechen-Ackermann fügt sich qualitätsgerecht in diese Reihe ein. Es wäre ein ziemlich widersinniges Anliegen, diesen umfassenden wie ausgewogenen, überzeugend strukturierten und äußerst komprimierten Literatur- und Forschungsbericht zusammenfassend vorstellen zu wollen. Der Rezensent kann allein die bewußten Eingrenzungen dokumentieren und Aufbau wie Inhalt kommentieren.

Daß der Aufstieg und die Überwindung von „modernen" Diktaturen das Signum jenes kurzen 20. Jahrhunderts zwischen 1917 und 1989/91, es eben deshalb ein „Jahrhundert der Extreme" (Eric Hobsbawm) war, ist inzwischen fast ein Gemeinplatz. Diktaturforschung und Diktaturvergleich sind darum heute weniger mit einem politischen Bekenntnis verbunden denn einem eminenten wissenschaftlichen und öffentlichen Interesse. Schmiechen-Ackermanns Darstellung beschränkt sich demgemäß auf Arbeiten zu europäischen Diktaturen und auf den Forschungsdiskurs seit den 1920er Jahren. Er strukturiert die wissenschaftliche Debatte über den Charakter dieser Diktaturen und deren Vergleichbarkeit in drei Richtungen: Erstens zeichnet er in historischer Perspektive den Verlauf der wissenschaftlichen Diskussion etwa seit 1920 nach, erörtert die systematische Aufgliederung des Forschungsfeldes sowie die methodischen Probleme des diktaturvergleichenden Ansatzes. Zweitens gibt er im Hauptteil einen Überblick über spezifische Deutungsmuster, konkrete Forschungsprobleme wie empirische Resultate und ordnet die einzelnen Studien den verschiedenen methodischen Ansätzen und theoretischen Kategorien zu. Drittens denkt er in einem Fazit über Sinn und Zweck, Chancen und Grenzen des Diktaturvergleichs nach und versucht, die Leistungen der konkurrierenden Paradigmen wie die Ergebnisse und Desiderate der vergleichenden Diktaturforschung zu bestimmen.

Im zwei Drittel der Arbeit umfassenden Hauptteil verfolgt Schmiechen-Ackermann die ausgewählten Forschungsprobleme über sechs Stationen. Zum ersten diskutiert er die drei konkurrierenden Deutungsmuster der Analyse: das Konzept des „Totalitarismus", das Paradigma der „politischen Religion" und den offenen Bezugsrahmen der „modernen Diktatur", wobei er letzteren favorisiert. Er basiere zwar nicht auf einer ausformulierten Theorie, ermögliche aber gerade

dadurch einen interdisziplinären Zugriff und eine Integration der beiden enger gefaßten ersten Konzepte. Zum zweiten widmet er sich dem intergralen und systematischen Vergleich der Diktaturen des 20. Jh.: der faschistischen Herrschaft in Italien und Deutschland, dem Kommunismus als Bewegung und Herrschaftssystem, dem Vergleich von Nationalsozialismus und Stalinismus als totalitären Extremformen und dem Vergleich von NS-Regime und SED-Herrschaft als wichtigem Sonderfall. Zum dritten werden Diktatoren und Herrschaftsapparate in dreifacher Weise betrachtet: die Bedeutung von charismatischen und bürokratischen Elementen (Hitler, Stalin, Mussolini), die Staatsparteien und Rolle der Massenorganisationen in vergleichender Perspektive. Zum vierten erörtert er den totalitären Herrschaftsanspruch, die Grenzen der Diktatur und die „soziale Praxis" von Herrschaft am Beispiel der Arbeiterschaft, der Literatur und des intellektuellen Lebens sowie der Frauen und Frauenpolitik, letztere begrenzt auf Faschismus und NS-Staat. Zum fünften kommen Terror und Verfolgung in den Blick: die Massenverbrechen im 20. Jahrhundert und die Debatte um das „Schwarzbuch des Kommunismus", der Antisemitismus und die Judenverfolgung im NS-Staat und im faschistischen Italien sowie die Funktion der Geheimpolizei und der Denunziationen als Herrschaftsinstrumente der Diktatur. Zum sechsten schließlich stellt er Opposition und Widerstand dar: den europäischen Widerstand gegen den Faschismus, Widerstand und Opposition im NS-Staat und in der DDR sowie die Kirchen und das Kirchenvolk unter den beiden deutschen Diktaturen – institutionelle Anpassung und religiösen Dissens. „Die in allen untersuchten Teilbereichen festzustellenden Grenzen der Diktatur belegen, daß das Projekt der totalen diktatorischen ‚Durchherrschung' der Gesellschaft eine stets unvollendete negative Utopie bleibt" (S. 150).

Zum Schluß räumt Schmiechen-Ackermann die Ambivalenz der integralen Vergleichsperspektive ein, die nur tendenziell zu verringern, aber nie ganz aufzulösen ist, sowie deren Grenzen: Empirische Konkretion und komparative Abstraktion stehen stets in einem Spannungsverhältnis. Das Literaturverzeichnis (bis 2001) erfaßt 448 Titel. Personen- und Sachregister erleichtern den Zugriff. Das kleine Kompendium über ein großes Forschungsfeld ist gelungen.

Gerd Dietrich

Erinnerungskulturen im Dialog. Europäische Perspektiven auf die NS-Vergangenheit. Hrsg. von Claudia LENZ, Jens SCHMIDT und Oliver VON WROCHEM unter Mitarbeit von Maike MERTEN (= Reihe Antifaschistischer Texte). – Hamburg und Münster: Unrast Verlag 2002. XVI, 256 S.

Im ausgehenden, von Imre Kertesz unlängst als „unablässig diensttuendes Exekutionskommando" charakterisiertes 20. Jahrhundert hat die Auseinandersetzung um die Erinnerung an staatliche Gewaltverbrechen eine bis dahin nicht gekannte Intensität erlangt. Unter den Stichworten „Europäisierung", „Amerikanisierung" und „Globalisierung" geht es um den Stellenwert der Erinnerung an den NS-Völkermord im Kontext anderer Menschheitsverbrechen. Im Verlauf der neunziger Jahre hat ein Prozeß der Entmythologisierung von Widerstandslegenden der vom „Dritten Reich" besetzten Länder eingesetzt, die bislang ihrer nationalen Identitätsfindung und -stabilisierung dienten. Es ist das Verdienst des hier vorzustellenden Sammelbandes, die auf der von der Landeszentrale für politische Bildung Schleswig-Holstein in Kooperation mit weiteren Trägern ausgerichteten Tagung „Erinnerungs- und Gedenkkulturen im Dialog" im November 2001 diskutierten kulturtheoretischen und praxisorientierten Überlegungen mit der Veröffentlichung der Beiträge von 25 Autoren aus fünf europäischen Nationen einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben. Indem sie sowohl „die elementare identitätsstiftende Funktion von Vergangenheitsbezügen" als auch „die Tatsache der Konstruiertheit dieser Bezugssysteme [zur Kenntnis nehmen]", ist es das ambitionierte Ziel der Herausgeber, zu einer kritischen, multiperspektivisch vergleichenden Bestandsaufnahme bisheriger Konzepte sowie zur Diskussion darüber, „welche gesellschaftliche Funktion Gedenk- und Erinnerungskulturen haben, wie historisch-politische Bildung wirkt und welche Intentionen dahinter stehen" (S. 9), anzuregen.

Wenngleich sie unterschiedlichen Zugängen und Erkenntnisinteressen folgen, zeigen die Beiträge der nichtdeutschen Autoren doch deutliche Parallelen im Umgang der vom Deutschen Reich besetzen Länder mit Anpassung und Kollaboration. Das Interesse der dänischen Historikerin Anette Warring gilt vorrangig dem von ihr kulturtheoretisch ausgeloteten Verhältnis der kollektiven Erinnerung zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der Besatzungszeit (S. 19). Der Norweger Stein Ugelvik Larsen hingegen wählt einen

empirischen Zugang zur Veranschaulichung der Wellen kollektiver Geschichtswahrnehmung, indem er Einstellungsveränderungen in bezug auf die deutsche Besatzungszeit, die Kollaboration der von Vidkun Quisling geführten Partei Nasjonal Samling sowie den Umgang mit den aus Beziehungen norwegischer Frauen zu Besatzungssoldaten hervorgegangenen „Kriegskindern" (S. 43) nachzeichnet. Wie die Beiträge von Mechthild Gilzmer und Michel Cullin zeigen, haben beide Rezeptionsgeschichten in Frankreich ihre Entsprechung. Der dänische „Widerstandsmythos", demzufolge fast das gesamte dänische Volk in der einen oder anderen Form gegen die deutsche Besatzung Widerstand geleistet haben soll, findet ihr Pendant in der französischen Suche nach einheitsstiftenden Vorbildern durch die Beschäftigung mit der Vergangenheit. Auch hier kann den Autoren zufolge erst seit Mitte der neunziger Jahre von einer zunehmenden Bereitschaft zur Hinterfragung des die Realität von Vichy ausklammernden Widerstandsmythos die Rede sein. Selbst die Rolle ehemaliger Widerstandskämpfer als Täter und Folterer im Algerienkrieg wird mittlerweile ihrer Tabuisierung entzogen (S. 54). Anhand der von Jan Grosfield beobachteten Metamorphose des „historisch zerrütteten Verhältnis[ses] zu den Juden" (S. 67), das während des halben Jahrhunderts kommunistischer Herrschaft wie „in einer Art Gefrierschrank" konserviert worden sei, hin zu einer zunehmend virulenten Form des Antisemitismus nach 1989, zeigt sich auch hier, daß eine Auseinandersetzung über Mitverantwortung oder gar wie im Fall der Ermordung der jüdischen Einwohner von Jedwabne Mittäterschaft am Anfang stehen.

Ungleichzeitigkeiten im europäischen Diskussionsprozeß werden überaus deutlich, wenn der deutsche Historiker Bernd Faulenbach über „Erinnerungsarbeit und demokratische politische Kultur heute" (S. 81) reflektiert. Seine Ausführungen zu den deutschen Debatten offenbaren eine langjährige Auseinandersetzung zur Geschichte in ihrer Bedeutung für ein politisches Gemeinwesen sowie den Stellenwert der Erinnerungskultur innerhalb seiner politischen Kultur insgesamt. Unverständlich wiederum erscheint, warum dieser theoretisch fundierte Beitrag nicht in den ersten thematischen Schwerpunkt aufgenommen und dieser ausschließlich den nichtdeutschen Beiträgen vorbehalten bleibt. Plädiert doch Faulenbach für ein von der Vergangenheit zu behauptendes „Eigengewicht gegenüber Verwertungsinteressen" jeglicher Art. Sollte sich nun spätestens mit diesen Erwägungen ein Unbehagen ob einer deutschen Vorreiterrolle innerhalb einer gesamteuropäischen Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen eingestellt haben, die in der letzten Konsequenz von den ehemals deutsch besetzten Länder einen Abschied von ihren Widerstandsmythen einfordern würde, so läßt sich dem wiederum Faulenbachs perspektivische Überlegung entgegensetzen, nach der es „an der Zeit" sei, „die verschiedenen Erinnerungskulturen stärker miteinander zu verknüpfen, was eine Intensivierung von Dialogen und Foren erfordert" (S. 85). In dieser Intensivierung, so ist zu ergänzen, käme es vor allem auf die gegenseitige Akzeptanz des jeweiligen Diskussionsstandes und damit auf die Herstellung von Transparenz innerhalb der gesamteuropäisch zu initiierenden Kommunikation an. Wie nun ist mit der aus der Hinterfragung der Mythen resultierenden Verunsicherung in der Bildungsarbeit umzugehen? Wie könnte eine Pädagogik der Zukunft aussehen, die Perspektivenvielfalt ernstnimmt und als Chance begreift, ohne das Ziel der Vermittlung von an universellen Menschenrechten ausgerichteten, allgemeinverbindlichen Werten aus dem Blick zu verlieren?

Auch zu dieser Frage liefert der Band durchdachte Konzepte und bereits erprobte Beispiele. Tritt Hartmut Ziesing angesichts der in der Gedenkstätte Auschwitz aufeinanderprallenden unterschiedlichen Perspektiven polnischer und deutscher Jugendlicher überzeugend für Perspektivwechsel, „die Aufhebung von Distanz", „Historisierung" sowie „Empathie und Selbstreflexion" in der Bildungsarbeit ein, so ist seine weitere Überlegung, in selbigem Kontext Adorno zu folgen und bewußt den „Blick des Täters" zu übernehmen, um „das Grauen von Auschwitz" an sich heranzulassen, doch mit mindestens einem Fragezeichen zu versehen. Erscheint sie doch in Hinblick auf die Arbeit mit Schülern zumindest problematisch und läßt unbeantwortet, wie ausgerechnet die sich nach den von Ziesing selbst zitierten Autoren Zygmunt Bauman, Theodor W. Adorno und Raul Hilberg zufolge eindeutigen Bewertungen entziehenden Geschichte Auschwitzs zu einer „ethisch-moralische[n] Anleitung und humanistische[n] Erziehung" (S. 77) werden soll, die Gegenwartsbezüge herstellt. Um so zurückhaltender in Hinblick auf mit der Gedenkstättenarbeit zu erreichende Ziele ist die Pädagogin Annegret Ehmann. Entschieden verabschiedet sie sich von der Bekämpfung des Rechtsextremismus durch Gedenkstättenpädagogik, setze doch der „Umgang mit Erinnerungsrelikten [...] bereits

Kenntnisse und Fähigkeiten wie Empathie und Sensibilität voraus" (S. 97). Weitere Anknüpfungspunkte für transnationale Dialoge bieten mehrere Autoren, die die Erinnerung an die NS-Verbrechen als nationalgeschichtlich enggeführte Erinnerung in den Blick nehmen und ihr eine ethnische Ausschlußfunktion gegenüber Migranten attestieren.

Sosehr sich die Beiträge als Ansatz für weiterführende Diskussionen rezipieren lassen, so offenbart sich bereits im ersten Teil eine Schwäche des Sammelbandes. Offensichtliche Widersprüche bleiben unkommentiert nebeneinander stehen. Das Anliegen der Herausgeber ernst nehmend, zu Dialogen herauszufordern, hätten sie zumindest in der Einleitung als solche erörtert werden müssen oder in einem – leider fehlenden Resümee bzw. Ausblick – aufgegriffen werden können. Beispielsweise Gilzmer, die von einem „Zustimmungsdiskurs in Frankreich" und einem „Entlastungsdiskurs in Deutschland" spricht, der aufgrund der möglichen positiven Identifikation mit dem französischen Widerstandskampf „im Unterschied zu Deutschland" zu „einer wirklich ernsthafte[n] Auseinandersetzung und Aufarbeitung der Vergangenheit" (S. 56) geführt habe, wird nicht nur im zweiten französischen Beitrag von Cullin explizit widersprochen (S. 62). So aufschlußreich und anregend die einzelnen Beiträge zu den Überlegungen der Umsetzung der theoretischen Erkenntnisse in die praktische Bildungsarbeit sind, so entsteht beim Lesen nicht nur einmal der Eindruck, daß dem Verständnis manch eines Beitrags eine andere Gliederung des Bandes gedient hätte. Bleibt zu konstatieren, daß insbesondere Faulenbach weiterführende Fragen aufwirft, die im fehlenden Resümee hätten erwartet werden können. Ebenso anregende Anknüpfungspunkte für eine weiterführende Diskussion bietet Ehmann mit der Frage, wie es gelingen könne, „die Erfahrungen aus der inzwischen etablierten Erinnerungs- und Gedenkkultur in die aktuelle Debatte um Terrorismus und Erinnerungs- und Gedenkkultur einzubringen und zur Differenzierung der kontroversen Standpunkte beizutragen" (S. 91). Insgesamt liefern die Beiträge vielfältige Anregungen für das zukünftige Nachdenken über Formen, Inhalte und Ziele einer zunehmend internationalisierten Erinnerungsarbeit.

Petra Haustein

HORNUNG, Klaus, **Die offene Flanke der Freiheit. Studien zum Totalitarismus im 20. Jahrhundert** (= Europäisches Forum, Bd. 13). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York und Wien: Peter Lang Verlag 2001. 174 S.

Die vorliegende Sammlung bereits publizierter Aufsätze, verstreuter Texte und Kleinstudien von Klaus Hornung (zumeist aus den 1990er Jahren) enttäuscht den informierten Leser nicht. Hornung, emeritierter Professor für Politikwissenschaft der Universität Stuttgart-Hohenheim, hat sich, wie einige seiner Kollegen, seit seiner Pensionierung aus dem Wissenschaftsbetrieb vom Nationalkonservativismus sukzessiv nach rechts radikalisiert. Heute oszilliert seine Haltung zwischen einer revisionistischen Geschichtsauffassung, einem konservativ-klerikalen Elitismus und einem autoritären ethnischen Neo-Nationalismus. Hornung genießt seit Jahren zweifelhafte Prominenz als führender Kolumnist und politischer Aktivist der Wochenzeitung „Junge Freiheit", die je nach Landes- oder Bundes-Verfassungsschutzbericht als „rechtsextrem" oder „neu-rechts" eingestuft wird, in jedem Fall aber nationalistisch ist. Diesem Geist entspricht – überwiegend – der Band zum Totalitarismus und der ihm zugrunde liegende Begriff der Freiheit. Die durch die moderne Gesellschaft und den Liberalismus vorgeblich gefährdete Freiheit gerinnt bei Hornung, einem Mittler zwischen alten und neuen Strömungen der äußeren Rechten, zur Eingebundenheit in den dem individuellen Interesse übergeordneten „ethischen Staat" (im Sinne Giovanni Gentiles), die Tradition der nationalen Gemeinschaft und ihre kulturellen Riten, sowie zur Freiheit des Kollektivs von der „Fremdherrschaft" der Fremden.

Der Band hat über weite Strecken politisch-appellativen Charakter und liest sich bisweilen wie das Programm einer mittlerweile eher politisch erschöpften intellektuellen Neuen Rechten. Diese war seit Ende der 1980er Jahre angetreten, die politische Kultur der Bundesrepublik in der Tradition der „Konservativen Revolution" von liberal-demokratischer „Verwestlichung", zivilgesellschaftlicher Konfliktkultur, und einem prozeduralistischen wie liberalistischen Rechts-, Freiheits- und Demokratieverständnis zu „befreien", um statt dessen im Schatten der avisierten „geistig-moralischen Wende" eine Ethik des Nationalen zu revitalisieren.

Die Hornungschen Fußnoten und Referenzpunkte lesen sich wie ein *Who's who?* dieser Rechten: So werden neben Hans-Helmuth Knütter mit

seiner These der „Faschismuskeule", dem kryptofaschistischen Verhaltensforscher Konrad Lorenz, dem gefallenen Historiker und Bewunderer der Hitlerschen Modernisierungsleistungen Rainer Zitelmann und vielen anderen bekannten Gesichtern dieses intellektuellen Umfelds auch fast vergessene Texte wie Botho Strauß' nationale Tirade vom „Anschwellenden Bocksgesang" aus den Grüften der Diskursgeschichte der frühen Berliner Republik hervorgeholt und wieder belebt. Hornung sieht mit Strauß die Gefahren eines Totalitarismus wesentlich in einer Verächtlichmachung der nationalen Gemeinschaft durch eine multikulturelle, liberale wie vermeintlich „telekratische Öffentlichkeit", die „Abweichler" mit Parolen wie „Fremdenhaß" stigmatisiere und als „umfassendster Totalitarismus der Geschichte" (Strauß) denunziert werden sollte.

Besonders augenfällig ist die einige Texte durchziehende Selbststilisierung seiner „nationalen Opposition" als Dissidenz und widerspenstigen Geist gegenüber dem vermeintlich „totalen Parteienstaat" der Bundesrepublik und ihre „Nomenklatura", „ohne Verantwortung gegenüber dem wirklichen Volk" (S. 170). Indem Hornung ein ums andere Mal die Bundesrepublik in die Nähe des Totalitarismus rückt, profiliert er sich selbst im Horizont eines völlig ideologisierten Agitierens und als Gegner der gegenwärtigen Verfassungsordnung – all das ausgerechnet in seinem Schlußaufsatz über „Metamorphosen des Totalitarismus", welcher zuvor genau Merkmale und Faktoren totalitärer Herrschaftssysteme darzulegen sucht, die allesamt selbstverständlich nicht in der Bundesrepublik zu finden sind. Aber logische Konsistenz ist die Stärke des mit der Verve des Ressentiments die Feder führenden Autors offenbar nicht. Hornung verbreitet hierbei alte, eingeschliffene Klagen über die Fremdherrschaft, den Sittenverfall oder die „grenzenlose Freiheit". Die „totalitäre Infektionskrankheit" lebe fort, weil der Geschichtsunterricht unserer Schulen „miserabel" sei und „säkularisierte, religionslose Massengesellschaften in der technisch-industriellen Zivilisation [...] wie trockenes Land in Erwartung des Regens neuer politisch-messianischer Heilsangebote" wirken (S. 166).

Andere Texte konzentrieren sich auf die bemühte, ständig neu formulierte Gleichsetzung von Kommunismus und Nationalsozialismus, die von der Fixierung auf den ersteren und der Bagatellisierung des letzteren gezeichnet ist, sowie auf die Denunzierung eines jeden „antifaschistischen Gewands" – ergänzt von einer eher erheiternden retrospektiven Kampfabwehr gegenüber sozialistischen Vorstellungen, deren totalitäre Bedrohung Hornung u.a. bei Mitterand und Gorbatschow wittert.

Wirklich ärgerlich ist dann aber doch der offene Geschichtsrevisionismus, dem Hornung das Wort redet, namentlich die Infragestellung der deutschen Kriegsschuld: eine rechtsextreme Mär adaptierend, behauptet Hornung allen Ernstes, der Hitler-Stalin-Pakt sei Stalins Meisterstück und Hitlers „Todesurteil" gewesen, denn Stalin sei „mit seinem Abschluß [gelungen], Hitler in die Falle zu locken, aus der er sich nur noch unter dem Odium des vertragsbrüchigen Aggressors wieder befreien [sic!] konnte" (S. 131). Hier erscheint der grenzenlose nationalsozialistische Vernichtungskrieg, der im Wesen der nationalsozialistischen Ordnung lag, in rechtsextremer Wendung als Notwehr-Aktion des Nationalsozialismus aus der „tödlichen Umklammerung" Deutschlands. Daß solch historiographischer Unfug in einer wissenschaftlichen Reihe erscheint, die womöglich bis in den von Hornung beklagten „miserablen Geschichtsunterricht" als seriöse Quelle hineinwirken kann und dann junge Schüler ideologisieren könnte, ist ein kleiner Skandal.

Neben dem Lamentieren über den vermeintlich neuen Totalitarismus der bundesrepublikanischen Medienkultur, des westlichen Rechtsliberalismus und der ihm vorgeblich eingeschriebenen Dekadenz sowie der Relativierung des NS-Verbrecherstaates, des Angriffkrieges und des Holocausts befaßt sich Hornung in mehren Texten auch, teils durchaus kenntnisreich, ausführlicher mit historischen Theorien und Befunden zu totaler Herrschaft. In einem teilweise hellsichtigen Text erkennt Hornung in totalitären Bewegungen und Staaten zutreffend auch Züge einer plebiszitären, „identitär-totalitären Demokratievorstellung" im Stalinismus sowie im „nationalsozialistischen Volksstaat" (eine Vorstellung, die im Übrigen heute auch von Populisten mobilisiert wird); dieser identitären Demokratievorstellung stellt Hornung mit einer berechtigten Kritik am ideologischen Rousseauismus die normative Verteidigung einer „freiheitlich-pluralistisch-demokratischen Ordnung" und ihrer rechtsstaatlichen Verfahrensnormen gegenüber (S. 152 f.), und zwar durchaus im Widerspruch mit anderen eigenen Thesen. Seine überraschende Verteidigung der pluralistisch-parlamentarischen Demokratie, der er andernorts einen totalitären Charakter unterstellt und deren Individualismus er eigentlich ablehnt, gründet in Hornungs angesichts der

Erfahrungen des 20. Jahrhunderts nicht unberechtigtem Unbehagen an der politischen Masse. Doch wird auch der kluge konservative Gedanke von einem argumentativ nicht unterfütterten Affekt gegen demokratische Partizipation schlechthin sowie einer völlig undifferenzierten Gleichsetzung von DDR, Stalinismus und NS überwölbt.

Auch einige gelungene Rekonstruktionen der Theorien von Alexis de Tocqueville und Jacob Talmon im Hinblick auf die Genesis totalitärer Gefahren werden schließlich einseitig politisch instrumentalisiert – und zwar explizit gegen die Aufklärung, universalistische Ideen und den Humanismus. Hiermit offenbart sich Hornung ein ums andere Mal als Vertreter romantischer, antibürgerlicher Gegenaufklärung und gerade nicht als Kritiker totaler Herrschaftsformen. Seine verstaubte Marx-Rezeption (1984) endet indes in der überraschenden These, die politische Theorie und Sozialphilosophie „gerade im deutschen Kulturraum" habe in den „beiden zurückliegenden Jahrzehnten" (welche sind gemeint?) „Freiheit zumeist einseitig als Emanzipation des Individuums verstanden" (S. 38). Hiermit liegt Hornung, getrieben von der kollektivistischen Sehnsucht nach der nationalen Gemeinschaft, quer zur Marx-Rezeption anderer Antitotalitaristen und liberaler Theoretiker, die Marx und, mit weitaus mehr Berechtigung, Teilen der Marx-Rezeption gerade einen Hang zum *antiindividualistischen Kollektivismus* vorgeworfen haben.

Gerade die längere, nicht unreflektierte Abhandlung zu Talmons Thesen zum politischen Messianismus (S. 39–84), zuerst erschienen in der „Zeitschrift für Politik", zeigt schließlich durchaus das aufblitzende Potential des Denkers und eines Denkens, das zu Einsichten hätte führen können, wenn es sich nicht so großzügig an nationalistische Parolen und die Vergangenheit idealisierende Ideologien verschwenden würde.

Lars Rensmann

Die Praxis der Zivilgesellschaft. Akteure, Handeln und Strukturen im internationalen Vergleich. Hrsg. von Arnd Bauerkämper unter Mitarbeit von Manuel Borutta. Mit einem Nachwort von Jürgen Kocka. – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 2003. 446 S.

Das Wort „Zivilgesellschaft" wird in den letzten Jahren in der deutschsprachigen Forschung verstärkt verwendet, um den Begriff „civil society" und seine Äquivalente zu übersetzen, ohne den Ballast einer spezifisch deutschen Begriffsgeschichte schultern zu müssen. Nicht zuletzt soll dieses im Deutschen noch ziemlich junge Wort die negativen Konnotationen überwinden, die mit dem älteren Begriff „bürgerliche Gesellschaft" seit Hegel und Marx verbunden werden. Ob diese Hoffnung letzten Endes aufgehen wird, muß sich noch zeigen. Dagegen lassen Publikationen wie die vorliegende erkennen, daß sich das Konzept „Zivilgesellschaft" in der empirischen Forschung äußerst fruchtbar verwenden läßt und anregende Fragestellungen und Problemlösungen eröffnet.

Der Band dokumentiert die – überarbeiteten – Beiträge der Tagung „Akteure der Zivilgesellschaft", die im April 2002 am Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas in Berlin stattfand, und damit überwiegend „Zwischenergebnisse der Arbeit an noch nicht vollendeten Dissertationen" (Kocka, S. 429). Er steht im Rahmen eines größeren Forschungszusammenhangs und knüpft an einen drei Jahre zuvor erschienen Sammelband an.[1]

In seiner Einleitung macht der Herausgeber auf die Vorteile einer historisch-sozialwissenschaftlichen, auf Akteure und Handlungen bezogenen Zivilgesellschaftsforschung aufmerksam. Anschließend skizziert Hans-Joachim Lauth die Probleme der „Zivilgesellschaft als Konzept und die Suche nach ihren Akteuren". Die folgenden sechzehn Einzelstudien sind vier Abschnitten zugeordnet: Unter dem Titel „Kerne der Zivilgesellschaft" werden vor allem Akteure untersucht, der zweite Abschnitt beschreibt „Zivilgesellschaftliches Handeln", der dritte thematisiert „Konturen und Grenzen der Zivilgesellschaft", im vierten wird gefragt, ob wir uns „Auf dem Wege zur globalen civil society" befinden. Das Nachwort von Jürgen Kocka gibt Auskunft über die Erträge dieser einzelnen Studien. Kocka zeigt überdies die Leistung des Begriffs, „die unterschiedliche Beiträge in einen lockeren Zusammenhang miteinander zu bringen und gemeinsam zu diskutieren" und seine „Erkenntnis fördernde Kraft [...] in der historischen Erforschung mittel- und osteuropäischer Phänomene" (S. 433 f.). Schließlich finden sich hier Modifikationen des Konzepts dokumentiert, die im Verlauf der Diskussion vorgeschlagen wurden.

Mit Rücksicht auf Kockas Zusammenfassung reicht es hin, kurz einige Beiträge zu nennen, die für die Erforschung der Arbeiterbewegung von besonderem Interesse sind. So beschreibt Adina

Lieske im ersten Abschnitt „Bildung und öffentliche Partizipation. Sozialdemokratische Bildungsaktivitäten in Leipzig und Pilsen vor 1914". Im zweiten Teil untersucht Jörn Grünewald „Arbeiter als die ‚anderen Akteure' der Zivilgesellschaft. Die Übertragung von Zivilisiertheit an die europäische Peripherie während der Epoche der russischen Revolution", wobei „europäische Peripherie" hier konkret Baku und Odessa meint. Im dritten Teil schildert Regina Vogel u. a. die Lobbytätigkeit der Arbeitgeberverbände, wenn sie „Verbände und Netzwerke des deutschen Bürgertums, 1945–1965" untersucht. Im vierten Teil analysiert Arnd Bauerkämper „Remigranten als Akteure der Zivilgesellschaft und Demokratie. Historiker und Politikwissenschaftler in Westdeutschland nach 1945", Dieter Rucht skizziert „Zivilgesellschaftliche Akteure und transnationale Politik" und Berthold Kuhn stellt die „Zivilgesellschaft aus der Perspektive der Entwicklungsländer" dar.

1 *Vgl. Europäische Zivilgesellschaft in Ost und West. Begriff, Geschichte, Chancen. Hrsg. von Manfred Hildermeier, Jürgen Kocka und Christoph Conrad, Frankfurt a. M. und New York 2000.*

Gideon Botsch

KEIL, Lars-Broder, und Sven Felix KELLERHOFF: **Deutsche Legenden. Vom „Dolchstoß" und anderen Mythen der Geschichte**. – Berlin: Ch. Links Verlag 2002. 283 S.

Legenden seien, so zitieren Lars-Broder Keil und Sven Felix Kellerhoff in ihrer Einleitung den Brockhaus, „unverbürgte Erzählungen", die zwar plausibel klingen, einer historischen Überprüfung aber nicht standhalten würden. In „journalistischer Sprache und teilweise sehr zugespitzt, aber zugleich mit wissenschaftlicher Genauigkeit" widerlege ihre Arbeit „ein Dutzend zeithistorischer Legenden" (S. 10). Leider verwechseln die Autoren – beide Redakteure der Tageszeitung „Berliner Morgenpost" aus dem Hause Springer – in einigen Fällen umstrittene Interpretationen historischer Ereignisse und Prozesse mit nachweislich falschen Geschichtslegenden. Dies kommt beispielsweise in dem Kapitel über den Reichstagsbrand zum Ausdruck. Die von den Autoren geteilte Ansicht, Marinus van der Lubbe habe den Reichstag allein und ohne Helfershelfer angezündet, sei „angesichts der Belege [...] mit Abstand [...] am plausibelsten" (S. 67). Das ist etwas anders nuanciert als die Behauptung, bei der Gegenthese handle es sich um eine reine Legende. Bis zum eindeutigen Beweis bleibt diese Frage – trotz der guten Argumente, die für die Alleintäterthese sprechen – nicht abschließend geklärt und muß daher weiter ergebnisoffen erforscht werden. Skeptisch machen auch Aussagen wie die folgende, die dem Kapitel über die Entscheidung zur bundesdeutschen Wiederbewaffnung entnommen ist: „Im Rückblick ist klar, daß es 1950 keine Alternative zur vollständigen Westintegration der Bundesrepublik und damit zur Wiederbewaffnung gab" (S. 167). Dieser Satz entlarvt nur eine Legende: daß es jemals eine politische Entscheidung gegeben habe, die ohne Alternative gewesen wäre.

Dennoch ist der Band hilfreich. In den einzelnen Kapiteln gelingt es den Autoren, historisch gesichertes Wissen von Spekulationen und Mutmaßungen zu trennen. So ergibt sich eine Übersicht über den Kenntnisstand zu folgenden Problemen der Zeitgeschichte: Ausbruch und Ende des Ersten Weltkriegs, Reichstagsbrand, Angriff auf die Sowjetunion, Verbrechen der Wehrmacht, Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Zerstörung Dresdens, Wiederbewaffnung der Bundesrepublik, Stalin-Note, Beteiligung der NVA an der Niederschlagung des Prager Frühlings, Honecker und die Krise in Polen 1980/81, Deutschlandpolitik der Union unter Helmut Kohl.

Gideon Botsch

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

Zur Rezension von Ralf Zwengel

In der in der IWK, Jg. 39 (2003), H. 2, S. 277 f., von Ralf Zwengel veröffentlichten Besprechung ist mit Blick auf meinen Beitrag über die Verwaltung des KARLag in der Gründungsphase dieses Besserungsarbeitslagers u. a. von „Schlampigkeiten" die Rede. „Aus dem Titel ‚Das Beispiel KARLag. Die Verwaltung eines Besserungsarbeitslagers' erfährt man leider nicht", notiert der Rezensent, „worum es sich hier konkret handelt. Der Verfasser hat es auch im Text verabsäumt, wenigstens einmal zu erwähnen, was das ‚KARLag' eigentlich ist. Ähnlich geht es dem Leser mit anderen Abkürzungen, wie ‚KASITLag' oder ‚WISCHLag', während andere, weniger relevante Kürzel durchaus im Beitrag aufgelöst und erläutert werden. Erst ein Blick in das am Schluß des Bandes angefügte Abkürzungsverzeichnis macht zweifelsfrei klar, daß es sich um das Karagandinskij Lager, also das Karagandinsker Besserungsarbeitslager des NKVD der UdSSR und nicht, wie man der Lektüre des Textes folgend schließen könnte, um das Karakalinsker – oder wie es auch genannt wird: Karakaralinsker (was ist nun richtig?) – Lager handelt" (S. 277).

Da der Vorwurf dieser „Schlamperei" mit der Wiederholung der im zuvor veröffentlichten Konferenzbericht (IWK, Jg. 38 [2002], H. 2, S. 214 bis 218) konstatierten Ambivalenz der Tagung einhergeht und in der Behauptung einer „nicht dem wissenschaftlichen Standard entsprechenden textlichen Darstellung" gipfelt, liegt mir daran, unter Verzicht auf einen Teil der Fußnoten dem Leser die beiden ersten Seiten (S. 109 bis 111) meines in den Sammelband aufgenommenen Beitrages (S. 109–131) zur kritischen Prüfung der vom Rezensenten erhobenen Einwände nachzureichen:

Mit der Planung eines Systems der Besserungsarbeitslager wurde 1930 auch in Kasachstan begonnen. Die Gründungsgeschichte des KARLag, die hier skizziert wird, ist typisch für die des gesamten Lagersystems in der UdSSR. In der Anlaufphase wurde sehr schnell deutlich, daß es einer arbeitsfähigen Zentrale bedurfte, um die über ein riesiges Gebiet verstreuten Haftorte zu leiten. Am 30. März 1931 setzte die Korrespondenz zwischen der Karakalinsker Gebietsverwaltung der OGPU über die ersten Häftlingstransporte nach Kasachstan ein. Im April 1931 kündigte Moskau die ersten Häftlingstransporte an. Wenig später kamen 1000 sog. Kulaken an, die mit der Errichtung von Unterkünften für die nachfolgenden Häftlinge begannen. Zum 1. April 1931 waren schon 10200 Häftlinge im Lager. Weitere Transporte waren unterwegs, blieben jedoch wegen der schlechten Planung unterwegs stecken. Zu den vorrangigsten Problemen der Lageradministration in Kasachstan gehörte der sichere und pünktliche Transport der Häftlinge an ihren Bestimmungsort.

Nach Ankunft der Häftlinge in der Region kam es zu Konflikten mit der ortsansässigen Bevölkerung. Das für die Herden lebensnotwendige Weideland wurde als Lagergelände konfisziert, die Nomaden reagierten darauf mit „Banditismus", wie es in der Korrespondenz der Lageradministration mit lokalen Stellen und der Moskauer Zentrale heißt. Die fehlende Vorbereitung auf die Unterbringung der Häftlinge im Winter 1931/1932 führte ebenfalls zu Spannungen mit den Bauern in den an die eingerichteten Haftorte angrenzenden Dörfern. Oft mußten die Häftlinge in den Siedlungen, d. h. in den Katen der Bauern untergebracht werden. Die Kolchosen leisteten Widerstand gegen diese Zwangseinweisungen, die Diebstähle und Übergriffe seitens der Häftlinge nahmen zu.[1] Die ehemaligen Großgrundbesitzer nutzten die zunehmende Mißstimmung in den Dörfern für Provokationen gegen die Sowjetmacht.[2]

Im Mai 1931 erfolgte auf Beschluß des Rates der Volkskommissare der Kasachischen Autonomen SSR die Zuteilung von Land an das Karakaralinsker Sonderlager (KarLON: Karakaralinskij Lager Osobogo Nasnatschenija), dessen Leitung seit Mai 1930 Sossow innehatte. Bei dem in die Gründungsphase einbezogenen Parteisekretär handelt es sich um den späteren kommissarischen Leiter bzw. Kommandanten des Lagers P. Jewlew. Die Planung des Lagers begann „von oben". Eine endgültige Namensgebung erfolgte noch nicht, die Direktiven und Erlasse wurden in Anlehnung an die im Lager Solowki (SLON: Solowetzki Lager Osobogo Nasnatschenija) von 1923 bis 1931 praktizierten formuliert. In der Dienstkorrespondenz von Sossow war häufig vom Aufbau des „Karakalinsker Konzentrationslagers" sowie davon, daß

es um die „Umerziehung der Häftlinge unter menschlichen Arbeits- und Lebensbedingungen" geht, die Rede. Für die Häftlinge sollten im Lager „helle und trockene Baracken" errichtet werden und ihre „Entlohung gemäß den von der Gewerkschaft festgelegten Tarifen" erfolgen.

Ende Mai 1931 war die erste Etappe in der Herausbildung der Strukturen des künftigen Lagers abgeschlossen. Zu diesem Zeitpunkt leitete G. Korinman die Sowchose „Gigant" des KASITLag der OGPU. Unter seiner Leitung begann im Juni 1931 der Ausbau der Sowchose. In ihrem Südabschnitt sollte die Zentrale des Lagers entstehen. In der Gründungsphase schwankte die Zahl der Häftlinge zwischen 37812 im Mai und 21323 Häftlinge im Juli 1931. Gleichzeitig verschärfte Moskau die Aufgabenstellung. „Wir sind keine Wirtschaftseinheiten, sondern in erster Linie Teil des Apparates der OGPU", hob der Leiter der Moskauer GULag, L. Kogan, in einem Befehl, der allen Leitern der Lager übermittelt wurde, hervor.[3]

Im Juni 1931 trafen aus Moskau die vom stellvertretenden Leiter der Sonderabteilung der OGPU, F. Ejchmanns, formulierten Vorgaben für das Kasachstaner Besserungsarbeitslager, das der Kasachischen Verwaltung der Sonderlager unterstand, ein. Im Oktober 1930 übernahm G. Korinman als provisorischer Leiter die Führung des Besserungsarbeitslagers der OGPU in der Kasachischen SSR, die kurzzeitig Pribytkow innehatte. Seit Dezember 1931 war G. Korinman Stellvertreter des Leiters des Lagers.

Die zentrale Leitung des KARLag hatte seit August 1931 ihren Sitz in Dolinskoje, einem Dorf in der Nähe von Karaganda. Um das zweistöckige Gebäude, in dem die Lagerverwaltung untergebracht war, und das mit seiner Freitreppe, dem Springbrunnen davor und dem angrenzendem Park einem riesigen Gutshaus glich, entstand sehr schnell eine Siedlung mit Wohnhäusern für die Mitarbeiter und Offiziere, ein Krankenhauskomplex, ein Fuhrpark mit Garagen, ein Stadion, ein Park für Kultur und Erholung, ein Ausstellungszentrum sowie ein botanischer Garten. Später kam eine Pferderennbahn und ein Flugplatz hinzu. Um den Bedarf an qualifizierten Arbeitskräften entsprechend dem Lagerprofil zu decken, begannen die Lager inhaftierte Facharbeiter untereinander auszutauschen. Das KARLag benötigte dringend Agrarspezialisten und bot dafür Ingenieure aus der Industrie an. Die Belegung des KARLag betrug im Juli 1931 13500, im August 1931 14500 Personen.[4]

1 Archiv des Karlag, Sw. 2, D. 16, Bl. 14, 14 Ob.
2 Ebd., Sw. 2, D. 29, Bl. 91.7
3 Ebd., Sw. 2, D. 43, Bl. 23.
4 Ebd., Sw. 2, D. 23, Bl. 38.

Wladislaw Hedeler

An: Edition Nautilus, Dezember 2003

Wie bekannt, darf aufgrund einer Intervention seitens der Edition Nautilus meine Nachlaß-Edition der Erzählung „Die Verzauberten" von Franz Jung, die 2000 im Berliner Verlag Basis-Druck erschienen ist, ab 1. Januar 2004 nicht mehr im Handel vertrieben werden – und dies, obwohl die Auflage noch nicht ausverkauft ist und das Buch in der Öffentlichkeit auf größeres Interesse gestoßen ist (wie durch einen Textauszug in der FAZ sowie durch Besprechungen z. B. in der FAZ und der „Neuen Zürcher Zeitung" erkennbar ist). Damit wird dem Publikum die Lektüre dieses Buches vorenthalten, wird die Lektüre dieses Buches, das sich leider noch längst nicht in allen öffentlichen Bibliotheken findet, erschwert bzw. unmöglich gemacht.

Ich erinnere daran: Bereits 1933 wurden Franz Jungs Werke von den Faschisten aus dem Verkehr gezogen und Jungs sämtliche Werke 1938 in der „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums" aufgeführt. Und in den siebziger Jahren makulierte der Luchterhand Verlag im Rahmen der „Verschlankung" seines Programms Restexemplare der dort erschienenen Jung-Auswahl.

Nicht nur, aber auch vor diesem Hintergrund fordere ich die Edition Nautilus auf, den Verkauf meiner „Verzauberten"-Edition über den 31. Dezember 2003 hinaus uneingeschränkt zu ermöglichen und nicht zu blockieren.

Walter Fähnders

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin